

DAS WAR'S

Für Euch, Ihr meine Enkel



Rosemarie Gräfin von der Schulenburg

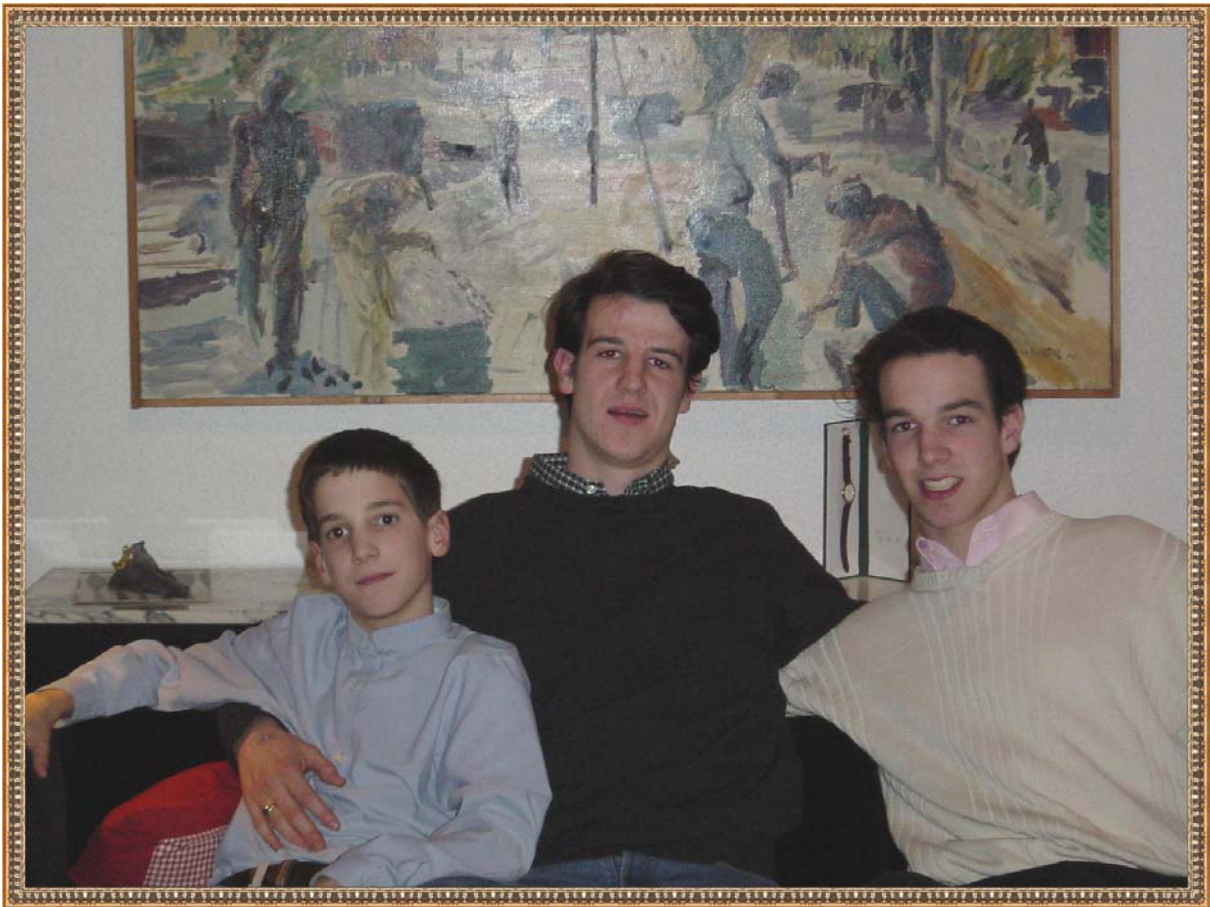
geb. von Blücher

Wettringen, November 2002

Cuvillier Verlag Göttingen

DAS WAR'S

Für Euch, Ihr meine Enkel



Rosemarie Gräfin von der Schulenburg

geb. von Blücher

Wettringen, September 2001

Inhaltsverzeichnis

Prolog

Unsere Familie

Meine Wurzeln

So lebte man in Hinterpommern, Kindheit

Schule zur Nazizeit

Jugend ohne Hoffnung

Studium in Greifswald und Marburg

Heirat

Beetzendorf, Zeit der Schrecken

Wir müssen Beetzendorf verlassen

Neuanfang in Göttingen

Die Rettung, der Fürstengarten

Geliebtes Lippstadt

Bielefeld, dankbarer Rückblick

Prolog

Wenn ich nun, Ihr meine lieben Enkelkinder, Eurem immer wieder geäußerten Wunsch, die Höhen und Tiefen meines Lebens aufzuschreiben, entspreche, so kann ich Euch nur sagen, dass es mir sehr schwer fällt. Ich bin mir dessen wohl bewusst, dass ich an gefährlicher Stelle einen gewaltigen Umbruch der Verhältnisse, einen erschreckenden Erdrutsch, miterlebt habe, so dass es längst an der Zeit gewesen wäre, gemachte Erfahrung und ihre Konsequenzen aufzuschreiben. Wie einen schweren Klotz habe ich das Wissen um diese Dinge vor mir hergewälzt. Die Schrecken meiner jungen Jahre waren so grausam und verletzend, dass ich Jahre brauchte, um ohne Angstträume, schweiß -gebadet, nachts aufzuwachen. Zusammen mit Eurem Großvater, Werner Schulenburg, der im August 1945 schwer verwundet aus amerikanischer Gefangenschaft nach Hause entlassen wurde, jedoch nicht mehr heimkehren durfte, haben wir eine Verdrängungsarbeit bewusst geleistet. Wir ermahnten uns gegenseitig, nicht von dem zu sprechen, was einmal war. Wir hatten ein neues Ziel, von dem ich noch schreiben werde.

Die jahrelange physische Bedrohung, die materiellen Verluste, die daraus folgende bittere Armut, der Überlebenskampf, die Zerstörung unserer Kultur und das, was uns am schlimmsten bedrückte und verunsicherte: der totale Verlust an Ansehen und Wertschätzung, standen in einem so gravierenden Gegensatz zu der Geborgenheit unserer Kindheit und Jugend.

Diese wunderschönen, großen Güter, auf denen wir erwachsen werden durften, sind in meiner Erinnerung eine heile Welt. In Wolkow und Beetzendorf wurde für Mensch und Tier und für alles, was uns anvertraut war, im Geiste des preußischen Pietismus gedacht und gehandelt. Der Segen von Generationen, die hier gearbeitet und vorausgeplant hatten, war überall spürbar. Wir fühlten uns als Glieder in einer langen Kette. Wir lebten mit unseren Vorfahren. Ihre Gräber waren im Park. Wir Kinder pflegten sie. Ihre Portraits sahen von hohen Wänden auf uns herab. Wir kannten sie mit Namen. Wir wussten über ihr Leben und Wirken Bescheid. In Ihrem Sinne wollten wir weiterarbeiten für die Menschen, für die Tiere und für das Land, soweit es uns gehörte. Natürlich wollten auch wir in die Zukunft investieren, verbessern, Arbeitserleichterungen schaffen für Menschen, für die Tiere und auch für die Pflanzen in einer Natur, in der keineswegs von selbst Milch und Honig floss. Ganz gewiss waren wir nicht so reich wie die Menschen in der westlichen Industrie in nur wenigen Generationen

geworden sind. Trotz genauester Buchführung dachten wir nicht kapitalistisch. Wir fühlten uns als Glieder in einer Kette. Auf keinen Fall durften wir das Glied werden, an dem die Kette riss. Das habe ich bei Nachbarn in den wirtschaftlich äußerst schwierigen 20er Jahren des letzten Jahrhunderts öfter erlebt. Ich empfand das schon als Kind als eine peinliche Schande. In diesen Jahren hatten auch meine Eltern schwere, wirtschaftliche Sorgen. Bei einem Jahresabschluss ergab sich, dass nur unsere Mühle in schwarzen Zahlen arbeitete. Es blieb mir nicht verborgen, dass ein Verkauf erwogen wurde. Da hörte ich meinen Vater sagen: "Der Hof wird gehalten, egal wie wir uns jetzt bescheiden müssen. Es gab schon öfter böse Zeiten:



Meine Eltern, Urlaub im 1. Weltkrieg 1915 Joachim von Blücher und Veronika, geb. Freiin von Maltzahn mit Gebhard, der im 2. Weltkrieg gefallen ist

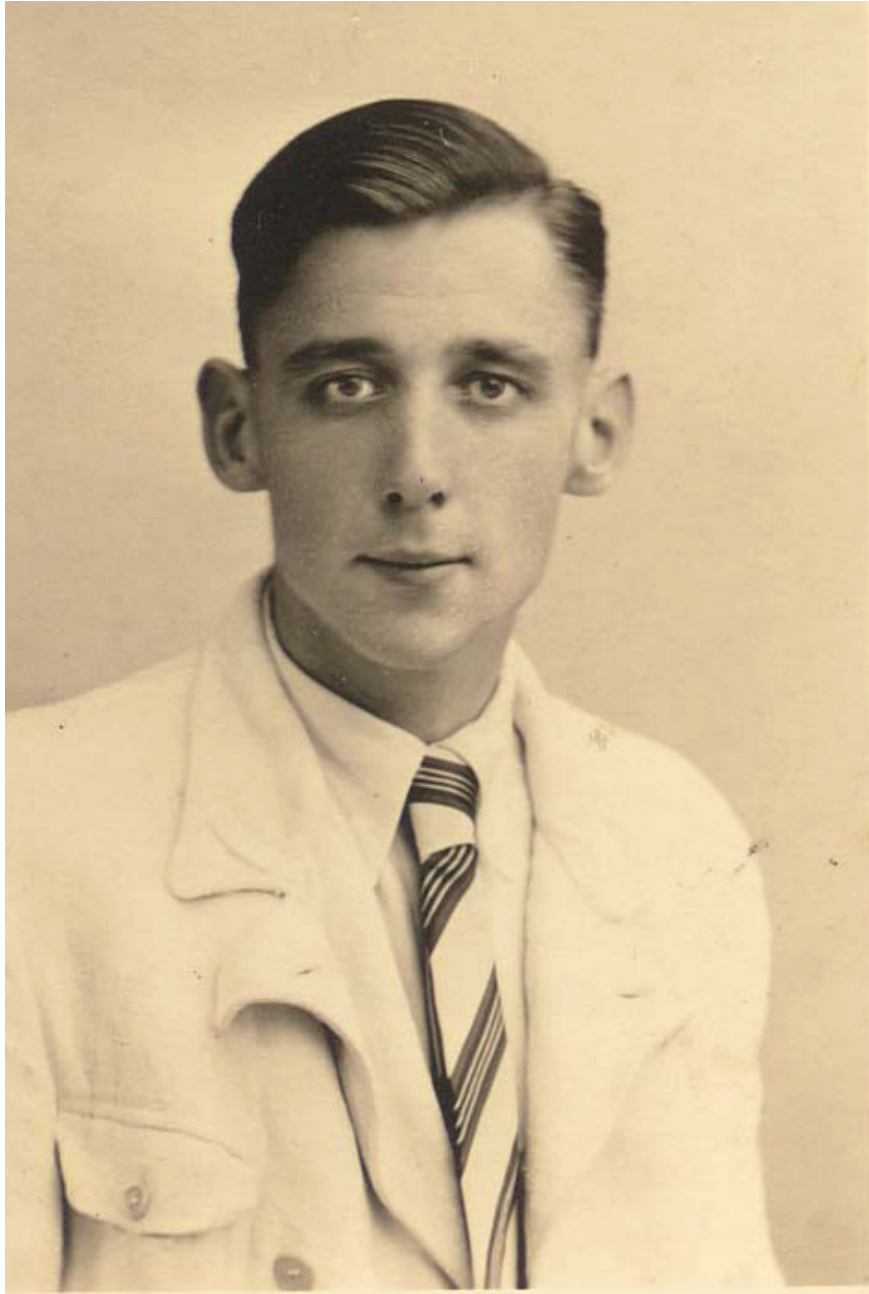
Die Pest, den Dreißigjährigen Krieg, die Napoleonische Besatzung, die vielen Insolvenzen der Caprivizeit. Jedes Opfer ist zu bringen, um hier zu überleben. Hier sind wir zu Hause!" Wir hatten also eine Heimat, egal wie es uns zur Zeit dort erging. Diese haben wir 1945 verloren. Und mit ihr verloren wir den angesammelten Schatz unserer Historie, unserer Archive, in Beetzendorf die lokale Geschichtsschreibung, unsere Bibliotheken und unsere so geliebte dörfliche Gemeinschaft.

Unsere Familie

Wenn Du in eine Großfamilie hineingeboren wirst, also in einen Clan wie man heute sagen würde, dann hast Du eigentlich Glück. Von vornherein werden "Deine Füße auf einen weiten Raum gestellt". Aber natürlich kann eine Großfamilie auch lästig sein. Sie verlangt Anpassung und auf keinen Fall darfst Du aus der Reihe tanzen. Eine Großfamilie bietet Geborgenheit, Weite aber auch Enge. Ein schwarzes Schaf, ein Versager oder gar ein Nonvaleur beleidigt alle, denn die Namen dieser wenigen Familien sind bekannt. Sorgt einer aus unseren Familien für einen Skandal, dann kann man sicher sein, dass die Presse sich um diese Sensation geradezu reißt. Wer in einem solchen Haus aufgewachsen ist, wird von Kindheit an mit Historie konfrontiert. Dieses Denken ist uns angeboren. Und wir sind bemüht, es in Wahrheit und Genauigkeit, nicht ideologisch verbogen, weiterzugeben. So muss also der Missetäter mit Recht fürchten, dass seine Untaten im Adelsarchiv, den Gothas und auch in den Familiengeschichten archiviert werden. Der Geist einer alten Großfamilie war bis jetzt ein Schutz - bis jetzt - möge uns das erhalten bleiben!

Alle jetzt noch lebenden Blüchers in Deutschland, in Dänemark, in der Schweiz, Texas, Australien und wo auch immer, stammen von dem Ritter Ulricus ab. Dieser Ritter zog nicht in die Kreuzzüge. Er begleitete seinen Fürsten, Heinrich den Löwen, in den Osten. Dieser schenkte ihm großes Vertrauen und nannte ihn: "Den min viel leiwen und getrüwen". Er belieh ihn in seinem hohen Alter im Jahre 1214 mit einer Burg bei Ratzeburg. Das war im Lande der Wagrier. Die Burg lag in einem Sumpf aus Gründen der Verteidigung. Aus "bi loch", also "beim Sumpf" ist wahrscheinlich der Familienname Blücher geworden. Zwei seiner Enkel, Ulrich und Hermann, dann sein Urenkel Lüder waren die ersten Bischöfe des neuen Bistums. Ihre schlichten Grabplatten sind erhalten. Ein Besuch des Ratzeburger Doms auf der wunderschönen Dominsel mit Kloster und Kreuzgang ist sehr lohnend, und ich freue mich immer, wenn wir dort unsere Familientage haben. Bis zur Reformation waren dann viele Blüchers im dortigen Kloster Mönche, Äbte und auch Dombauherren. Nach der Reformation konnte sich die Familie stärker vermehren. Man brauchte Land für die jungen Familien. Man fand es zunächst in Mecklenburg im alten Bistum und wanderte immer weiter ostwärts nach Hinterpommern und Westpreußen. Etwa zehn besonders schöne landwirtschaftliche Betriebe gingen 1945 nach dem verlorenen zweiten Weltkrieg verloren. Nur noch der Graf Blücher af Altona hat noch seine wunderschöne Dotation vor Kopenhagen vom dänischen König für seine diplomatischen Verdienste in napoleonischer Zeit. Reich begütert sind auch die

Nachkommen von Felix, der nach den Freiheitskriegen nach Texas, Corpus Christi, auswanderte. Der Enkel des Ritters Ulricus hatte zwei Söhne, Hermann und Wipert. Seitdem gibt es diese beiden Linien. Wir sind das Haus Rosenow, der Hermannlinie zugehörig. Zur Hermannlinie gehört auch unser Familiengenealoge Lebrecht, unser langjähriger Senior, der General Johann Albrecht und dann sein Sohn Wolf Christian, die Nachkommen des Fürsten Blücher von Wahlstatt, der zusammen mit Wellington Napoleon endgültig besiegte, und das dänische Haus der Grafen Blücher af Altona.



Regierungsreferendar Gebhard von Blücher, geb. 1914, Gefallen im Frankreichfeldzug 1940 bei Le Nouvion. Er ist umgebettet auf den großen Soldatenfriedhof, Fort de Malmaison nördlich von Paris.

In den beiden Weltkriegen verloren die Blüchers 18 Männer. Drei Brüder aus dem gräflichen Haus Finken fielen als Fallschirmjäger an einem Tag über Kreta. Sie ruhen auf dem wunderschönen Friedhof Maleme mit dem weiten Blick über das Meer.

Die Stille und der Friede dort ist fast wie ein Trost. Aus dem fürstlichen Haus fiel im zweiten Weltkrieg Nikolaus auf englischer Seite gegen Deutschland. Im Frankreichfeldzug fiel mein Bruder Gebhard und liegt in Fort de Malmaison begraben. Er machte auf der Baltenschule in Misdroy mit 17 Jahren das beste Abitur, das dort gemacht worden ist. - "Kehret wieder Menschenkinder" - Das wäre ein Trost. Aber alle diese Dinge sind genauer in der jetzt neu erscheinenden Familiengeschichte nachzulesen.

Meine Wurzeln

Vier Urgroßelternhäuser wurden in meiner Kindheit richtungsweisend für mein ganzes weiteres Leben. Da bin ich zu Hause. Da sind meine Wurzeln. Meine Mutter sprach mit Liebe und Verehrung von ihren Grosseltern, den Schulenburgs in Beetzendorf und den Maltzahns in Vanselow. Sie selbst war in einem Offiziershaushalt aufgewachsen. Ihr Vater starb im Ersten Weltkrieg. Aber ihre Ferien verbrachte sie auf den Gütern ihrer Grosseltern, meinen beiden Urgroßelternhäuser mütterlicherseits. Wenn sie mit ihrem Humor von ihrer Kindheit und Jugend bei den Grosseltern erzählte, konnten wir Kinder nicht genug davon bekommen. Mein



Die Beetzendorfer Urgroßeltern, Werner (1829 – 1911) und Bertha, aus dem Hause Wolfsburg (1834 – 1918) im Reisedress. So stieg man in die Eisenbahn!

Urgroßvater Werner Graf von der Schulenburg (1829 – 1911), war Herr auf Beetzendorf und Osterwohle, dem Vorwerk Wohlgemut und verschiedenen Forstrevieren. All dieser Besitz fiel nach genau 600 Jahren, im August 1945, der Bodenreform zum Opfer. Von der Treuhand

kaufte nach der Wiedervereinigung mein Sohn, Johann Matthias, das Revier Groß Wismar, zurück. Werner war Erbküchenmeister der Mark Brandenburg, Adelsmarschall, Oberstleutnant und Mitglied des Herrenhauses. Er heiratete Bertha Schulenburg aus dem Hause Wolfsburg (1834 – 1918). Sie brachte eine enorme Aussteuer mit. Das war sehr willkommen, denn das Beetzendorfer Haus war durch einen General Napoleons, der dort im Quartier lag, um alle seine Kostbarkeiten und Nützlichkeiten erleichtert worden. Das Paar hatte acht Kinder. Ihr siebentes Kind war meine Großmutter, die noch mit fast 90 Jahren aus Beetzendorf ausgewiesen wurde, nachdem sie in Berlin ausgebombt war.



Die Beetzendorfer Urgroßeltern als alte Leute. Sie sind die Großeltern meines Mannes und meine Urgroßeltern. Sie haben zu ihrer Zeit eine sehr große und segensreiche Rolle gespielt. Deshalb bringe ich Ihre Bilder zweimal.

In Vanselow, Kreis Demmin, saßen die Maltzahns seit der Völkerwanderung. Nicht weit von dem Flüsschen Tollense gab es noch Reste einer Rundburg. Mein Urgroßvater, Hans Freiherr von Maltzahn (1837 - 1899), heiratete Agnes von Lücken aus dem Hause Zahrendorf (1841 – 1930). Sie waren die Eltern meines Großvaters Mortimer, der im Ersten Weltkrieg starb. Er war der Kommandeur meines Vaters. Und so lernten meine Eltern sich kennen. Vanselow war für meine Mutter und mich das Paradies. Meine Erinnerungen an meine Urgrossmutter Agnes bis in ihr hohes Alter hinein sind nur beglückend. Sie stand einem wunderschönen Haushalt

vor. Harmonie und Liebe verband sie mit ihrem Personal. Wir übernahmen nach der Flucht ihre liebe Anna, die in meinen Kindern die sechste Generation unserer Familie erlebte.



***Meine Urgroßeltern in Beetzendorf mit ihren 5 Töchtern am 4. Geburtstag meiner Mutter,
Veronika von Maltzahn***

***v. l. stehend: Tante Bertha, 1861-1940, Gründerin der Sozialen Frauenschule
Urgroßvater
Tante Ilse, 1875-1947, Gärtnerin
Unbekannt
Tante Helene, 1856-1958, Baronin Digeon v. Monteton
General Digeon v. Monteton, Celle
Tante Gertrud, 1858-1927, Restauratorin von Kirchenkunst
Meine Großmutter, Anna Frein von Maltzahn, 1869-1961***

***v.l. sitzend: "Die Jungfrau Anna", Schwester meiner Urgroßmutter, Äbtissin in Kloster
Helmstedt
Meine Urgroßmutter Bertha, 1834-1918
Mutters Bruder Hans, der als Student in Flandern fiel
Meine Mutter, 1892-1946
"Der alte Landrat"?
Gertrud Digeon v. Monteton, Mutters Kusine und lebenslange beste
Freundin***

Sie hatte mit 14 Jahren bei den Tanten meines Urgroßvaters angefangen zu dienen und wurde bei uns über 98 Jahre alt. Wenn sie von Agnes sprach, leuchteten ihre blauen Augen und sie sagte immer das eine: "Alte Frau Baronin habe ich furchtbar verehrt!" Sehenswert war der Garten meiner Urgrossmutter, ein herrlicher Obst- und Gemüsegarten und ein Park voller botanischer Seltenheiten. Nach dem Tod meines Urgroßvaters lebte sie mit einem Schotten, John Winslow, zusammen. Er war eigentlich im Dienst der englischen Krone in Berlin. Als er

aber die schöne Witwe sah, quittierte er seinen Dienst und zog mit seinen Hunden, Pferden und vielen Kostbarkeiten nach Vanselow und lebte dort als freischaffender Künstler. Ich besinne mich auf sehr schöne Aquarelle. Das hat man meiner Urgroßmutter sehr verübelt - aber nicht nur das: Sie hatte ein großes Interesse für Naturwissenschaften und las, was damals für eine Frau ungewöhnlich war, die Werke von Heckel und Darwin. Als sie damit fertig war, legte sie die Bücher auf einen Tisch und sagte: "Die Herren haben recht!" Da sie nun aber Patronin des Dorfkirchleins war, geriet sie mit ihrem Pfarrer in Streit, der diesen Streit ob "Evolution oder Schöpfungsgeschichte" vor den Synod brachte. Meine Urgroßmutter wurde aufgefordert, Ihr "Die Herren haben recht!" zu widerrufen. Sie tat das nicht, was schließlich dazu führte, dass sie aus der Kirche austrat. Sie versah aber ihre Patronatspflichten bis zu ihrem Tode peinlichst genau. Als sie nun in Berlin 1930 starb und ihr Sarg mit der Kleinbahn erwartet wurde, trat der Synod zusammen, um zu beraten, ob bei der Heimkehr der toten Patronin die Glocken in Vanselow läuten dürften. Sie kamen zu keinem Ergebnis. Das war auch nicht nötig, denn der treue Küster war schon in der Kirche und läutete als der Sarg auf den Hof fuhr.



Agnes Alice von Lücken aus dem Hause Zahrendorf, verheiratete Baronin von Maltzahn – Vanselow (1841 – 1930), mit ihrem Urenkel, Gebhard von Blücher (1914 – 1940).

Sie hatte einen Esel und einen Bernhardiner, mit dem ich laufen durfte wohin ich auch immer wollte. Und obgleich eigentlich alles erlaubt war, weiß ich, dass ich mir als Kind große Mühe gab, besonders gehorsam und artig zu sein.

Die Eltern meiner Großmutter Helene väterlicherseits besaßen das wunderschöne und wertvolle Gut Warlang im Kreis Neustettin. Ihr Vater, Dr. jur. Georg Oertling, verkaufte zwei Güter in Mecklenburg, um sich diesen Besitz in herrlicher Landschaft und gutem Boden in Hinterpommern zu kaufen. Sein Sohn, mein Urgroßvater, Gustav Oertling (1823 – 1900), war ein reicher Mann und sehr tüchtiger Landwirt. Er baute den Gutshof, die Arbeiterwohnungen und die Kirche neu auf. Eine Lageskizze von diesem schönen und praktischen Gutshof mit Beschreibung findet Ihr in den Erinnerungen meines Vaters, die jetzt im "Blücherverlag" als Buch erscheinen. Er heiratete Marie Krüger (1842 – 1931), aus dem Hause Kramonsdorf, an die ich mich sehr genau erinnern kann. Kurz vor ihrem Tod war es ihr letzter Wunsch, ihre 12 Enkel um sich zu versammeln. Wir saßen rund um einen großen runden Tisch, sieben Grünberggeschwister aus Bruchhoff und fünf Blücherkinder aus Wolkow. Urgroßmutter hatte ein weißes Spitzenhäubchen auf und lag auf vielen weißen Kissen weich gebettet, denn sie hatte den Schenkelhals gebrochen. Uns wurde ein köstlicher Kakao und ein ebensolcher Kuchen gereicht. Eine Unterhaltung wollte nicht recht in Gang kommen. Wir waren auch streng vermahnt worden, die Urgrossmutter sei nun sehr krank und wir dürften nicht zu laut sein. Als sie uns nun zum sechsten Male fragte, ob wir uns öfter sähen und wahrscheinlich nie eine befriedigende Antwort bekam, fiel ich vor Lachen vom Stuhl. "Urgrossmutter, ich habe mitgezählt, Du fragst uns dasselbe nun schon zum sechsten Mal!" Da musste sie herzlich lachen und fragte nur: "Du hast Dir doch nicht wehgetan, Du liebes Kind?" Sie war eine wunderbare Hausfrau, verbreitete Gemütlichkeit und Wohlbefinden und hatte einen köstlichen Humor.

Wenn ich auch meine Urgrosseltern Blücher in Wolkow nicht mehr gekannt habe, so erinnerte in Wolkow alles an sie. Mit know how, unermüdlichem Fleiß und Sparsamkeit hatten sie 57 Jahre in Wolkow gearbeitet und das, was sie hinterließen, war wirklich erstaunlich. Mein Urgroßvater Wilhelm (1827 – 1910), war der älteste Sohn von Ernst von Blücher und Friederike von Schuckmann. Er wurde in Klein Plasten geboren. Die sehr bescheidenen, kleinen Ölbilder von Ernst und Friederike und auch von deren Eltern hingen in Wolkow im Gartensaal und gingen zu meinem Kummer mit allen anderen Bildern 1945 verloren.



Marie Louise Oertling, geb. Krüger, aus dem Hause Kramonsdorf (1842 – 1931).

Der Urgroßvater leistete zunächst seinen Militärdienst in Neustrelitz, brachte es bis zum Bataillonsadjutanten und machte 1848 als Fähnrich die Intervention gegen Dänemark mit. Daran erinnerte noch immer eine dänische Kanonenkugel, die auf dem Schreibtisch meines Vaters als Briefbeschwerer zweckentfremdet war. Es gab ein Tagebuch aus dieser Zeit, in dem die verschiedensten Nachtquartiere sehr amüsant beschrieben wurden, und es offenbar überall hübsche Mädchen gab, die sein Herz erfreuten. Er behielt eine Liebe zu Dänemark, fuhr jeden Winter mit dem Schiff zwei Wochen nach Kopenhagen, holte sich dort Anregungen für seinen Betrieb und in seinem ganzen weiteren Leben hielt er eine dänische Zeitung. Mit 24 Jahren nahm er beim Militär seinen Abschied. Sein Vater gab ihm 75.000,- Taler bares Geld, mit dem er sich ankaufen sollte. Dieses Geld sollte er allerdings an den jüngeren Bruder zurückzahlen, damit dieser auch Land erwerben könnte. Diese Bedingung hat

mein Urgroßvater erstaunlich schnell erfüllt. 1853 kaufte mein Urgroßvater von einem Herrn Michaelis Wolkow und Eichhoff im Kreise Regenwalde, Hinterpommern. Wolkow war alter Dewitz'scher Besitz wie das ganze große Gebiet zwischen Daber und Plathe. Auf Wolkow arbeiteten vier Bauern, die in der schweren Zeit der Freiheitskriege das Land verließen, weil sie pleite machten.



*Wilhelm von Blücher (1827 – 1910), und Marie von Blücher, geb. v. Grävenitz (1832 – 1913), mit ihren Töchtern v. l. Friederike, Marie und Anna
Die Aufnahme stammt etwa aus dem Jahr 1882.*

Zunächst war Wilhelm ein Jahr allein in Wolkow. Die Verhältnisse waren zu primitiv. Dann aber konnte er es verantworten, sich um Marie von Graevenitz zu bewerben (1832 - b1913). Marie war die Tochter des Großherzoglich Strelitz'schen Kammerherrn und Kammerpräsidenten und Oberlandesforstmeister Friedrich von Grävenitz und seiner Frau Oktavie von Günderode. Die Bilder dieses Ehepaares, also meine Ururgroßeltern, hingen in Wolkow als sehr hübsche Kreidezeichnungen im Speisesaal. Oktavie war, wie ihr Name

sagte, die achte von elf Schwestern, Diese elf Schwestern Günderode waren, für damalige Zeit neu, in Stahlstichmanier portraitiert. Ihre elf Bilder hingen, entzückend gerahmt, eine reizvoller als die andere, in Wolkow in einem Fremdenzimmer. Oktavie war eine in ihrer Zeit sehr bekannte Malerin. Das Wolkower Haus hatte zahlreiche Bilder von ihr. Da gab es Kreidezeichnungen, romantische Landschaften, sehr gute Kopien aus der Dresdener Galerie, viele Portraits, lebendig und jung, vor Efeuwänden, unter Apfelbäumen, junge Frauen mit Kindern auf dem Arm. Das Barock war zu Ende - befreite, liebenswerte Romantik!

Obgleich ich diese Urgroßeltern nicht mehr erlebt habe, erinnerte in Wolkow alles an sie. Mein Großvater, Ihr Sohn Gebhard, starb mit 36 Jahren als Rittmeister und seine Frau Helene Örtling ein Jahr später. Mein Vater war mit 5 Jahren Waisenkind. Es war meinen Großeltern nicht vergönnt, in Wolkow zu wirken.



Gebhard (1856 – 1892) und Helene v. Blücher, geb. Oerthling (1863 – 1893)

Als meine Urgroßeltern, Wilhelm und Marie, in Hinterpommern anfangen, war diese Gegend völlig unerschlossen. Es war zunächst eine Selbstversorgungswirtschaft. Der einzige Bahnhof Pommerns war Stettin. Es gab keine festen Strassen. Einmal in der Woche wurde die Post zugestellt. Ein Reitknecht besorgte das, was ganz dringend war. Telefon, Fahrrad, Motorräder oder gar Autos, feste Strassen, Kleinbahnen, Krankenkassen und Gewerkschaften, Arbeits- und Jugendämter, Wasserleitung und Elektrizität gab es nicht. Meine Urgroßeltern waren mit Rat und Tat für alles die letzte Instanz. Anfangs gab es in Wolkow etwa 3000 Schafe, und

man betrieb die Brachwirtschaft. Die Wolle dieser Schafe wurde mit vielen Gespannen nach Stettin gebracht und auf dem Wollmarkt verkauft, was mein Urgroßvater persönlich besorgte. Von dem Erlös kaufte er u.a. Stoffe für ein neues Kleid für seine Frau und seine drei Töchter.



Mein Urgroßvater hatte Landwirtschaft in England gelernt und begeisterte sich für den Tudorstil. 1864 war das Gutshaus fertig. Es hatte wunderschöne, große helle Räume mit den romantischen Gemälden meiner Urgroßmutter Gänderode. Die 5 Kinder meiner Urgroßeltern wurden noch in dem primitiven alten Haus geboren. Ich war 1920 das erste Kind, das in diesem Haus das Licht der Welt erblickte.

Wilhelm und Marie leisteten in den 53 Jahren ihres Wirkens eine wahre Koloniarbeit: Wiesen wurden drainiert, Äcker melioriert, eiszeitliche Dünen aufgeforstet, viele neue Wohnungen und Stallungen geschaffen. 1864 wurde das neue Gutshaus bezogen. Die fünf Kinder waren noch in dem äußerst bescheidenen alten Haus geboren, aus dem dann eine

Wagenremise geschaffen wurde. Aus Vollblütern und Trakehnern wurde eine später sehr bekannte Pferdezucht aufgebaut, ein Pferdezuchtverein gegründet.

Wilhelm gründete außerdem den "Landwirtschaftlichen Verein Klein Raddow", dem alle Landwirte und Bauern aus neun Dörfern beitraten. Ihre Interessen vertrat mein Urgroßvater im Preußischen Landtag. Jahrzehnte war Wilhelm Amtsvorsteher von sieben Dörfern. Wann er, obgleich in Hinterpommern angesessen, in Strelitz Kammerherr wurde, ist leider nicht bekannt. Durch seine Kontakte mit den Nachbardörfern gelang es ihm, die Menschen für die Notwendigkeit des Straßenbaus zu gewinnen und für den Bau der Kleinbahn. Wolkow wurde 1906 Bahnstation! Und damit wurde die Vermarktung von Massenprodukten möglich. Er förderte, wo er konnte, die landwirtschaftliche Industrie. In Wolkow baute er eine Nassstärkefabrik, die dann später als es Trockenstärkefabriken gab, unrentabel wurde. Aber dann waren wir schon durch die Kleinbahn mit diesen Fabriken verbunden, um die Kartoffeln zu vermarkten.

Das wunderschöne, geräumige Wolkower Gutshaus wurde zu Zeiten meiner Urgrosseltern zu einem gesellschaftlichen Mittelpunkt für die ganze Gegend. Zusammen mit dem Grafen Borcke Stargordt gründete mein Urgroßvater den Parforcejagdverein. Die Meute stand in Stargordt, zeitweise auch in Wolkow. Diesem Verein traten alle Männer des Kreises Regenwalde bei, soweit sie sich im Sattel sicher fühlten. Bei meiner Urgrossmutter lernte man das Kochen, Backen und Schlachten, den Umgang mit Flachs und Wolle, das Brot backen, Seife kochen und Obst- und Gemüsebau. Das Haus lag auf einer Endmoräne, in Terrassen ging es den Berg hinunter zu einem Teich mit einer Insel, die mit dem Land durch eine Birkenbrücke verbunden war. An der Insel lag ein Kahn. Hier haben wir als Kinder herrlich gespielt. Dieser Park mit seinen Staudenrabatten, seiner Dahliensammlung, seinem Alpinum auf den Terrassen, seinen zahllosen Schmetterlingen, Eidechsen und Vögeln und seinem herrlichen alten Baumbestand ist heute noch die Gartenlandschaft meiner Träume.

So lebte man in Hinterpommern, meine Kindheit

1939 hatte die Provinz Pommern, einschließlich Vorpommern und Rügen, 1 900 000 Einwohner. Mit unserer einzigen Großstadt Stettin, die der Hafen für Berlin und Oberschlesien war, verteilte sich die Bevölkerung im Durchschnitt auf das ganze Land 63 Menschen auf einen qkm. Bei uns allerdings, in den reinen Agrargebieten, wohnten nur etwa 30 Menschen auf einen qkm. Unsere Landarbeiter waren kinderreich, und da unsere Leute auch sehr alt wurden, kann man sich vorstellen wie wenige Arbeitskräfte auf einen qkm verblieben. Die Dörfer hatten 100 bis 300 Einwohner. Das bedeutete, dass sie fünf Kilometer und mehr auseinander lagen. Die Städte, meist nur kleine Märkte, waren 30 bis 40 Kilometer voneinander entfernt.

Es gab nur eine D-Zug-Linie, die von Berlin über Stettin nach Königsberg. Aber schon vor dem 1. Weltkrieg war ein weit verzweigtes Netz von Schmalspurbahnen gebaut worden, die mit vielen Mäandern die Dörfer miteinander verbanden und jener einen Staatsbahn zustrebten, damit dort Kartoffeln, Holz, Zuckerrüben, Getreide, Stärke und Schlachtvieh verladen werden konnte. Da unsere Produkte meistens Berlin oder das Ruhrgebiet versorgten, mussten sie von der Schmalspur auf die Vollspur umgeladen werden.

Dass die Wagen der Schmalspur nicht einfach anzuhängen waren, erwies sich als eine empfindliche Wertminderung unserer Produkte. Das Gut meiner Eltern war seit 1906 Bahnstation. Hinter den quietschenden Schweinen und den oft 40 Waggons mit Feldfrüchten oder Kunstdung schunkelte dann das einzige Personenwägelchen, in dem ich auch vier Jahre zur Mittelschule nach Regenwalde fuhr. Da gab es ein Abteil für die Schüler und eins für die Schülerinnen, ganz streng getrennt. Grenzüberschreitungen gab es nicht. Dazwischen war eine Toilette und ein winziges Abteilchen mit einem roten Plüschsofa, 1. Klasse. Auf diesem saß mein Vater, wenn er etwas in Regenwalde zu tun hatte. Die Bahn nahm aber auf Passagiere wenig Rücksicht, von ihnen hätte sie auch nicht leben können. In den Hauptverladezeiten - Herbst und Winter - konnte man drei Stunden und länger in der Wellblechbude warten und über den neuesten Dorfklatz, der an den Wänden angeschrieben war, informiert werden. Manchmal war unser Bähnlein aber dann doch pünktlich. Wie oft bin ich auf den schon fahrenden Zug aufgesprungen. Und einmal hat die Bahn wegen mir sogar gehalten! Das brachte mir eine Rüge von dem Zugschaffner, Herr Jaensch, bei meinem Vater ein: Ich käme häufig zu spät, hätte oft die Monatskarte vergessen und sei überdies reichlich frech. Dass wir

fast immer die erste Stunde verpassten, wurde uns von den Lehrern geglaubt. Aber als wir einmal erst in der 4. Stunde ankamen, glaubten sie uns nicht, und es drohte uns ein schreckliches Strafgericht.



Die Blücherkinder in Wolkow

v.l.n.r.: Gebhard (1914 – 1940) in Fort de Malmaison begraben; Ernst (1926); Cordula (1916 – 1994) in Lauenburg begraben; Rosemarie (1920); Gunhild (1924);

Es war Herbst. Wegen der vielen Kühe wurden riesige Felder mit Wruken angebaut. Rechts und links vom Bahndamm, wenige Kilometer vor Regenwalde, war das Feld zur Linken von Kohlweißlingraupen total leer gefressen. Aber rechts vom Bahndamm stand das große Feld noch dunkelgrün im Blatt. Davon müssen auch die Raupen erfahren haben. Jedenfalls in einer Millionenprozession krochen sie über den Bahnkörper, um das rechte Feld leer zu fressen. Um nun Regenwalde zu erreichen, musste die Bahn eine kleine Steigung überwinden. Die Gleise waren aber so glitschig, dass dies unmöglich war. Eine Gaudi für uns Kinder. Wir stürmten heraus und säuberten die Gleise mit Stroh, Meter für Meter. Die Bahn rückte im Schneckentempo nach. Für unsere Verspätung mussten wir dann einen seriösen, erwachsenen Zeugen beibringen, um in der Schule begnadigt zu werden.

Die Verkehrsschwierigkeiten bedingten, dass jedes gut geleitete Dorf "Ein Königreich" für sich war. Es hatte eine eigene Kirche, eine Schule, einen Friedhof und seine eigenen Handwerker. Größere Güter unterhielten eine Gemeindegemeinschaft und eine Kindergärtnerin. Unsere Gutshandwerker wären hier Gewerbeoberlehrer, dort waren sie Naturtalente. Unser Gutschmied konnte nicht nur junge Trakehner beschlagen, er reparierte einfach alles. Er schmiedete herrliche Gitter, verstand sich auf Schloss und Schlüssel, und er konnte Zähne ziehen. Hinter der eigentlichen Schmiede war eine Eisenkammer. Dort stand ein Stuhl und vor dem Stuhl ein kleiner Tisch. Auf dem Tisch stand eine Schnapsflasche, um dem Opfer seine Sitzung zu versüßen und es zu betäuben. Genauso tüchtig war der Elektriker. Wir konnten keine Mühle und keinen Dreschkasten verladen. An Ort und Stelle musste alles repariert werden. Der Stellmacher fertigte bis in die Nacht hinein hinter stets verschlossener Tür die schönsten Sachen, die weit über den Rahmen des landwirtschaftlichen Wagen- und Gerätebaues hinausgingen. In seiner Tür war ein Astloch, durch das er argwöhnisch blickte, wenn er uns Kinder kommen hörte. Noch ehe wir unsere Bitten um Nägel für unsere Kaninchenboxen geäußert hatten, schrie er durch sein Astloch wütend "Heb ken Noagel!" Das hatte ihm im ganzen Dorf den Namen Hebkennoagel eingebracht. Er war nicht geizig. Die Nägel gehörten ja meinem Vater. Aber er ertrug einfach Störungen bei seiner Arbeit nicht. Er war ein schöpferischer Mensch. Und dann der Krauter - Kaschube von Geburt - unser Gärtner. Unter seinen grünen Fingern duftete, blühte und summete es in verschwenderischer Pracht. Nur für den Handel fehlte ihm jedes Verständnis. Das war keine "ehrliche Arbeit". Und so widersetzte er sich den Plänen meiner Mutter, eine Gutsgärtnerei in eine Handelsgärtnerei zu verwandeln. Und so stand ich als Kind daneben wie eine Dame aus der Stadt ins Gewächshaus kam und eine über und über blühende Kamelie kaufen wollte. Darauf unser Gärtner: "Det is vor Ihnen zu schade, det kömmt ins Schloss".

Durch alle Härte unseres Lebens und alle Primitivität lächelte ein goldener Humor. Unsere Dorfgemeinschaft erscheint mir heute wie ein verlorenes Paradies. Unser größter Feind war die Abwanderung. Junge Menschen sehnten sich nach der Stadt und ließen sich von der Industrie, dem Arbeitsdienst und Militär abwerben. Oft kamen sie krank und deprimiert zurück und hatten Einstieg und Aufstieg verpasst. Die sozialen Bemühungen meiner Eltern in Wolkow und die Art der landwirtschaftlichen Tarife, die zu 80 % aus Naturalien bestanden, waren darauf ausgerichtet, den Landarbeiter sesshaft zu machen und die Geburtenziffer zu heben. Wir wollten möglichst mit eigenen Kräften, ohne polnische Saisonarbeiter

auskommen. Man muss sich aber immer vorstellen, dass diese Maßnahmen von Gut zu Gut verschieden waren und von der wirtschaftlichen Kapazität abhingen.



Der alte Krauter, Franz Karow, schon im Ruhestand als Jäger mit seinem Hund Tell. Er durfte noch zu Hause sterben

Das zugrunde liegende Prinzip lautete: Je größer die Familie, desto größer der Wohlstand. So hatten viele Güter noch über die gesetzliche Rentenversicherung hinaus alle ihre Mitarbeiter in eine Lebensversicherung eingekauft. Bei meinen Eltern wurde mit dem 65. Lebensjahr 1200.- ausgezahlt, damals viel Geld, bei vorzeitigem Tod bekamen die Erben eine entsprechende Summe. Im Betrieb verbleibende Kinder wurden belohnt. In der Gutsküche wurde für die Familie einer Wöchnerin gekocht, sollte es keine Großmutter geben, die dafür sorgt. Die Babyausstattung schenkte meine Mutter. Der Kinderreichtum sollte die Eltern möglichst wenig belasten. Es würde zu weit führen, sich hier mit den für Mittelpommern allgemein verbindlichen Tarifen zu beschäftigen.

Da gab es Leistungsprämien für Melker, Zulagen für Gespannführer, für Dengeln von Sensen, für Räumen von Wiesengräben und für Arbeiten, die im Akkord vergeben wurden. Aber die Hauptbezüge, vier Fünftel des Grundgehalts, eines männlichen Vollarbeiters waren Naturalien. Ein Landarbeiter und seine meist auch auf dem Lande aufgewachsene Frau sollten ihr land- und viehwirtschaftliches Wissen nicht nur in den Dienst des Gutes stellen, sondern ganz bewusst für ihre eigene Lebenshaltung und Nebenerwerb nutzen. Der Deputatempfänger war ein kleiner Bauer. Der Freiarbeiter, der sich nur mit Geld entlohnen ließ, war ein Proletarier. Das kam in einer viel geringeren Sesshaftigkeit zum Ausdruck. Es gab ein großes Angebot von Freiarbeitern 1929 nach der Pleite der Vulkanwerften in Stettin.

Zu den Bezügen gehörten: Freie Wohnung mit Stall und 1250 qm Gartenland, gepflügt und gedüngt, eine Kuh und vier Jahre eine Stärkeaufzucht, beides futter- und weidefrei. Dazu für die Kuh 700 qm Wrukenland. Weitere 500 qm Flachsland machte unseren Mitarbeitern viel Arbeit. Da aber die meisten Familien noch Webstühle hatten und herrliche, unverwüstliche Muster zu weben verstanden, kämpfte meine Mutter um Beibehaltung des Flachslandes. Jedes Jahr ließ sie eine Webmeisterin aus Osnabrück kommen, die neue Anregungen und auch technische Erleichterungen mitbrachte. Im Herbst hörte man dann vom Dorfbackofen das Knacken der "Brake" und im Frühling begossen wir Kinder mit Gießkannen die noch grauen Linnen auf der "Bleiche". Zwei Mutterschafe durften weide- und futterfrei ganzjährig gehalten werden, die Nachzucht bis Oktober. Jede Familie hatte im Sommer drei Zuchtgänse weidefrei. Am 1. Oktober wurde dann jedes siebente Güssel auf dem Gutshof zur Mast abgeliefert. Das war ein Riesengänseauftrieb auf dem Hof, ein ohrenbetäubendes Geschnatter, der letzte freie Schrei dieser stolzen Vögel. Die Gänsehaltung erwies sich aber als sehr unrentabel, weil die Gänse die Gräser mit Wurzeln ausrissen und somit die Weiden verdarben.

Die Gänsehaltung wurde mit 25 Ztr. Kartoffeln abgelöst. Das bedeutete ein fettes Schwein mehr. Schweine, Hühner, Enten konnten jede Menge in der Dienststallung gehalten werden. Auf dem Dorfteich wimmelte es von Enten in ganz unterschiedlichem Federkleid. Von den 45 Landarbeiterfamilien in Wolkow, dem Hof auf dem wir wohnten, wurden im Durchschnitt 120 Mastschweine dem Markt zugeführt. An Naturalien erhielt ein Arbeiter einen Zentner Weizen, 22 Zentner Roggen, sechs Zentner Sommerkorn und 80 Zentner Kartoffeln und 70 Zentner Briketts. In der Weltwirtschaftskrise konnten meine Eltern die Briketts nicht bezahlen, und eine wunderschöne, 200 Jahre alte Lindenallee wurde abgeschlagen, damit die vielen Stuben auch in den bei uns so kalten Wintern warm wurden. Das nahmen Verwandte meinen Eltern sehr übel. Aber sie wussten sicher nicht, was es bedeutete, in diesen Jahren allem gerecht zu werden. Blieb aus einer Familie ein "Hofgänger" bei uns, dann bekam diese Familie zusätzliches Deputat.

Begabte Kinder aus unserem Dorf besuchten die Realschule in Regenwalde. Mühsam musste meine Mutter die Eltern dafür gewinnen. Natürlich hatten diese jungen Menschen nach der Flucht gegenüber den anderen einen großen Vorteil. Der Sohn unseres Müllers bestand sogar das Abitur. Eine Riesenfreude für das ganze Dorf. Mein Vater gab ein kleines Fest, denn er hatte das Internat ermöglicht. Mein ältester Bruder und ich nahmen an dem Fest nicht teil. Wir ärgerten uns. Unsere Abiture hat man mit keinem Satz gewürdigt. Als ich meiner Mutter sagte: "Vorige Woche habe ich mein Abi gemacht", sagte sie nur: "Geh zu Vater und bedanke Dich!"

Wie lebte man nun? Diese Frage ist bei der Themenstellung "So lebte man" in wenigen Minuten gar nicht zu beantworten. Man lebte jedenfalls ganz anders. Und das kann nur der ermessen, der dieses Leben gekannt hat. Ganz sicher ist, dass unser freies Unternehmertum in einem Land, das dem schöpferischen Menschen unendliche Möglichkeiten einräumte - auch dem Landarbeiter - uns ganz andere persönliche Sorgen und Existenznöte aufbürdete als wir sie hier in unserer modernen Welt haben. Die meisten Flüchtlinge sind hier Angestellte, nur wenige Beamte. Unser Leben hier ist leichter geworden. Im Durchschnitt geht es den meisten besser. Die Segnungen der Zivilisation sind fast gleichmäßig über jeden ausgeschüttet. Kein Mensch holt sein Wasser von der Pumpe. Wer kocht sein Mittag noch mit Holz oder gar mit Torf? Und wer spült seine Wäsche noch im Bach? Und doch, wo bleibt die Dankbarkeit? Häuft sich nicht da eine neue Schuld auf uns, die wir das Inferno überlebt haben? Zeitweise hatten wir Gespräche über zu Hause verboten. Aber, wenn wir so zusammensitzen, dann wird

nach dem zweiten, dritten Glas Wein plötzlich wieder Platt gesprochen. Und das alte, längst doch schon erschöpfte Thema ist ungebeten plötzlich wieder Da: "Haben wir je wieder so gelacht? Waren wir nicht immer gesund? Waren wir nicht viel zufriedener?" Eins ist sicher: Unser Leben war viel härter - aber natürlicher. Meine Mutter stammte aus dem Westen. Ein Gast fragte sie: "Wie ist es möglich, dass Sie sich in Hinterpommern so gut eingelebt haben?" Mutter antwortete: "Hier lebe ich das geistliche Jahr".

Um das Abitur zu machen, mussten wir Kinder schon ab der Untertertia in ein Internat. Erst im Vergleich mit dem Leben in der Stadt, mit der Enge einer Klosterschule, konnten wir vergleichen wie unbeschreiblich die innere und äußere Freiheit unseres Lebens auf dem Lande war. Wie groß war doch der Charme des Landlebens - aber natürlich auch das wirtschaftliche und persönliche Risiko! Wir lebten praktisch ohne Polizei. Ein berittener Landjäger war für viele Dörfer verantwortlich. Der Hausschlüssel meines Elternhauses war jahrelang verschwunden. Nie ist etwas passiert, obgleich das Haus eine Fülle von Kunstschätzen barg. Die Ostkolonisation war eben auch eine moralische Leistung. Pfarrer und sein Patron waren oft die besten Freunde.

Wenn zu Ferienbeginn der Zug über die Oderbrücke donnerte, verschwand man und zog zum Zeichen der Freiheit die grässlichen Stiftskleider aus. Erst auf hinterpommerschem Boden fühlte man sich vor Strafen sicher. Auf dem Bahnhof in Ruhnow wartete der Wolkower Kutscher - ein schöner Mann, mit Bärencape und Bärenmütze im Winter, im Sommer im blauen Mantel mit silbernen Knöpfen, die beiden Schlüssel, das Wappen der Blücherfamilie. Er saß auf dem Bock, wir stiegen hinten in den Wagen - und ab gingen die gestempelten Trakehnerstuten als hätten sie Monate im Stall gestanden. Wenn wir nach zweistündigem Trapp die Wolfsbachbrücke passierten, brachen wir das Schweigen und riefen: "Artur, Dein Wagen bricht!" Und er musste antworten: "Nein der Wagen ist es nicht. Es ist ein Band von meinem Herzen, das da lag in tausend Schmerzen". Das war eine immer wiederkehrende, feierliche, fast liturgische Handlung, der eine gewisse Steifheit anhaftete. Aber sonst wären wir vor Freude und Erwartung in Tränen ausgebrochen.

Da lag es nun hoch auf einer Endmoräne, das alte weiße Haus, der herrliche dunkelgrüne Park mit seinen Ratten und Mäusen, den Kakerlaken und den Spinnen und seiner immer totternden Mamsell Klingbeil in der Küche, dem Diener Schülke, dem Dorftroddel Karl, den keiner haben wollte und der deshalb im "Schloss" wohnte, den Mägden, den Tanten, den Gästen, den

Geschwistern und den Eltern. In meiner übergroßen Phantasie meinte ich, sie alle müssten in seliger Erwartung vor Freude über Tische und Bänke springen. Die Pferde bogen in das Parktor ein, vor der Auffahrt fielen sie in einen letzten Galopp und standen vor der Freitreppe auf Kommando. Mama stand in ihrem Sonntagskleid auf der Treppe. Wir küssten - aber wir küssten nicht wirklich. Wir legten die Zeugnisse auf Vaters Schreibtisch, die wir kommentarlos unterschrieben zurückbekamen. Still und glücklich gingen wir auf unsere gemütlich vorbereiteten Zimmer. Die unemotionale Welt des preußischen Feudalismus hatte uns auf ihre Art wieder aufgenommen.

Mein erstes Nachhausekommen in den Sommerferien 1934 hinterließ ein unendliches Glücksgefühl in meinem Herzen. Als ich für einen Kreis der Frauenhilfe in unserer Gemeinde in Lippstadt versuchte, das Lebensbild eines alten Ehepaares, das über 90 Jahre alt wurde – beide starben am selben Tag - aufzuzeichnen, schrieb ich folgende Verse, die vielleicht ein Spiegel meiner ganzen Kindheit sind: Erstes Nachhausekommen, später immer wieder geträumt:

GETRÄUMTES NACHHAUSEKOMMEN

Es sind die alten Bäume,
 die am Südhang stehen.
 Nordmannstannen, deren Schatten
 kegelförmig auf den Matten
 nach dem weißen Hause sehn.
 Waldrebe am Söller rankt,
 Feitschi von der Zinne schwankt,
 runder Buchs, Poliatarrosen,
 und die wunderbaren großen
 Linden voll in Blüte stehn.
 Süße Sommerlüfte gehen,
 Blatt an Blätter leise stoßen.
 Knarrend geht die Gartenpforte:
 "Sei willkommen hier am Orte!"
 Keiner hat mich dann gefragt:
 "Schon so alt und so verzagt?"
 Mit unendlichem Erbarmen,

eingehüllt in grünen Armen:

"Du liebes Kind bist wieder da,
spiel mit uns wie's immer war!"

Die Insel ruft: "Hier bin ich doch,
die Birkenbrücke trägt Dich noch!"

Huflattichblatt: "Ich bitte schön,
ein Sonnenhut, wär's angenehm?"

Parkwege - Kies der knirscht und knarrt:

"Ein Donnerkeil aparter Art?

Stürm nicht so schnell an mir vorbei,
ich hab für Dich so mancherlei -

Kristalle und auch Petrefakten,
Eidechsen grün wie die Smaragden!"

Die Fichte rauscht: "Raschip. raschap,
Kind brich Dir einen Zapfen ab!

Steig einmal noch in meine Spitze.

Dort kann Dein Auge noch mal gehen,
weit über Hügel, Wald und Seen.

Kartoffelpläne dunkelgrün,
im blauen Blatt die Wruken stehn,
Der Roggen schillert wie Opal,
und Birken, Birken ohne Zahl."

Der Wipfel schwankt: "Raschap, Raschip",
ganz unbeschreiblich ist der Blick.

"Und halt Ihr Alten, lebt Ihr noch?

Der Rauch zieht ab von Eurem Dach!

Ein Riedgedeckt, einstübig Haus,
ein Kater sieht zum Fenster raus,
starbt Ihr nicht beide Hand in Hand,
ist heute dort nicht Ackerland?

Wer bötet juch dat Frier an?

Ach, dass ich mich so schwer erinnern kann!

Ik jlów juch ward dat sülverst sin!

Ich steig schnell ab, ich komm schon hin".

Die Ferien gingen zu Ende. Der Abschied rückte immer näher, der letzte Tag - die scheinbare Mitleidslosigkeit der Eltern. Im Nachlass meines gefallenen Bruders Gebhard fand sich unter Bergen von Zeichnungen und Gedichten folgendes kleine Gedicht. Er war damals auf der Baltenschule in Misdroy. Er nannte diese Verse "Abschied von den Weihnachtsferien 1930". Meine ältere Schwester gab es mir und sagte: „Lies doch mal, war es nicht wirklich so?“ Ich nahm es an mich und hob es auf.

Abschied von den Weihnachtsferien 1930

Die Pferde scharren mit den Hufen
die hart gefrorene Erde.

Halb träumend höre ich Sprechen und Rufen,
Vom Kuhstall tönt das Brüllen der Herde.

Der Wagenpelz ist warm und weich,
die langen Haare die Wangen mir fächeln,
den letzten Kuss gibt Mutter mir gleich,
ich möchte weinen und kann doch nur lächeln.
Als wär' ich weit fort, besteig ich den Wagen.

Der Diener knöpft das Spritzleder über,
ein letztes, lautes Aufwiedersehnsagen,
und dann ist alles vorüber, vorüber.

Der Ostwind fegt über kahle Felder,
ich sinne noch einmal fröstelnd zurück.
Das Herz wird immer leerer und kälter,
im tiefen Schmerz empfinde ich Glück.

Als ich älter wurde, gab ich, wenn ich zu den Ferien nach Hause kam, dem Kutscher meinen Koffer mit der schmutzigen Wäsche und bin die 22 Kilometer von Ruhnow Bahnhof nach Wolkow zu Fuß gelaufen. Zu Fuß wollte ich nach Hause kommen. Nie werde ich eine Nacht zum Gründonnerstag 1942 vergessen. Ich machte in Marburg mein Physikum. Dort blühten schon die Forsythien. Hier lag noch harter Schnee in den Chausseegräben. Ein starker Weststurm peitschte die Zweige der Birken und sang in den Drähten der Überlandzentrale. Von den Feldern kam Erdgeruch und hoch über mir - ein, zwei, drei, vier Stunden lang - der

Schrei der Wandergans. Weit weg tobte der Krieg. Andächtig ging ich durch die stillen, verdunkelten Dörfer - Stramehl, Geiglitz, Zeitlitz, Groß- und Kleinborkenhagen, Grossradow, immer in dem traurigen Bewusstsein: Sieh es Dir noch einmal an, hier wirst Du nie wieder gehen. Ich wanderte um die kleinen, alten Feldsteinkirchen, ging noch einmal über die Dorffriedhöfe und verweilte ganz lange an meinem Lieblingsort, den Kiesbergen. In sehr später Nacht wurden dann schließlich die Umrisse von Wolkow sichtbar. Keinem Menschen war ich begegnet - für sie war die Welt unheimlich geworden. Nur zwei große weiße Hütehunde jagten, laut bellend, in ihrer Hochzeitsnacht an mir vorbei. Die Welt war voller Morden. Aber es war trotzdem Frühling, Frühling in einer wilden Schöpfernacht.



Mein Elternhaus in Wolkow

Später sagte dann eine Gemeindegewesene zu mir als wir nach allem wieder in Amt und Würden waren "Wissen Sie, ich wollte zu den Flüchtlingen besonders nett sein, ich habe es immer wieder versucht, aber, ich glaube, ich erreichte sie nicht, sie waren zu "anders".

Ja, sie hatte Recht, wir waren anders - aber wir waren auch verändert. Um begreiflich zu machen wie verändert wir waren, bringe ich nun ein kleines Gedicht aus der Zeit nach der

Flucht. Nach sieben Jahren mühsamster Entbehrung hatten wir es endlich wieder geschafft: Mein Mann ordiniert, eine richtige Wohnung, endlich ein festes Gehalt, alle Menschen waren gut zu uns. Und obwohl meine so preußisch erzogene Zunge ganz anders sprach, schieb meine Feder wie von selbst folgende kurze Verse. Wahrscheinlich drückten sie das aus, was viele von uns dachten. Ich nannte es

Lippstadt 1952, Wilhelmstrasse Nr. 9

Meine Saat ist jetzt mein Geld,
meine Weide Kaufmannsladen,
Pflastersteine meine Welt,
die Reklame Blumengarten.

Mit der Wolke, mit dem Wind
Sehnsucht ostwärts treibt,
wo die großen Felder sind,
brach und fruchtbereit.

Fanden wir auch Bett und Glück,
Heimweh schlich sich ein.

Und kein Weg führt uns zurück,
losgelöste sollen wir sein.

Hab ich wohl den Ruf gehört,
von Liebe tief beschämt,
steh ich einsam und gestört,
im Rückblick wie gelähmt.

Soweit eine Zeitzeugin, die wahrscheinlich Ähnliches erlebt hat wie viele, viele Menschen in dem zu Ende gegangenen Jahrhundert. Ist das wirklich so einmalig? Haben nicht Menschen vor uns auch schon Ähnliches erlebt, mussten es annehmen, daraus lernen und einen Neuanfang versuchen, auf dem Gottes Segen liegt?

Vor 2500 Jahren lebte ein Mann, und er klagt:

"Gedenke Herr, wie es uns geht, schau und sieh unsere Schmach!

Unser Erbe ist den Fremden zuteil geworden und unsere Häuser den Ausländern. Wir sind Waisen und haben keinen Vater und unsere Mütter sind Witwen. Unser Wasser müssen wir um Geld trinken, unser Holz müssen wir kaufen. Mit dem Joch auf unserem Hals treibt man

uns, und wenn wir schon müde sind. Lässt man uns doch keine Ruhe. Wir haben uns müssen Ägypten und Assur ergeben, auf dass wir Brot satt zu essen haben. Unsere Väter haben gesündigt und sind nicht mehr, wir aber haben müssen ihre Schuld tragen. Knechte herrschen über uns, und da ist niemand, der uns von ihrer Hand errettet. Bringe uns Herr zu Dir zurück, dass wir wieder heimkommen. Erneure unsere Tage wie von alters! Hast Du uns ganz verworfen und bist allzusehr über uns erzürnt?"

Als ich einmal mit meinem Bruder Ernst über unsere gemeinsame Kindheit in Wolkow sprach, sagte er: "Was in meiner Kindheit wirklich schön war, kam durch Tante Dike". Für mich war vieles sehr schön. Ich war ein fröhliches Kind und genoss das ganze Wolkow, so wie es war. Aber das Herzstück in all dieser kindlichen Freude war Tante Dike, wenn ich genau darüber nachdenke. Sie zog 1929 nach Wolkow, nachdem Tante Klare Schmalensee, die Witwe von Onkel Ernst, dem Vorbesitzer von Wolkow, gestorben war. Sie war die jüngere Schwester meines früh gestorbenen Großvaters, ihr jüngerer Bruder war Onkel Ernst. Sie hatte nicht geheiratet, nachdem eine Verlobung mit dem Hauslehrer meines Vaters, dem späteren Pastor Honig, von ihren Eltern nicht erwünscht war. Honig war, so viel ich mich entsinne, später Superintendent in Naugard. Sie war dann Johanniterschwester geworden. Als Kind war sie schon für ihre Altersversorgung als Konventualin in das Zisterzienserkloster Ribnitz, nach der Säkularisation Damenstift, in Mecklenburg eingekauft. Davon aber machte sie keinen Gebrauch und zog es vor, ihre alten Tage in Wolkow zu verbringen. Das war für uns Kinder ein Segen. Die Eltern waren von früh bis spät beschäftigt und trugen eine Riesenlast, um all den Anforderungen gerecht zu werden. Tante Dike hatte immer Zeit. In ihrem Zimmer war es immer warm und gemütlich. Außerdem brachte sie aus ihrer Stettiner Wohnung all die wunderschönen Gemälde meiner Urgrossmutter Gänderode mit, die meinem Elternhaus einen ganz besonderen Glanz verliehen. Leider gingen die Bilder 1945 alle verloren, obgleich ich im Herbst 1944 noch einmal in Wolkow war, in der Hoffnung, diese Bilder nach Beetzendorf retten zu können. Beetzendorf lag westlich der Elbe, und wir glaubten damals, die Elbe würde die Grenze. Bei Tante Dike konnten wir alle unsere Ängste und Sorgen abladen, Misserfolge in der Schule, Streit mit anderen Kindern und Tintenflecke auf den neuen Kleidern. Durch das Parterrefenster ihres Zimmers stiegen wir vom Garten aus und ein, gaben ihr alle Stopfsachen und konnten so herzlich mit ihr lachen. Am 1. Advent machte sie in ihrem Zimmer eine ganz kleine Bescherung, denn ihre Prébende war sehr bescheiden. Aber wir freuten uns unbeschreiblich und schmückten für sie mit all unserer Fantasie einen ganz kleinen Adventsbaum, der vier Lichter hatte und abends angezündet

wurde. In Stettin gab es einen Konditor, der ihr Freund war. In den Wintertagen versorgte er sie mit Köstlichkeiten aus seiner Konditorei. Wir durften uns bei ihr "schustern", wie sie das nannte. Wenn wir besonders lieb waren, dann durften wir uns etwas aussuchen, Leckerbissen aus der Großstadt, für uns etwas ganz Besonderes! Tante Friederike konnte Englisch und Französisch. Wir machten bei ihr Schularbeiten und brauchten kein Lexikon.



*stehend: Friederike von Blücher, Johanniterschwester
sitzend: Marie von Blücher, Krankenschwester, Oberin eines großen Krankenhauses*

Tante Dike war auch die Verbindung zu der Urgroßelterngeneration und den Anfängen nach den Freiheitskriegen in Wolkow. Alles, was ich weiß, weiß ich von ihr. Als sie 1939 starb, war ich sehr traurig. Alles, was sie hinterließ, war das Geld für ihre Beerdigung. Aus Naugard kam der schon emeritierte Superintendent Honig und würdigte sie in einem schönen Trauergottesdienst. Sie starb in ganz festem, unerschütterlichem Glauben trotz ihres kleinen, an Entbehrungen und Verzicht so reichen Lebens. Sie liegt im Wolkower Park bei ihren Eltern und Geschwistern. Auch ihr Grab fand ich im Jahr 2000 geschändet wieder. - Wenn ich an das rührende Verhältnis zu Tante Dike denke, dann glaube ich, dass wir Kinder am Ende ihres Lebens sie etwas entschädigt haben für das, was sie in den guten Jahren ihres Lebens entbehren musste.

Wenn ich nun mit meinen Gedanken durch das noch intakte, wunderschöne Wolkow gehe, das heute nur noch eine total verwahrloste Trümmerlandschaft darstellt, dann komme ich nicht an dem schmucken weißen Schulgebäude vorbei, in einem blühenden Garten mit vielen Bienenkörben. Dort residierte der Lehrer Gründemann. Heute frage ich mich, wie hat dieser Mann es gemacht, in einer einklassigen Schule, acht Jahrgänge, im Ganzen 50 bis 60 Kinder, so zu unterrichten, dass am Ende jeder fehlerfrei schreiben und ungezählte Gedichte aufsagen konnte? Alle Mädchen meines Jahrgangs, mit denen ich als Kind spielte, schreiben mir heute noch lange Briefe. Sie alle haben eine tadellose Handschrift, nichts ist verbessert, ich finde keinen Fehler und bin über alles informiert, was wichtig ist - in gutem Deutsch. Die Jungen gleichen Alters sind alle gefallen, vielleicht fänden sich bei denen doch einige Fehler!? Wahrscheinlich hatte Herr Gründemann nicht die Disziplinschwierigkeiten, wie sie Lehrer heute haben. Natürlich waren diese Kinder nicht so Reiz überflutet. Vielleicht war die Schule das Vergnügen. Dennoch bleibt die Leistung von Herrn Gründemann für mich ein Phänomen. Meine beiden jüngeren Geschwister, Gunhild und Ernst, besuchten die ersten vier Jahre die Dorfschule und hatten mühelos den Anschluss an die Sexta.

Und damit komme ich zu meinem Hausunterricht. Nur zu gern wäre ich auch in die Dorfschule gegangen, denn ich spielte mit allen Kindern meines Jahrgangs und hörte mit Interesse, was sich so in der Schule abspielte. Noch in der Grundschule ging es mit dem Hausunterricht sehr gut. Es war für mich eine fröhliche Zeit. In meiner dritten Klasse kam der Schulrat und prüfte mich. Meine Hauslehrerin, eine Referendarin, die auf staatliche Anstellung wartete, hatte vor diesem obligatorischen Besuch große Angst. Aber es wurde für

mein Fräulein Grundies ein Bombenerfolg. Unter anderem musste ich einen Aufsatz schreiben: "Der Fischfahrer kommt!" das war ein Thema nach meinem Herzen.

Ich schilderte wie der Fischfahrer vor seinem Planwagen stand und bimmelte und laut rief:

"Frischer Stint!" Alle Türen taten sich auf, heraus kamen die Frauen mit sauberer Schürze und weißer Blechschüssel, um Stint und Flundern zu kaufen. Allen voran stürmte aus jedem Haus der Pfiffi, laut bellend. Von diesem Aufsatz war der Schulrat so begeistert, dass ich eine Klasse springen durfte und mein liebes Grundietzelchen bekam ihre staatliche Anstellung - mein Unglück.

In der Diele sagte der Schulrat zu meinem Vater:

"Manchmal (und leider betonte er das Wort "manchmal!") gibt es im Adel noch begabte Kinder. Ohne ihn zu verabschieden, wies mein Vater ihm die Tür. Ich schämte mich für meinen Vater. Wenn auch ungeschickt, sollte es doch ein Lob sein und war wahrscheinlich gar nicht so gemeint. Bei uns gab es ja auch einigen Dünkel anderen Gesellschaftsschichten gegenüber. Das wusste ich als Kind doch sehr genau.

Die schöne Zeit mit Grundietzelchen ging zu Ende, und meine Eltern entschieden sich für Dorothea Priewe, eine Pfarrerstochter aus der Herrenhuter Brüdergemeinde. Sie starb erst im Jahre 2001 im Alter von fast 100 Jahren. Uns verband eine lebenslange Freundschaft, obgleich meine Sexta bei ihr für mich schrecklich war. Sie lebte später in Woltorf bei Peine als Leiterin der dortigen Hauptschule. Von der Brüdergemeinde hatte sie sich schweren Herzens - aber aus Überzeugung - getrennt. Ich habe sie oft besucht. oft mit ihr telefoniert und konnte ihr einmal meine Enkel zeigen. Alles in meiner Familie verfolgte sie mit großer Anteilnahme und sagte immer wieder:

"Das Jahr bei Deinen Eltern war das schönste meines Lebens - aber, was ich Dir angetan habe, kann ich mir im Nachhinein kaum verzeihen. Ich dachte, ich müsste Dich so erziehen!". Mit meiner Mutter verstand sie sich sofort glänzend. Sie hat ihr auch viel geholfen. Aber mit mir ging es gar nicht. Ich gab mir die größte Mühe, machte ganz fleißig meine Schularbeiten. Aber wenn ich in der Schulstube neben ihr saß, hatte ich alles vergessen. Die englischen Vokabeln waren einfach weg, die Namen der griechischen Helden und Halbgötter total

verschwunden, nichts wusste ich. Ich war nur noch dumm. Meine beiden Lieblingsfächer Mathe und Zeichnen waren vom Stundenplan gestrichen. Mit abgewendeten Augen musste ich an den Kieshaufen vorbeigehen, die zur Ausbesserung der Straßen angefahren waren. In denen ich sonst nach Fossilien suchte. Jeden Tag schrieben wir ein deutsches und ein englisches Diktat, alles nur Niete und kein Fortschritt war in Sicht. Ich hatte immer Herzklopfen und schlief schlecht und machte schließlich das Bett nass. Das Prinzip dieser Erziehung war, dass der "alte Adam" sterben muss, damit ein neuer entsteht.

"Dies Kind gehört auf keine fortführende Schule", war ihr abschließendes Urteil, was meine Eltern, die ihr so sehr zugetan waren, dann doch nicht glaubten.

Und nun passierte es, mein Glaubenserlebnis: Ich hatte vergessen, mir für die Schulstunde eine Schürze umzubinden, was ja eigentlich auch gar nicht einzusehen war. Sofort bekam ich als Strafarbeit 25mal aufzuschreiben: "Ich soll eine Schürze umbinden." als ich das erste Mal mein Elaborat abgab, hatte ich Schürze mit tz geschrieben. Ich musste also alles noch einmal abschreiben. Ganz zum Schluss verhinderte ein Riesentintenfleck die ersehnte Absolution. Beim dritten Mal war wieder ein Fehler, und es wurde mir gedroht, es meiner Mutter zu zeigen. Das hatte zur Folge, dass das vierte Mal noch schlechter ausfiel und von dem Strom meiner Tränen total verwischt war. Nun setzte ich mich wieder an mein Schulpult am offenen Fenster, und mein Bruder zog mir zum Trost an einem Flaschenzug über eine leere Garnrolle reife Birnen vor das Fensterkreuz. Nachdem ich nun zum 125. Mal "Ich soll eine Schürze umbinden" aufgeschrieben hatte, meinte ich, das sei nun endlich perfekt. Da kam durch das offene Fenster ein Windstoß. Und das rosa Löschblatt flog über meine noch nasse Schrift, und es war alles verschmiert. Ich war verzweifelt und beschloss zu beten. Da zeigte sich schon der "neue Adam", denn ich war kein religiöses Kind. Den Religionsunterricht ließ ich artig über mich ergehen. Durch mein fleißiges Sammeln von Fossilien und die dazugehörige Lektüre, war ich ein kindlicher Anhänger der Evolution. Ich ging nun also, um bei meinem Gebet nicht beobachtet zu werden, mit meinem Heft, in dem mit roter Tinte alles Vorherige durchgestrichen war, hinter dem Eiskeller und versteckte mich in einem Holundergebüsch und betete zu einem Gott, an den ich eigentlich nicht glaubte, er möge mich von meiner Fron erlösen. Da hörte ich plötzlich im ganzen Haus ein lautes Rufen nach Fräulein Priewe. Die Frau von unserem Inspektor bekam ihr erstes Kind. Die Hebamme, Frau Kusserow, hatte größte Schwierigkeiten und holte zunächst meine Mutter. Das allein hatte wohl auch nicht geholfen, jedenfalls Mutter rief nach Primel. Es dauerte noch bis in die tiefe Nacht, bis es

endlich den Frauen gelang, dem Güldnerkind ans Licht zu helfen. Jedenfalls hatten die Schrecken und die Schmerzen einer schweren Erstgeburt meine Primel so beeindruckt, dass sie "Du sollst eine Schürze umbinden" total vergessen hatte. Sie kam nie wieder darauf zurück. Das Schreckensheft ließ ich verschwinden. Mein ungeglaubter Gott hatte mich erhört. Dies alles ereignete sich an meinem 10. Geburtstag. Jedes Jahr schrieb mir Primel zu diesem Tag einen langen Brief, der immer damit endete:

"Weißt Du noch wie das Güldnerkind geboren wurde?" und "Das war doch wirklich nicht so einfach!" Ich schrieb dann zurück:

"Ja, das weiß ich noch. Aber warum ich das noch weiß, das schreibe ich Dir nicht!" Und so blieb es bis zu ihrem Tode.

Kindsein bedeutet nicht nur Verwöhnung, Geborgenheit, Spiel und Bäume klettern. Nein, die Kindheit ist auch geprägt von Abhängigkeit, die man nicht einsieht, von Ängsten und Unsicherheiten und dem ständigen Wunsch, doch endlich erwachsen zu sein, um alleine zu entscheiden.

Meine Erinnerungen reichen bis in meine sehr frühe Kindheit. Nach dem ersten Weltkrieg suchten sehr viele baltendeutsche Flüchtlinge Zuflucht auf den pommerschen Gütern. Sie waren vor den Bolschewiken geflohen und hatten Entsetzliches erlebt. Sie waren einen großartigen Lebensstil gewohnt. Bei uns war es bescheidener. Das führte immer wieder zu Spannungen. Ich fühlte, dass meine Eltern darunter litten. Und doch waren wir die Habenden, und Sie mussten um jede Nähnadel bitten. Ich fragte: Wie kann der *liebe* Gott so ungerecht sein?" Und die Antwort war wörtlich:

"Das ist ihre Strafe, denn sie waren nicht nett zu ihren Domestiken". Lebenslang habe ich über diese Antwort nachgedacht. Wie einfach ist es, im Unglück anderer die gerechte Strafe zu sehen!

Aber mit diesen Balten kam auch ein junger russischer Aristokrat mit einem für uns unaussprechlichen Namen. Wir nannten ihn August. Er war sehr musikalisch und hatte eine herrliche Stimme. Mein Vater ernannte ihn zum Nachtwächter, denn in dieser Zeit gab es

Banden, die allein stehende Höfe des Nachts überfielen. August ging mit seiner Balaleika durch den Park und stimmte zu jedem Stundenschlag das Nachtwächterlied an:

"Hört Ihr Herrn und lasst Euch sagen, unsre Uhr hat..." Ich hielt mich von Stunde zu Stunde wach, um seinen Gesang zu hören und erlaubte mir erst einzuschlafen, wenn er sang:

"Hört Ihr Herrn und lasst Euch sagen, unsre Uhr hat 12 geschlagen, 12, das ist das Ziel der Zeit. Mensch bedenk die Ewigkeit!"

Vielleicht habe ich mich damals schon zu der späterenachteule erzogen.

Wenn die kalte Jahreszeit begann, hatte ich als Kind das Amt, für Kaminfeuer zu sorgen. Kaminfeuer war in unserer großen Familie sehr beliebt. Im weiten Kreis versammelten wir uns um das offene Feuer. Es wurde gesponnen, Handarbeiten gemacht, vorgelesen, und es gab auch schöne Getränke - für die Kinder und andere für die Erwachsenen.

Aber bis es soweit war, hatte ich meine Not. Der Kamin musste gereinigt werden, die Holzkiste musste mit trockenem Birkenholz nachgefüllt sein, trockene Tannenzapfen mussten besorgt sein, um das Feuer in Gang zu bekommen. Und wenn ich diese nicht finden konnte, musste ich in den Keller gehen, um Sägespäne zu holen. Das wäre nicht so schlimm gewesen, wenn ich groß genug gewesen wäre, um an den Lichtschalter zu reichen. Aber die Lichtschalter in dem großen Kellergemäuer waren alle viel zu hoch, und so musste ich mir im Stockfinstern meine Späne zusammen suchen. Und dabei packte mich, angesteckt von dem Aberglauben unserer Hausmädchen, eine wahnsinnige Angst. In diesen Jahren gab es bei uns sehr viele Bettler. Wir lagen an einer großen Landstrasse, auf der sie gen Osten tippelten. Es gab bei uns kein Geld, jedoch ein ausreichendes, gutes Essen. Das schien bekannt zu sein, denn um die Mittagszeit stellten sie sich regelmäßig ein. An einem nasskalten Novembertag kam abends eine Bettlerin und bat, nachdem sie gegessen hatte, um ein Nachtquartier. Die halbpolnische Köchin konnte gewaltig wirtschaften aber ein mitfühlendes Herz hatte sie eigentlich nicht. Und so sagte sie zu der Bettlerin: "Gehen sie in den Kohlenkeller, dort liegt ein Riesenhaufen Späne, darin können sie schlafen!" Am nächsten Morgen fand man in den Spänen die Bettlerin tot. Nun war man ratlos, was geschehen sollte und Mutter wurde gerufen. Zwar empfand meine Mutter unser Bettlerproblem auch als schwere Belastung aber mit dem Kohlenkellernachtquartier war sie in keinster Weise einverstanden:



Unsere Mutter, Veronika von Blücher, geb. Freiin von Maltzahn aus dem Hause Vanselow (1892 – 1946), begraben auf dem Gutsfriedhof in Beetzendorf

"Warum habt Ihr sie nicht in den Plettkeller geführt? Eine alte Matratze und eine Decke hätte sich doch sicher gefunden und fließendes Wasser ist in der Nähe?" Allgemein schlechtes Gewissen in der Küche, und die Mädchen glaubten, dass es nun im Hause spukt. Vor dem

Rachegeist dieser armen, alten Frau hatte ich nun auch schreckliche Angst, wenn ich im Dunkeln meinen Korb voll Späne füllte.

Ich wagte nichts zu sagen. Ich scheute mich auch, darum zu bitten, dass mich einer meiner Brüder begleiten sollte. Stammte ich doch von lauter Rittern ab, tüchtigen Kriegern, die auch keine Angst hatten und deren ich mich nun würdig zu erweisen hatte. Ich habe wirklich meine große Angst nicht zugegeben, bis ich groß genug war, um an den Lichtschalter zu reichen.

Wenn ich an meine Kindheit denke, dann sind meine Gedanken auch immer am Backofen. Donnerstag war der Backtag für die Dorfleute, am Freitag backte das Schloss. Der Backofen war eine Halbkugel von der Größe eines kleinen, einstöckigen Hauses, an der Vorderfront abgeflacht, mit einer sehr großen Eisentür. In einigem Abstand war der Backofen umgeben von einem großen Kranz von Strauch und Ästen aus den Baumkronen geschlagener Bäume. Das alles war hinter dem Hof, dort war Platz genug für all die vielen Schiebkarren, auf denen die Frauen ihre gesäuerten Brote aus ihren Häusern brachten. Dieser Backofen war mit Sicherheit viel älter als die Blüchers in Wolkow. Ich habe nie wieder eine ähnliche Konstruktion gesehen bis ich mit Dr. Renius auf der Autobahn Nr. 40 quer durch die USA fuhr und in einem Reservat der Navajo-Indianer in Arizona den Backofen meiner Kindheit wieder entdeckte. Das Brot, das aus diesem Ofen kam, war das schmackhafteste Brot meines Lebens, ein Roggenbrot aus dem Mel unserer Mühle. Der Duft nach frischem Brot, der an den Backtagen den ganzen Ort durchströmt, bleibt mir unvergesslich. Nur Urbanski konnte diesen Ofen bedienen. In meiner Kindheit war er schon Rentner. Aber dies Amt war ihm so wichtig, denn es war ja die wichtigste Bitte im "Vater Unser", das ließ er sich nicht nehmen. Urbanski war ein polnischer Schnitter aus Kaisers Zeiten. Er war nicht in seine Heimat zurückgegangen, sondern zog es vor, in Wolkow zu bleiben, um das schönste Mädchen im Dorf zu heiraten. – Und obgleich es eigentlich nicht ohne Urbanski ging, denn niemand verstand sich so richtig mit dem Backofen, hatte man ihm doch seine Einheirat nicht so ganz verziehen.

Spielte zum Schützenfest die Kapelle auf, dann wurde kräftig mitgesungen. Da gab es viele Endloslieder, die sicher aus der Zeit der polnischen Schnitter stammten, die man jetzt nicht mehr brauchte, weil Maschinen sie ersetzten. Mutter hatte so viel Spaß an diesen Liedern und hatte diese und viele sehnsüchtige, tragische und rührselige Moritaten mit vielen Versen gesammelt. Es ist sehr schade, dass auch dieses Büchlein verloren ging, denn es gab einen

tiefen Einblick in die Mentalität, die Wünsche und die Leiden unserer Menschen. Hier hörte man u. a. von dem treuen Husar, dem Leutnant von der Garde, von den Tränen der schönen Gärtnersfrau, von dem Räuber, der in seine Höhle zurück musste, vom Rehlein am Waldessaum und von klein Lieschens missglücktem Waldspaziergang. Viele der Leute waren sehr musikalisch. Sie spielten ohne Noten Mundharmonika und Treckfiedel und hatten oft sehr schöne Stimmen. Leider kann ich das nicht mehr rekonstruieren. Aber einige Verse klangen etwa so:

"Ist sich Schwein ein komisch Tier,
hat sich Schwanz wie Korkenzieher.
Dobsche, dobsche Tralla
Violine Draht kapuut!"

"Auf dem Berge Inovratzig,
kleines Baum gewachsen hat sich,
weiß und blau ist sein Gesicht,
und das heißt Vergissmichnicht!
Dobsche, dobsche tralla,
Violine Draht kapuuuut."

Urbanski zog sich dann knurrend in seinen Bau zurück. Aber "bevor der Hahn krächte" brach er an den Backtagen zu Backofen auf, füllte diesen bis an den Rand mit Strauch und ließ ihn unter Drosselung von Luftzug langsam verglühen. Dann wurde die glühendheiße Eisentür vorsichtig geöffnet und die glühende Holzkohle mit einem langen Schieber herausgezogen, in bereitstehende Eisenschiebkarren gefüllt und hinter den Backofen gefahren. Das war eine schwere Arbeit.

Jetzt setzte sich auf der Dorfstrasse die Prozession der Schiebkarren in Bewegung. Jede Schiebkarre war mit einer anderen Farbe lackiert. Sie alle waren das Werk von unseren tüchtigen Hebkenoagel. Auf den Schiebkarren war ein sehr großes Holztablett, auf dem die Brote lagen. Zugedeckt waren die Brote mit einem schneeweißen Leinentuch, in das mit rotem Kreuzstich der Name der Familie gestickt war. Unter einem Vordach standen lange Tische, auf denen die Brote noch einmal geknetet und mit Mehl gepudert wurden, bevor Urbanski sie auf einem Holzschieber an einer sehr langen Stange in den Ofen schob. Der Ofen hatte Platz für erstaunlich viele Brote, genug für ein ganzes Dorf eine Woche lang.

Bevor er aber dies tat, segnete er jedes Brot, stach mit dem Zeigefinger in den weichen Teig drei Löcher und murmelte jedes Mal: "Vater, Sohn und Heiliger Geist". Und dann bekreuzigte er sich. Nach dem letzten Brot wurde die inzwischen abgekühlte Eisentür wieder geschlossen, und Urbanski setzte sich auf seinen Backofenstuhl. Vor diesem stand ein kleiner Gartentisch, auf dem er sich viele kleine Stöcke zurechtgelegt hatte. Die Backzeit benutzte er, um diese Stücke anzuspitzen. Wenn das Brot fertig war, wurden die Kuchen eingeschoben, die nicht so viel Hitze brauchten. Da nun aber die Kuchenformen alle verschieden groß waren, musste Urbanski prüfen, ob die Kuchen gar waren. Und dafür brauchte er die Stöcke. Er zog diese dann durch seinen zahnlosen Mund und sagte: "Is sich gutt." Oder "muss noch!" Bei den Kuchen, die für das Schloss bestimmt waren, achtete ich auf den Einstich. Dieses Stück überließ ich neidlos der meist riesengroßen Tafelrunde.

Für die Dorffrauen war der Backtag das gesellige Ereignis. Hier konnte man alles, wirklich alles, was sich im Dorf ereignet hatte, erfahren, auf Platt natürlich. Für die Dorfkinder, aber natürlich auch für mich, hatte der Backofen eine unglaubliche Anziehungskraft. An schulfreien Tagen waren wir alle zur Stelle, vielleicht nur um eine "Backe", ein Stückchen Teig mit Zucker bestreut, zu ergattern. Kein Kind, das heute italienische Pizza isst, würde sich wegen einer Backe zum Backofen bemühen!

Urbanski hatte aber noch ein anderes Amt, das er sich bis zu seinem Tode nicht nehmen ließ. Er machte den Pendelverkehr zwischen Wolkow, der Raddowder Mühle und Klein Borkenhagen. Dafür hatte er ein leichtes Wägelchen und Mutters altes Reitpferd, die Stamm-mutter unserer Zucht.

Es waren immerhin 15 km, die der alte Mann und das alte Pferd zurücklegen mussten. Im Morgengrauen, wenn noch alle schliefen, kam er in die Gutsküche und fand dort alles, was er zu bestellen hatte. Am späten Nachmittag war er mit allen Neuigkeiten und seinen Besorgungen wieder da. An den Lohntagen hatte er unter seiner Mütze, die die Gestalt einer Ziehharmonika hatte, die Lohntüten. Bei uns wurde bar ausgezahlt. Die Sparkasse war zu weit. Der Weg führte weite Strecken durch Wald. Mein Vater sah das mit Sorgen und versuchte, ihm die Gefahren vorsichtig zu schildern. Und er bat ihn immer wieder doch nun endlich seinen verdienten Ruhestand anzutreten. Urbanskis blaue Augen blitzten und mit einem Schalk im Gesicht sagte er: "Herr Rittmeister, dat jeht nur über meinen Kopp!" Diese Logik verstand keiner. Was aber verstanden wurde, war, dass er sein Amt nicht abgeben

würde. Es ging immer gut in unserer noch heilen, heute ganz unvorstellbaren Welt. Dasselbe ging nicht gut in der ergreifenden Novelle von Tolstoi "Polikuschka."



Evangelisches Damenstift Heiligengrabe, Blutskapelle des Damenstiftes Heiligengrabe

Schule zur Nazizeit

Die glücklichen, wunderschönen Kindertage gingen zu Ende. Mit Erreichen der 7. oder der 8. Klasse mussten wir in Internate, wenn wir das Abitur machen wollten. Meine Brüder waren auf der Baltenschule in Misdroy auf der Ostseeinsel Wollin, meine jüngere Schwester kam in das Augustastift in Potsdam, meine ältere Schwester kam zu meiner Großmutter in Berlin und besuchte von dort aus das Willigmannsche Lyzeum, und ich kam nach Heiligengrabe in der Prignitz.

Heiligengrabe war eine nahezu vollständig erhaltene, imponierende Anlage der norddeutschen Backsteingotik. Auf Veranlassung des Askaniers, Otto V., wurde das Kloster 1287 von Zisterzienserinnen aus dem Kloster Neuendorf in der Altmark gegründet. Die Klosterleitung nahm erst sehr spät die Reformation an. Vielleicht blieb deshalb das Kloster mit seiner großen Bibliothek, seinem Archiv und seinem reichen Kulturgut so unbeschadet erhalten. Nach der Konversion wurde es ein evangelisches Damenstift. Der erste Konvent ließ sich zum Zeichen der Freiheit malen. Die Bilder hingen eins neben dem anderen rund um den großen Kapitelsaal. Im 19. Jahrhundert wurde eine Schule mit Internat eingerichtet. Diese Schule bestand bis 1945, obgleich durch die Naziregierung ständig in ihrer Existenz bedroht. Die Zisterzienser sind durch eine Reformbewegung aus dem Benediktinerorden hervorgegangen. Sie zeichneten sich durch ganz besondere Strenge und Einfachheit aus. "Ora et labora" war ihr Grundsatz. Sie leisteten eine erstaunliche Kulturarbeit im Ackerbau und in der christlichen Mission in den westslawischen Gebieten östlich der Elbe. So wurden sie reich und kamen zu großem Landbesitz. Auch Heiligengrabe besaß zu meiner Zeit 18000 vha Land, so dass die spartanisch einfache Mangelernährung der Stiftskinder eigentlich nur mit der benedictinischen Tradition zu erklären ist! Im 19. Jahrhundert verloren die Zisterzienser dann ihren Landbesitz. Sie sind heute nur noch ein kleiner Orden, etwa 1000 Mitglieder. Sie widmen sich dem Unterricht und der Seelsorge.

Heiligengrabe hatte einen romanischen Flügel. Dieser war immer verschlossen und deshalb für uns von besonderem Reiz. Wir waren ständig bemüht, durch eine Bodenluke doch irgendwie hineinzuschlüpfen, was sehr schmutzig und nicht ganz ungefährlich war. In diesem Gebäudeteil war ein Museum unter der Leitung von Fräulein von Auerswald, die Naturwissenschaften unterrichtete. Dort waren namhafte archäologische Funde und eine Steinsammlung, die mich besonders anzog. Dort lag unter anderem der angeblich älteste

bekannte Ringelwurm, das "Xenusium Auerswaldae". Warum Fräulein von Auerswald mir, die ich doch ihre interessierte Schülerin war, dieses Fossil, von dessen Existenz ich erst Jahre nach Heiligengrabe erfuhr, nie gezeigt hat, ist mir unbegreiflich. Dies war aber für den Geist typisch. Eine individuelle Förderung oder gar Zuwendung gab es nicht. Wenn das Museum für alle verschlossen war, dann auch für die, von der man wusste, dass sie Geologie studieren wollte. Die eigentliche Abtei mit wunderschönem Kreuzgang und Grabsteinen war im Stil der Backsteingotik. Mit Schauern gingen wir an dem Stein vorbei, hinter dem eine Nonne lebendig eingemauert war, weil sie sich von dem Gesang eines schönen Ritters hatte verführen lassen.

Im Mittelalter wurde Heiligengrabe ein viel besuchter Wallfahrtsort, denn es gab dort eine blutende Hostie. Und so entstand im 15. Jahrhundert die Blutkapelle. Sie ist ein einziges Kunstwerk im spät-gotischen Stil mit meisterhaften Backsteinarbeiten an den Giebeln. Zu meiner Zeit wurden hier noch die Horen, also die Gebetsstunden, für die Stiftsdamen gelesen. Schwarz bekleidet, mit weißen Häubchen kamen sie aus ihren kleinen Häuschen, die aus der Barockzeit stammten, vom Damenplatz zur Kapelle.

Unvergessen bleibt mir der Friedhof an der Westfront der Klosterkirche. Riesige alte Bäume beschatteten eine einzige, dichte Efeudecke, die alle Gräber zudeckte. Hier habe ich mich oft versteckt, um mich dem lästigen Stiftstrubel zu entziehen. Ich saß dann auf bemoosten Grabsteinen, lauschte den vertrauten Vogelstimmen und dachte an zu Hause. Ich versuchte auf den verwitterten, oft besonders schönen Grabsteinen, Namen und Daten zu entziffern, viele berühmte Namen der preußischen Geschichte. Das waren stille und beglückende Stunden, hätte man nicht die Angst gehabt, entdeckt zu werden und mit einem Tadel im Hauszeugnis bestraft zu werden, was ja sowieso bei mir miserabel war.

Vor der Abtei gab es einen in verschwenderischer Fülle blühenden Staudengarten. Der greise Gärtner wurde mein Freund. Er brachte mir das Mähen mit der Sense bei, was so einfach aussieht, es jedoch keineswegs ist. Als Mutter mich nach Heiligengrabe brachte, mit hervorragendem Zeugnis für die Untersekunda ausgestattet, war ich gerade 14 Jahre alt. Da ich aber mit Genehmigung des Schulrates eine Klasse gesprungen hatte, außerdem nur von einer Mittelschule kam, wurde ich ohne ein Gespräch, ohne eine Prüfung eine Klasse zurückgesetzt. Alles, was mir in diesem Jahr geboten wurde, war keineswegs etwa besser als in Regenwalde, erlebte ich in Zweitaufgabe. Es haperte im Französischen, denn ich hatte mit

Englisch angefangen. Es war auch nicht so einfach für mich, denn die meisten Mitschülerinnen hatten aus Großmutter's Zeiten noch eine Mademoiselle aus Lausanne.

Vor den Pfingstferien wurde ich dann zu unserer Klassenlehrerin, Frau Dr. Grolmus, befohlen. Mit Herzklopfen betrat ich ihr Zimmer. Hatte ich etwa schon wieder einen Tadel in meinem Hauszeugnis? Sie sah mich streng an: Lange hätte man über mich verhandelt, ob es nicht doch richtig für mich sei, mich in die Sekunda zu versetzen, da ich dem Wissensstand dieser Klasse entspräche. Da ich nun aber schon ein Vierteljahr der Untersekunda verpasst hätte, und es mir außerdem an charakterlicher Reife fehle, wäre es für mich besser, fortan in der Obertertia zu bleiben. Ich würde aber fortan von Schularbeiten befreit, um mit Prinzessin Thyra zu Mecklenburg Schularbeiten zu machen. Rückblickend kann ich nur sagen: Dazu fehlte mir, weiß Gott, die Reife, die pädagogische Bildung und vor allen Dingen die Geduld. Wie einfach machte man es sich in Heiligengrabe. Keine der Damen gab Nachhilfeunterricht. Schulversager wurden Pfingsten nach Hause geschickt. Das Kloster war reich und Anmeldungen gab es mehr als verfügbare Plätze. Wenn man allerdings Prinzessin war, wurde eine Ausnahme gemacht, was ich auch heute noch richtig finde, denn ihre Situation war viel schwerer als die unsere. Als dann die Großherzogin ihre Tochter besuchte, freute ich mich und hoffte auf wenigstens eine Tafel Schokolade als Dank für mein verlorenes Jahr und all mein heißes Bemühen, der Thyra zu einem Minierfolg zu verhelfen. Aber nichts von alledem, ich wurde nicht einmal vorgestellt. Sie wusste wahrscheinlich gar nichts davon. Und wie so viele Dinge im Leben von dem ersten Eindruck, dem ersten lieben Wort bestimmt werden, so war mein Anfang in Heiligengrabe degradierend und demütigend. Und so erreichte ich den Status, "Frau Äbtissins dankbares Stiftskind", wie aus allen Ferien unsere Briefe enden mussten, nie. Verwandte von mir, die älter als ich waren, schwärmten von Heiligengrabe. es muss unter der Leitung der Äbtissin von Rohr ein anderer Geist geherrscht haben. Es war auch eine andere Zeit. Ich geriet in die unerträglichen Spannungen zwischen der Äbtissin Elisabeth von Saldern, einst Oberhofgouvernante am kaiserlichen Hof in Berlin, und dem Pfarrer und Schulleiter Dr. Otto Schliesske, später Oberkirchenrat in der Rheinischen Kirche, späterer Verfasser eines Elternbuches, mit dem Zusatz: "Für Frauenhilfen geeignet!" (Für Absatz wurde also gesorgt!) Dr. Schliesske war von Hitler oder dessen Kultusminister dem Stift zwangsverordnet, um den preussischen Adel, dem Hitler feindlich gesonnen war, unter Kontrolle zu halten. Zu meiner Zeit unterrichtete er Geschichte und Religion. In brauner Uniform, den "Stürmer" unter den Arm geklemmt, betrat er den Klassenraum. Zunächst wurde irgendein Skandal aus diesem extrem antisemitischen Blatt vorgelesen, um dann aus

dem Alten Testament vergleichbare Stellen herauszusuchen. Ich besinne mich, dass ich Lott und seine Töchter vorlesen musste.

Das AT in seiner rührenden Ehrlichkeit bot reichlich Stoff. Und aus dieser Zeit stammt mein Interesse und meine große Liebe zum Alten Testament. Das war aber gewiss nicht das pädagogische Ziel des Herrn Dr. Otto Schliesske. Ihm lag es allein daran, Perversitäten und Unredlichkeiten den Juden einst wie den Juden jetzt nachzuweisen.

Die Äbtissin war unnahbar und kalt. Wohin sollten wir uns wenden, gerade in diesen Jahren des Erwachsenwerdens, in dieser so problemgeladenen Zeit? An den Sonntagen, an denen wir eine Stunde Zeit für persönliche Briefe hatten, die aber offen abgegeben wurden, waren wir nach dem Abendbrot in die sehr schönen Wohnräume der Äbtissin eingeladen. Nur wenige fanden einen Platz. Die meisten saßen auf dem Teppich. Es wurde vorgelesen. Zu meiner Zeit das dicke Buch der Gräfin Keller: "40 Jahre im Dienst der Kaiserin Auguste Viktoria". Das Buch war sehr interessant. Man erlebte die Kaiserfamilie und viele Akteure der damaligen Zeit aus nächster Nähe. Aber es schilderte eine unwiederbringlich verlorene, sehr glanzvolle Epoche. Und das machte mich traurig. Das Gespräch kam auf die Pagen. Als ich sagte - eigentlich durfte man nichts sagen - mein Vater sei Leibpage der Kaiserin gewesen, wurde mir das nicht geglaubt, und ich musste ein Bild holen. Das fand ich dann auch in meinem Fotoalbum. Fortan erlebte ich eine fühlbare Aufwertung meiner Person. Pfingsten 1935 war meine Konfirmation. Die Äbtissin hatte es mutig durchgesetzt, dass der Konfirmandenunterricht und die Konfirmation von einem alten pensionierten Pfarrer, der dem Hause befreundet war, durchgeführt wurde und nicht von Pastor Schliesske. Das hätte eigentlich sehr schön sein können. Aber mir fehlte inzwischen jede Bereitschaft für das zu danken, was in Heiligengrabe auch schön war. Mein Kindergott war gänzlich von seinem Thron gestürzt, und ich hatte noch keinen neuen gefunden. Nach der Konfirmation standen alle Gäste in dem wunderschönen Klosterhof. Die Äbtissin begrüßte meine Mutter und fragte sie, ob meine jüngere Schwester Gunhild, die neben Mutter stand, schon einen Stiftsplatz hätte. Wenn sie eine ebenso gute Schülerin wie die Rosemarie wäre, dann könnte sie eine Freistelle bekommen. Die Schule wäre in ihrer Existenz bedroht und nur außergewöhnliche Examina, die in Berlin abgelegt werden mussten, könnten die Schule retten. Eine "Freistelle" das wäre für meine Eltern ein Wort gewesen bei fünf Kindern in der Ausbildung, dazu die Dorfkinder, die auch gefördert wurden.

Bisher hatte meine Mutter jede Klage über Heiligengrabe zurückgewiesen:

"Lehrjahre sind keine Herrenjahre" oder "Etwas Besseres können wir Dir nicht bieten" oder "Nimm Dich zusammen und schluck die Kröte!" Aber jetzt, ich glaubte nicht recht zu hören.

Meine bescheidene, stets höfliche Mama aus Hinterpommern sagte:



Mein Vater, Joachim von Blücher, als Leibpage der letzten Deutschen Kaiserin Augusta Viktoria, die er sehr verehrte. Er kannte auch die Gräfin Keller

"Danke Frau Äbtissin! Mangelhafte Hygiene, unzureichende Ernährung und Pudelmopsdressur kann ich nicht noch einmal für eine Tochter verantworten. Gunhild ist im Augustastift angemeldet". Die Äbtissin wurde blass. Vielleicht musste so etwas einmal gesagt werden, denn ich hatte am Tage meiner Konfirmation Röteln, vorher eine Pilzinfektion und

ganz übel Mumps und nach der Konfirmation Windpocken. Von dem allen erholte ich mich nur sehr langsam. Viele meiner Mitschülerinnen machten dieselben Krankheiten durch. Die Äbtissin war aber fortan gütig zu mir, und ich hatte den Eindruck, dass meine Post nicht mehr geöffnet wurde.

Dann endlich winkte das Morgenrot der Freiheit - die Oberstufe - die Obersekunda. Ich freute mich auf diese Zeit. In nur zwei Jahren Oberstufe erledigte Heiligengrabe den Stoff. Das verlorene Jahr hätte ich also zurückbekommen. Einzelzimmer mit kleinem Schreibtisch, ein gemeinsames Wohnzimmerchen, nicht mehr die Schlafsäle mit geöltem Fußboden. Der unbeliebte Stiftsspaziergang entfiel, dafür war ein Rad erlaubt. Wir aßen an einem kleinen Tisch und durften uns unterhalten. Im Esssaal war Schweigepflicht. Und wir wurden mit "Sie" angeredet und durften private Kleidung tragen. Mein Fahrrad war schon aus Wolkow gekommen.

Aber Führerbefehl, wahrscheinlich via Otto Schliesske: Kein Abitur in Heiligengrabe. Die Oberstufe wurde aufgelöst. Ich musste gehen. Es ist möglich, dass die besonders guten Examina aus Heiligengrabe für den Führer zum Anlass wurden, die Schule zu enthaupten. Die Tendenz war gegen die Berufstätigkeit der Frau, Emanzipation war eine Gefahr für den Staat.

Salem

1936 kam ich also nach Salem in Stettin. An diese Zeit denke ich mit Freude und Dankbarkeit zurück. Schule und Internat waren unter der Trägerschaft des Diakonissenmutterhauses in Köslin. Zu meiner Zeit hatte die oberste Leitung die sehr verehrte und geliebte Oberin von Massow, vor ihr war Thekla von Hühnerbein. In den vielen Jahrzehnten ihrer Regierung war es den beiden Frauen gelungen, das ganze weite Land Hinterpommerns flächendeckend mit diakonischen Einrichtungen zu versehen. Das Internat war im neugotischen Stil der Jahrhundertwende gebaut. Die Schule war aber neu und mit modernsten Einrichtungen ausgestattet. Sie hatte ganz neue Chemie- und Physikräume, eine große Turnhalle, einen schönen hellen Zeichensaal und große Klassenräume. Schule und Internat lagen auf einer Endmoräne. Man hatte einen weiten Blick über die Stadt Stettin. Zwischen Internat und Schule war ein kleiner Garten an dem Südhang dieser Moräne mit einem wunderschönen Alpinum. Dort verbrachte ich bei schönem Wetter viele meiner freien Stunden. Zwar konnte das Internat von Ferne nicht mit der Schönheit der Abtei von Heiligengrabe konkurrieren, hatte es doch auf den ersten Blick die bedrückende Atmosphäre neugotischer Anstalten oder Krankenhäuser. Aber die Diakonissen verstanden sichtbar mehr von Haushaltsführung als die Damen von Heiligengrabe. Es war sauber und gepflegt. Und es gab ein bekömmliches, abwechslungsreiches Essen. Es gab nicht den schrecklichen Stiftsspaziergang, es gab keine Schweigepflicht bei Tisch, keine Kontrolle unserer Post und keine Hauszeugnisse. Alles war liberaler und gerade deshalb funktionierte das Zusammenleben besser. Bald bekam ich ein Einzelzimmer, weil ich nach den vielen Infektionskrankheiten aus der Heiligengraber Zeit lange labil und geschwächt blieb. Ich konnte also schlafen, arbeiten, ausgehen wie es mir passte.

Wenn auch das Internatsleben immer nur ein kümmerlicher Ersatz für ein schönes Elternhaus bleibt, so war die Schule eine reine Freude. Das Kollegium war jung. Es bestand aus Referendaren und Assessoren. Natürlich hofften sie alle, einmal an einer staatlichen oder städtischen Schule als Räte beamtet zu werden. Aber die Aussichten waren in dieser Zeit sehr wenig hoffnungsvoll. Für die Herren waren die Chancen besser; sie mussten ja eine Familie ernähren. Aber die Frauen mussten lange warten bis man sie in den Beamtenstatus erhob. Für "geschlechtslose Arbeitstiere", wie man die berufstätigen Frauen damals nannte, hatte der Staat wenig Sympathie. Meine Klassenlehrerin, Frau Dr. Anna Köhn, wurde etwa 45 Jahre alt

bis sie endlich ein Studienratsgehalt bekam. Das Assessorengehalt war damals sehr bescheiden.



Dr. Anna Köhn (1900 – 1969)

Wäre sie nicht von ihren schwedischen Freunden, bei denen sie Hauslehrerin gewesen war, ständig unterstützt worden, hätte sie sich gar nichts leisten können. Im Stift bewohnte sie ein winziges möbliertes Zimmer. Und gerade ihr Unterricht war der schönste und beeindruckendste meiner ganzen Schulzeit. Mit einer wahren Lust folgten wir ihrem Unterricht. Es ist mir heute noch unbegreiflich, dass wir in den nur zwei Jahren Salem alle neun Bände der Forsythsaga, Paradise lost, Shaw, englische Lyrik und auf freiwillige Berichterstatter verteilt, den gesamten Shakespeare lasen. Ich hatte Richard III. Die berühmten Dramen, die allerdings, die lasen wir dann alle zusammen, oft mit verteilten Rollen. Ich hatte immer Schwierigkeiten mit der englischen Orthographie. Aber jetzt war das kein Thema mehr. Im Deutschunterricht begeisterte sie uns für Mittelhochdeutsch. Freiwillig lernten wir die schönsten Lieder auswendig, die ich heute noch nicht vergessen habe. Ich habe noch ihre Doktorarbeit "Das weibliche Schönheitsideal in der ritterlichen Dichtung". Unsere innige Freundschaft hielt bis an ihr Lebensende. Nach 1952, als Euer Großvater ordinerter Pfarrer in Lippstadt war, holten wir sie aus der DDR an das Lippstädter Mädchengymnasium, das in kirchlicher Trägerschaft war. Aber sie hatte zu schwere Jahre nach der Evakuierung der Stettiner Schulen nach Sellin auf der Insel Rügen durchgemacht. Sie war früh gealtert, litt unter Schlaflosigkeit und Rheumatismus. Ihr pädagogischer Eros, dem es in Salem gelang, ihre Schüler spielend in die Welt der Dichtung, der Kunst und des Geistes zu entführen, hatte gelitten. Sie war selbstkritisch und beantragte frühzeitige Pensionierung. Sie mietete sich ein ganz kleines Häuschen in ihrer Traumlandschaft, dem Schwarzwald, in der Hoffnung, dort von ihren Schmerzzuständen geheilt zu werden. Ich habe sie dort oft besucht. Angeregt und mit vielen Vorschlägen, was man lesen muss, reiste ich heim. Aber ich sah auch, dass sie immer schwächer und hilfloser wurde. Sie litt unter einer Polyarthritis arcuata mit häufig hohem Fieber. Der wunderhübsche Südhang des Schwarzwaldes mit seinem guten Klima konnte ihr nicht helfen. Im Zustande völliger Hilflosigkeit holte ich sie dann nach Bielefeld in das Johanniswerk, an das mein Mann, Euer Großvater, inzwischen als Leiter berufen war. So lebte sie als schwerer Pflegefall in guten Tagen bei uns, meistens aber in einem Pflegehaus und in ganz bösen Zeiten im Johanneskrankenhaus. Dort ist sie auch mit 69 Jahren von ihrem Leiden erlöst worden, von meiner ganzen Familie tief betrauert. Wir begruben sie auf dem bildschönen kleinen Bergfriedhof in Reichenbach, ganz nahe bei ihrem Häuschen. Sie war die Patentante von Eurem Vater.

Mit Dankbarkeit denke ich aber auch an Otto Dobratz. Er unterrichtete in Salem Chemie, Physik und Mathematik. Er war ein Gelehrter und ganz gewiss kein Pädagoge. Eine

Universitätslaufbahn wäre für ihn besser gewesen. In meiner Klasse interessierten sich nur wenige für seine Fächer. Rührend war seine Enttäuschung, wenn eine Klassenarbeit schon wieder so viele Fünfen produziert hatte, dass sie wiederholt werden musste. Ihm war es ganz unbegreiflich, dass man Logarithmen, Integral und Differenzial nicht verstehen konnte. Man nahm sich gegenseitig nicht ganz ernst. Dies waren aber meine Lieblingsfächer, und wir verstanden uns von Anfang an herrlich. Nach seiner Pensionierung baute er sich ein Haus im Bayerischen Wald und hatte eine unbeschreibliche Freude an seinem Garten. Er wurde über 90 Jahre alt, und uns verband eine Freundschaft vieler, vieler Briefe. Er starb als überzeugter Christ, auch damit hat er mir sehr geholfen.

Ja, wie schön hätte er sein können, dieser letzte Abschnitt meiner Schulzeit! Aber um Ostern 1938 wurden wir in die Aula gerufen, und der Direktor, Dr. Kaiser, teilte uns in kurzen Worten mit, dass der Kultusminister unserer Schule die Unterrichtserlaubnis entzogen hätte. Wir wären nun alle entlassen und müssten nun selber sehen wo man uns nimmt. In Stettin gäbe es noch weitere Privatschulen mit Internat, meist unter kirchlicher Trägerschaft. Sie wären auch alle aufgelöst, und so wäre anzunehmen, dass die beiden städtischen Gymnasien sehr überfüllt seien. Eile wäre also geboten.

Nun begann eine demütigende Suche nach einem möblierten Zimmer, nach einer Schule, die uns nahm. Es war dann die "Auguste Viktoria Schule" im Zentrum der Stadt, leider sehr weit von dem Zimmer entfernt, das ich gemietet hatte. Dreimal musste ich umziehen. Die Lehrpläne passten überhaupt nicht. Viele Dinge bekamen wir zum zweiten Mal serviert, anderes mussten wir uns allein beibringen. Für die Lehrer war das alles eine erhebliche Belastung, und man ließ uns das auch spüren. Wir die wir ja von einer "höheren Hilfsschule" kämen, lauter Dorfkinder, eine Zumutung, an das Abitur in nicht einem Jahr überhaupt zu denken! Zum ersten Mal in meinem Leben begegnete ich dem bösen Gift des Klassenhasses.

"Auch Sie, Fräulein von und zu, könnten sich mal bequemem!" Aber dann kam der erste Unterricht. Und es stellte sich sehr schnell heraus, dass wir Salemiten den übrigen Schülerinnen haushoch überlegen waren. Aber das war auch nicht recht.

Die Schule war alt, verwohnt und schmutzig. Sie war so überfüllt, dass auf dem Schulhof kein Platz war, hin und her zu wandern. Die Toiletten in den Pausen aufzusuchen, war nahezu unmöglich, außerdem eine Zumutung und nur in dringenden Fällen angeraten. Chemie- und

Physikräume mussten in der Nachbarschaft in Privatwohnungen angemietet werden. Es gab nur eine Turnhalle. Deshalb fand der Turnunterricht oft an Nachmittagen statt. Ich war keine besonders gute Turnerin. Man musste aber ein "Gut" im Turnen erreichen, um sich an der Uni einschreiben zu können. Die Anforderungen im Sport waren hoch. Das bedeutete für mich zwei Mal am Tag diesen weiten Weg, dazu ein fleißiges Training. Im Umkleideraum wurde gestohlen. Jedes Mal vermisste man irgendetwas. Aber wo sollte man seine Sachen lassen? Das hörte erst auf, nachdem wir einen Wachposten aufgestellt hatten. Das Kollegium war alt und diesem Betrieb überhaupt nicht mehr gewachsen. Unsere Klassenlehrerin, Frau Hofmeister, war die Tochter eines bayrischen Generals. Ihr Deutschunterricht war für meinen Geschmack eine einzige Strafe. Wir lasen Rosenbergs "Mythos des zwanzigsten Jahrhunderts" und "Die deutsche Mutter und ihr erstes Kind" und natürlich Hitlers "Mein Kampf". Letzterer wurde Zeile für Zeile als Prüfungstoff vorbereitet und der "Prolog im Himmel" und Teile aus dem 2. Teil des "Faust" wurden mit dem Wollen und Vollbringen Hitlers verglichen. "Das Faustische in unserem Führer" war die zusammenfassende Überschrift ihres Deutschunterrichts. Mein Abituraufsatz hatte allerdings zum Thema: "Die Schönheit meiner Heimat". Ich schrieb eine 1, und der Aufsatz wurde in der PZ (Pommersche Zeitung) gedruckt. Bei der Abschlussfeier musste ich die Rede halten und den Aufsatz in der Aula vorlesen. In der mündlichen Prüfung musste ich über das Faustische im Nationalsozialismus sprechen und schnitt nicht besonders gut ab. Genauso ging es mir in Englisch. Ich schrieb in der Arbeit eine 1. In der mündlichen Prüfung bekam ich einen Aufsatz aus dem "Manchester Guardian" wie großartig die Verhältnisse in Deutschland seien, wie wunderbar die Volksgemeinschaft und dass England sich beeilen sollte, mit Deutschland Schritt zu halten. Wieder stolperte ich über rein politische Fragen und bekam in Englisch nur eine 2. Ich war die einzige meiner Klasse, die nicht in der Hitler-Jugend war. Mit dem Abitur gab man seinen Hitlerjugendausweis ab und wurde automatisch als Elite des Volkes in die Partei übernommen. Ich war also die einzige, die nicht in die Nationalsozialistische Partei aufgenommen wurde. Später erfuhr ich dann, dass der Manchester Guardian gar nicht aus England kam, sondern für Schulen im Propagandaministerium in Berlin gedruckt wurde. Ich stand unter dem Verdacht der politischen Unzuverlässigkeit. Und nach meiner Abiturrede wurde sogar vor der ganzen Aula verkündet, dass ich aus diesem Grund, auf die "Zwei" zurückgestuft worden sei. Nach der Abschlussfeier kondolierten mir der Französischlehrer, Dr. Maschke, und der Historiker, dessen Namen ich leider vergessen habe. Mit einem Augenzwinkern ließen sie mich vorsichtig wissen, dass sie in einem anderen Boot säßen. Sie standen beide kurz vor ihrer Pensionierung und waren Weltkriegsteilnehmer und hatten

wahrscheinlich mehr Weitblick. Zu dem Vorwurf der politischen Unzuverlässigkeit muss ich heute sagen, dass ich politisch völlig uninteressiert war. Nie las ich eine Zeitung. Ich lebte mit meinen Interessen ganz am Rande des Geschehens. In Reih und Glied marschieren, Volkstänze und Volkslieder machten mir keinen Spaß. Ich war sehr wenig musikalisch und vielleicht immer etwas ein Einsamkeitssucher, ich verabscheute Massenaufmärsche, Versammlungen und stürmischen Beifall. Zwar kamen mir angesichts dieser Schulpolitik, der Lektüre von "Mein Kampf" und der "Reichskristallnacht", die ich life in Stettin miterlebte, ernsthafte Zweifel. Aber natürlich musste ich auch bedenken wie viel besser es der Landwirtschaft ging, die Arbeitslosigkeit war verschwunden, es gab die täglichen Bettler nicht mehr, die Landarbeiter konnten mit "Kraft durch Freude" verreisen, und meine Eltern konnten endlich schöne neue Wohnungen für all die Mitarbeiter bauen. Ich wusste wirklich nicht wo es lang gehen sollte. Meine Meinung war ja auch sowieso gar nicht gefragt. Wir hatten ja eine Diktatur.

Ich packte also meine Habseligkeiten zusammen, machte meine Abschiedsbesuche und fuhr nach Wolkow. Meine Mutter empfing mich, und ich sagte ihr, dass ich in der vorigen Woche das Abitur gemacht hätte. Aus der Sicht meiner Eltern sah das so aus: Wieder einer mit der Schule fertig - eine teure Angelegenheit weniger. Meine endlosen Schwierigkeiten, die Anfechtungen, die ganze Sinnlosigkeit dieser böartigen Schulpolitik war gar nicht bis zu ihnen vorgedrungen. Mutter war seit meinem 12. Lebensjahr lungenkrank. Vielleicht hatte sie gar nicht mehr die Kraft, mit allen ihren Kindern und mit den Dorfkindern im Einzelnen mitzufühlen. Und so gab ich ihrer Bitte nach, doch nach dem Arbeitsdienst, wenigstens für ein Jahr, nach Hause zu kommen.

"Bitte hilf mir doch! Du siehst es ja, es geht mir immer wieder sehr schlecht." Und dann, was mich am meisten betrückte:

"Ohne Deine Fröhlichkeit kann ich nicht leben."

Meine Jugend

Als ich nach den Pfingstferien 1938 nach Stettin zurückfuhr, war es ganz unmöglich, mit der Straßenbahn oder einer Taxe nach Braunsfelde zu meinem möblierten Zimmer zu kommen. Dafür musste ich die grüne Schanze, den Paradeplatz und die Wilhelmstraße passieren. Außerhalb der alten Stadtmauern war Stettin sehr weiträumig, großzügig angelegt. Hier hatte man jede Menge Platz. Dort hatten sich Menschenmassen versammelt, wie ich sie nie wieder in meinem Leben gesehen habe. Ein Nachhausekommen war ganz ausgeschlossen. Auf der Bahnhofstreppe stehend, fragte ich: "Was ist denn hier los?" Mit dieser Frage brachte ich eine Wutlawine ins Rollen. Von allen Seiten wurden böse Beschimpfungen gegen mich gerichtet. Zugegeben, ich las nie eine Zeitung und wusste deshalb nicht, dass der Führer Stettin besuchte. In allen anderen Großstädten Deutschlands war er schon gewesen. Stettin war aber die Hauptstadt eines sehr konservativen Agrarlandes und hier konnte der Führer sich nicht sicher fühlen – welche Schande für Pommern! Resigniert blieb ich auf meinem schweren Koffer sitzen. – Endlich kam der Führer, im Auto stehend, in brauner Uniform, in Siegerpose, den rechten Arm ausgestreckt mit finster, entschlossenem Blick. – Heilrufe brausten ohne Ende wie ein Orkan.

Nachdem ich das life erlebt habe, habe ich mich oft gefragt, wie war es möglich, dass ein einzelner Mensch, von dem wir eigentlich nur wenig wussten, eine solche Massenbegeisterung – einem Messias vergleichbar – auslösen konnte, um nur 7 schreckliche Jahre später, total gescheitert, durch Selbstmord der Katastrophe zu entfliehen, die nur er ausgelöst hatte?

Das Arbeitsdienstlager, dem ich zugeteilt wurde, lag im äußersten Zipfel Hinterpommerns, im Kreis Lauenburg und gehörte zur Gemeinde Wirschuzin. Nachts konnten wir das Blinken des Leuchtturmes der Halbinsel Hela sehen, eine 34 Kilometer lange Landzunge vor der Danziger Bucht, eine so genannte Nehrung. Das Lager war in einem sehr bescheidenen ehemaligen Gutshaus untergebracht. Das kleine Gut hatte einem Fräulein von Lettow gehört, die es in den kritischen Jahren der Wirtschaftskrise nicht halten konnte. Das Land war in Siedlungen aufgeteilt, "ein Menschenwall germanischen Blutes gegen die slawischen Nachbarn." So jedenfalls wurden uns diese, wirtschaftlich nicht sinnvollen Neugründungen, erklärt. Ein Wall von Findlingen, auf denen Heckenrosen blühten, bildete die Grenze zu Polen. Jenseits dieses Walles bestellte der Pole sein Feld. Wir grüßten fröhlich hinüber, und er grüßte zurück. Das

war aber streng verboten und gerade deshalb ein reizvoller Sport. Die Idee eines Arbeitsdienstes für Mädchen war sicher gut. Ich bin davon überzeugt, dass heute so etwas wieder eingerichtet werden sollte, dem heutigen Arbeitsmarkt angepasst. Es hätte 1939 alles so schön sein können, zumal wir einen Traumsommer erlebten und die Siedler, die teilweise um ihre Existenz rangen, unsere Hilfe zum Nulltarif wirklich dringend brauchten, hätten nicht alle unter dem Diktat dieser Teufelsideologie gestanden. - Der Tag begann mit einem sehr frühen Wecken, Frühsport und Dauerlauf in Trainingsanzügen, spärliches Frühstück, anschließend Fahnenappell mit Absingen der beiden Nationalhymnen Deutschlandlied, Horst Wessellied und anschließendem Verlesen der Tagesordnung. Der Siedler, bei dem man arbeiten mußte, wurde einem zugeteilt. Bei dem ersten Fahnenappell wurde u. a. verlesen, dass in der Lagergemeinschaft eine "von" sei. Laut Führerbefehl sei aber nur eine pro Lager gestattet, um Cliquenbildung zu vermeiden. Einige Maiden, die man wohl etwas unter Kontrolle haben wollte, wurden für die Küche und den Putzdienst im Hause abkommandiert. Beides war wenig beliebt. Ich kam mit zwei sonderbaren Gestalten, die sich dann als Prostituierte aus Breslau herausstellten, in die Waschküche. Diese Waschküche war eine schmutzige Baracke und entbehrte jeglichen Komforts. Die zu bewältigenden Wäscheberge waren die Hinterlassenschaft eines ganzen eiskalten Winters, in dem die Wasserleitung zugefroren war und ein Wäschewaschen deshalb unmöglich war. Da gab es etwa 80 mal Bettwäsche, die sehr verschmutzt war, 40 Trainingsanzüge, 40 vor Dreck steif stehende Windjacken, ungezählte Hand- und Küchentücher, Taschentücher, Tischtücher; es nahm kein Ende. Weder die "Damen" aus Breslau noch ich hatten eine Ahnung von Wäschebehandlung. Die Wäsche war ganz unterschiedlich in ihrer Textilstruktur. Es war eine Aufgabe, die unsere Fähigkeiten und Kenntnisse total überforderte. Aber aus ganz verschiedenen Gründen wagten wir nicht zu fragen und taten so als wären wir Diplomwaschfrauen. Die Abiturienten wurden sowieso mit "Vollidioten" bezeichnet und meine beiden armen Damen aus Breslau traf von vornherein der Bannstrahl der Verachtung. Das schweißte uns aber zusammen, und wir bildeten ein hervorragendes Team. Es fiel nicht ein böses Wort, und wir machten uns an die Arbeit, um es denen da oben zu zeigen wie weit sie mit ihren Vorurteilen kommen. Das Holz war nass. Stunden brauchten wir, um auch nur einen Kessel zum Kochen zu bringen. Die Trainingsanzüge färbten ab. Die Knöpfe der Windjacken verwandelten sich in Käse. Aber wir hielten durch und schafften immer mehr. Nach über vier Wochen wirklicher Schwerstarbeit wurden wir sogar gelobt. So weiß wäre die Wäsche noch nie gewesen, nur Waschpulver, viel mehr als ein Zentner wäre doch mehr als das "Zuteilungssoll" für einen ganzen Winter. Ich musste sogar ein kleines Referat halten wie man im Schnellverfahren Handtücher und

dergleichen schrankfertig bügelt. Diese und andere kleine Erfindungen meinerseits zur Arbeitserleichterung wurden in die Lagerpraxis sogar übernommen. Damit waren meine Freundinnen und ich rehabilitiert und in den Stand der Hilfskräfte für Siedler erhoben. Die Siedler waren meistens Unteroffiziere der Reichswehr, so genannte Zwölfender, die mit einer hübsch aufgebauten Siedlung und 90 vha Land abgefunden wurden. Das hatte für den zweiten Lebensabschnitt verlockend ausgesehen. Es erwies sich dann aber doch in den meisten Fällen als Flop. Die Männer verstanden nichts von Landwirtschaft, hatten die Mühen unterschätzt; ihre Frauen stammten aus der Stadt und sehnten sich zurück. Es herrschte Unzufriedenheit. In ihren kleinen Betrieben lag vieles im Argen, und es war oft gar nicht einfach, sinnvoll zu helfen.

Ich kam aber zu einem jungen, hübschen Paar mit zwei kleinen Kindern, die mit viel Sachverstand und gesunden Kräften aus ihrer Siedlung etwas sehr Schönes machten. Wenn 1945 nicht die Vertreibung stattgefunden hätte, hätten wahrscheinlich diese Leute verschiedene der hoffnungslosen Nachbarbetriebe aufgepachtet. Als sich dann noch herausstellte, dass er Schafmeister bei meiner Tante Ursula von Sydow, geb. Gräfin Schulenburg - Wolfsburg, war, war unsere Freundschaft, unser gegenseitiges, restloses Vertrauen besiegelt. Ich durfte alles in Haus, Garten Stall, Feld und Kleinkinderbetreuung. Arbeit gab es wirklich jede Menge. Und ich hatte bald das beglückende Gefühl, Ihnen wirklich zu helfen. Er schwärmte von Zemlin, von der "Grünen Woche" in Berlin, auf der er seine Böcke vorstellen konnte, von meiner Tante und dem herrlichen Gutsbetrieb. Er konnte es seiner Frau nicht ganz verzeihen, dass sie selbständig sein wollte, denn sie war eine Bauerntochter und hatte das nötige Kleingeld dafür mitgebracht. Trotzdem, wir entwickelten uns immer mehr zu einem tollen Team. Und immer, wenn die 14 Tage um waren und die Siedlerstellen gewechselt wurden, lief er zu der Lagerleitung und bat um die Verlängerung meiner Zeit. Es wurde ein schöner fröhlicher Sommer unter dunkelblauem Himmel in dem bezaubernden, östlichsten Teil Hinterpommerns, dem "blauen Ländchen".

Wenn wir von der Arbeit zurückfuhren, gab es im Lager politischen Unterricht. Ich musste oft einen Zeitungsbericht machen. Es gab keinen Tag, an dem nicht die Schrecken der Volksdeutschen in Polen geschildert wurden. Überhaupt war Deutschland von einem Kranz feindlicher Nachbarn umgeben. Aber der Führer, er, der "namenlose Frontsoldat des 1. Weltkrieges", er war der "alleinige Garant des Friedens". Der Kampf gegen die Kirchen, besonders gegen die katholische, nahm ganze Seiten ein. Die Auflösung von Klosterschulen

war an der Tagesordnung. Ordensbrüder wurden scharenweise wegen Homosexualität verhaftet, Erzieher wegen sexuellen Missbrauchs ihrer Zöglinge. Äbte wegen Korruption. Es gab keine Gegenstimmen. Alle Zeitungen brachten das Gleiche. Es gab keine Pressefreiheit. Die Hetze war so überzeugend, die Skandalgeschichten so interessant, dass die Menschen es glaubten. Die Enteignungen des Kirchenbesitzes waren also ganz legal. Wie gut, dass wir endlich einen sauberen Staat hatten, der diesen Sumpf trocken legte. Als wir enteignet wurden, arbeitete man mit den gleichen Methoden. Wie sich die feindlichen Brüder glichen!!! Als anlässlich einer Einladung das Gespräch auf die Klosterprozesse kam, äußerte ich meine Bedenken und sagte, Lesben gäbe es auch im Arbeitsdienst. Auf dem Klatschwege echote diese meine Äußerung in das Lager zurück. Es war klar, wen ich von der Lagerleitung gemeint hatte. Ein Fräulein Meier zu Allendorf zeigt mich an, und ich bekam ein ärgerliches Strafverfahren wegen mangelnder Kameradschaftlichkeit. Ich ärgerte mich über mich selbst, denn ich wusste ja wie gnadenlos gleichgeschlechtliche Liebe verfolgt wurde. Es rettete mich - trotz aller Friedensliebe des Führers - der ausbrechende Krieg. Eines Morgens im späten Herbst stand der Hof voller Panzer. Das Lager wurde geräumt. Natürlich alles nur sicherheitshalber, denn den Polen wäre nicht zu trauen. Da wir nun aber eingearbeitete Kräfte wären, könnte man uns in dieser kritischen Situation nicht entlassen. In Mittelpommern wären viele Bauern Soldat geworden, wir würden dort gebraucht. Und so kamen wir nach einer abenteuerlichen Fahrt in zugigen Viehwaggons in den Kreis Regelwalde. Zwei Monate mussten wir mit einem äußerst primitiven Männerlager fürlieb nehmen. Die meisten Jungens waren schon einberufen. Die Toiletten waren z. B. 30 Plumpslöcher ohne Zwischenwände auf einem Riesenbrett. Als uns dann wirklich beim Frühstück die grausame Wahrheit gesagt wurde:

"Ab 5 Uhr wird zurück geschossen!", kam ich zu meinem Bauern zu spät. Bei strahlendem Herbstwetter setzte ich mich auf einen Baumstamm im Walde und weinte... . Was kam da auf uns zu? Ich dachte an den fröhlichen polnischen Bauern hinter den Heckenrosen, die vielen polnischen Landarbeiter auf unseren Gütern, die noch aus Kaisers Zeiten als polnische Schnitter in Deutschland geblieben waren, ich dachte an die entzückenden kaschubischen Dörfer in den Kreisen Lauenburg, Schlawe, Bütow und Rummelsburg. Hier wurde ein polnischer Dialekt gesprochen und akademisch-polnisch-katholisch gepredigt. War diesen Menschen jetzt noch zu trauen? Blieben sie dem deutschen Staat noch loyal? Welcher Narr handelte so verständnislos? Wir waren doch eine Grenzbevölkerung! Wie konnte man uns so belügen? Uns, die wir doch opferbereite, gute Staatsbürger waren. Wie konnte man uns den

ganzen Sommer mit Klatschgeschichten aus den Klöstern unterhalten, scharenweise die unglücklichen Mönche verhaften, aber in Wirklichkeit rollte die Kriegsmaschine mit einer riesengroßen Mobilmachung, von der das Volk keine Ahnung hatte! Ich konnte mich nicht beruhigen, versuchte mit meinen Eltern zu sprechen. Aber sie waren ganz verständnislos und glaubten, was in der Zeitung stand. Und so beweinte ich meine Jugend wie Jephthas Töchterchen, das in den Libanon ging, bevor es geopfert wurde (siehe Buch der Richter 11, Vers 29-40).

Und so begann das versprochene Jahr in Wolkow. Im Sommer 1940 wurde mühelos die Maginotlinie in Frankreich genommen, wenn man den Wehrmachtsberichten Glauben schenken konnte? Frankreich besiegt! Und das in nur einem Sommer, kein Vergleich mit dem verlustreichen Stellungskrieg des Ersten Weltkrieges. Selbst der Kaiser schickte ein Glückwunschtelegramm an den Führer. Zwar war das sehr verständlich, wenn man an das Leid des 1. Weltkrieges dachte. Aber dann doch kaum glaublich, denn aus Heiligengrabe wusste ich wie extrem Antinazi die preußischen Prinzessinnen waren. Durfte man vielleicht doch hoffen? War es vielleicht doch der "gottgesandte Führer"? Der Mann, der dem deutschen Volk aus dem Elend hilft? Mit großer Verzögerung der Feldpost erreichte meine Eltern im Juni die Nachricht, dass mein Bruder Gebhard am 20. Mai bei Le Nouvion gefallen war. Ich hatte es jedenfalls so lebhaft geträumt, dass ich es für wahr hielt und mich jeden Tag freute, an dem die gefürchtete Nachricht ausblieb. Und natürlich wagte ich es nicht, in all dem Siegestaumel von diesem Traum zu sprechen.

Es folgte ein herrlicher, warmer Sommer. Wolkow erlebte ich zum letzten Mal in seinem alten Glanz. In der Buchsbaumkrone vor dem Haus blühten die roten Poliantarrosen, und in dem Stern hinter dem Haus rosa Teerosen wie ich es nie wieder gesehen habe. Unbeschreiblich blühte die Irissammlung am Teich, Mutters Dahliensammlung und das Alpinum. Überall Mombretien, Salvien, Astern und bunte Staudenrabatten. Es gab im Wirtschaftsgarten Obst in Hülle und Fülle. Wir schafften es kaum, alles zu bergen. Das Haus war den ganzen Sommer voller Besuch. Jedes Fremdenzimmer war besetzt. Und wenn ich jetzt an diesen Sommer denke, spüre ich noch den süßen Duft der vielen Akazien und der 13 riesigen, alten Linden, die um das Haus standen und höre das Gerummel der Bienen. Meine ältere Schwester Cordula und ich besorgten Haus und Garten. Es fehlte an nichts. Ich hatte mir ein Ferkel aufgezogen, das mich überall wie ein treuer Hund begleitete. Es war wachsam, stubenrein und eigentlich viel amüsanter als ein Hund. Auch unsere Mutter musste über all

den Unsinn, den unser "Puck" anstellte, so herzlich Lachen, dass ich glaube, dass ihr das in ihrem damals schon sehr elenden Zustand noch etwas geholfen hat. Sie nannte ihn "Unser Hofnarr".

Im Herbst starb Mutters Tante Bertha Schulenburg, eine Schwester meiner Großmutter, an der wir alle mit großer Liebe und Verehrung hingen. Sie war in Berlin die Gründerin der "Sozialen Frauenschule", praktisch die Erfinderin der Sozialarbeit. Heute ist diese Schule Akademie und der Universität angeschlossen. Tante Bertha kämpfte nicht nur gegen das Elend in den Hinterhöfen Berlins, sondern sie half vielen jungen Kriegerwitwen nach dem 1. Weltkrieg und Frauen in sinnvolle Arbeit. Sie wurde mit dem "D. honoris causa der Theologie" ausgezeichnet, was für eine Frau in damaliger Zeit ganz ungewöhnlich war. Beim Laubharken war sie im Beetzendorfer Park, 80jährig, tot umgefallen, ein wahrhaft gnädiges Ende. Mutter war zu elend, um die Reise von Wolkow bis Beetzendorf mit den damaligen Reisemöglichkeiten zu riskieren; Cordula und ich sollten sie vertreten. Beiden Eltern mussten wir versprechen, nicht in Berlin zu übernachten, denn dort waren schon die ersten Bomben gefallen. Viele Male mussten wir umsteigen: Berlin, Öbisfelde, Salzwedel, Beetzendorf. Minuten vor den Trauerfeierlichkeiten erreichten wir unser Ziel. Tante Bertha war im Gartensaal aufgebahrt. Menschenmassen bevölkerten das Haus. Ich genierte mich wegen meiner zusammengeborgten schwarzen Bekleidung und wollte mich möglichst in der Masse verstecken. Ein endloser Trauerzug bewegte sich auf den Eiskuhlenberg, auf dem unser Gutsfriedhof seit 1870 angelegt war. Zur Linken lagen die Gutsarbeiter, zur Rechten die Förster, die Beamten, die Gäste, die Kutscher und die Diener. In der Mitte - unter einer gewaltigen Linde - lagen wir. Am Ende des Friedhofs, vor einem Wäldchen sehr schöner Eichen war ein großes Sandsteinkreuz, das Professor Fuchs, der Dombaumeister des Kölner Doms, der Freund Eurer Ururgrossmutter Friesen, geschaffen hatte. Heute ist es leider auch übel geschändet. Er hatte auch für Charlotte von Friesen den sehr schönen Kenotaph geschaffen, der nach der Wende zerkloppt worden ist. Das hatte gerade sie nicht verdient, denn sie war die Erfinderin des Betriebskindergartens und unterhielt ihn auf ihre Kosten. Eine Diakonisse leitete ihn. Und Urgroßmutter Friesen, die selber ihre ersten vier Kinder verloren hatte, schuf durch diesen Kindergarten - man würde heute sagen - ein erstes Mütterbildungswerk in ihrem Betrieb. Es ist schade um dieses Denkmal, denn es gehörte zu den wenigen wertvollen Steinmetzarbeiten, wie die ebenfalls verschwundene Grabplatte eines Ritters an der Burg und die barocke Sandsteintafel über der Haustür, auf der eingraviert war aus dem 127. Psalm:

"Wo der Herr nicht das Haus baut, da arbeiten umsonst, die daran bauen. Wo der Herr nicht die Stadt behütet, da wacht der Wächter umsonst." Diesen Spruch haben Euer Großvater und ich dann als unseren Trauspruch gewählt und auch versucht, in diesem Geist zu leben. Die Reden am Grabe nahmen kein Ende. Viele Pastoren aus Berlin und viele ihrer Schülerinnen, inzwischen in leitenden Stellungen, waren erschienen. Es war eine fröhliche Beerdigung. Unser kleines, liebes, knochenmageres Tante Battchen war viel bedeutender und humorvoller als wir alle wussten. Überall waren im Haus die Tische gedeckt - im Esszimmer, im Biedermeierzimmer, im roten Salon, im Gartensaal, der Bibliothek, Werners Schreibstube, um wenigstens einen Teil der auswärtigen Gäste zu bewirten. Ich war gerade bemüht, mir wegen meiner mangelhaften Trauergarderobe ein möglichst dunkles Plätzchen zu suchen, als sich Euer Großvater mir in den Weg stellte und mir sagte: Er hätte "da hinten" ein Zweiertischchen mit Platz für uns beide, denn er müsste doch die so weit gereisten "Granden"!!! aus Hinterpommern kennen lernen. Ich sagte, es gäbe noch außer mir eine zweite "Grandin" und außerdem wäre er ja doch wohl der Hausherr und müsste seine Gäste erst mal begrüßen. Ich hoffte, auf diese Weise mit meinem mangelhaften Outfit zu entfliehen. Er meinte aber:

"Das sind viel zu viele, außerdem besorgt so etwas meine Mutter." Also, es half nichts, wir nahmen zu zweit Platz an einem ganz kleinen Tisch, der auch noch wackelte. Kaum saßen wir, rückte Ursula Wolfsburg einen dritten Stuhl an das winzige Tischchen, setzte sich dazu und machte die Konversation. Mehrfach machte Werner vorsichtige Versuche, sie auf andere interessante Tische aufmerksam zu machen, an die durchaus noch ein Stuhl geschoben werden könnte. Sie wusste aber diese Hinweise zu überhören. Ich habe an diesem Tisch nicht ein Wort gesagt. Wir wurden dann überredet, noch einen Tag zu bleiben. Wir zogen in ein entzückendes Fremdenzimmer mit geblühten Himmelbetten und einer Badestube, in diesem alten Gemäuer eine Errungenschaft aus neuester Zeit. Nach einem wunderbaren Frühstück, das Mamsell Quasebart gezaubert hatte, fuhr der Diener Papemeier das Opelchen vor.

Es schien mir verabredet zu sein, dass Werner diesmal selber fuhr, was sonst nicht üblich war. Für Cordula hatte Werner Wilhelm Schulenburg von den "Drübenschen" als Galan eingeladen, die beide hinten Platz nehmen mussten. Auf meine Bemerkung, Cordula sei doch älter als ich, und ich würde auch sehr gern hinten sitzen, reagiert Werner überhaupt nicht. Die Fahrt ging in den Wismar. Das war allerdings ein Forstbetrieb wie ich ihn in meinem Leben

noch nicht gesehen hatte. Es waren dort herrliche Bestände von Lärchen, Buchen, Eichen, Douglasien, auf den minderen Böden Kiefern. Alle Gatter waren in Ordnung, alle Abfuhrwege gepflegt, und die Försterei mit allen Einrichtungen einfach tip top. Werner war selber Diplom Forstwirt. Und ich bewunderte ihn wie er alle Unkräuter, alle Bäume, Käfer, Pilze und Vögel kannte. Er hielt uns einen Vortrag über die verschiedenen Mäuse im Wald und zeigte uns die Hünengräber.



Gräfin Bertha a. d. H. Beetzendorf (1861 – 1940), D. theol. h.c. der Universität Berlin

Wir blieben dann noch einen Tag mit Erlaubnis der Eltern. Es war alles so interessant und so lustig. Werner hatte seiner Mutter gesagt, dass ich vielleicht eine Frau für ihn und

Beetzendorf wäre. Das hatte meine Schwiegermutter meiner Großmutter gesagt, die eine jüngere Schwester von Tante Battchen war. Und so war dieser Ausspruch Werners, der vielleicht gar nicht so ernst gemeint war, schon in Wolkow, eh Cordula und ich zu Hause eintrafen. Meine Mutter sonnte sich in diesem vermeintlichen Glück. Das war der willkommene Schwiegersohn. Ich saß in der Mausefalle. Meine Emanzipation hatte ein Ende.

Eigentlich wollte ich Geologie studieren. Das war meine ganz große Leidenschaft, solange ich denken konnte. In Kleinborkenhagen, einem Nebengut meiner Eltern, begannen die Kiesberge. Es waren zwei parallel verlaufende Bergrücken von etwa 10 Kilometer Länge, die so aussahen als wären sie in einer riesigen Kuchenform gebacken. Aus Analogieschlüssen mit ähnlichen Erscheinungen der Gletscher Skandinaviens, konnte man annehmen, dass sich zum Ende der letzten Eiszeit lange Gletscherspalten gebildet hatten, die sich 100 Meter und höher mit Geröll füllten. Auch für Kinderaugen war sichtbar, dass dieses aufgearbeitete Gestein von gewaltigen Wassermassen sortiert sein musste. Da gab es ganz feine Kiese von höchstens Erbsengröße, da gab es Gruben mit ganz flachen, ovalen Steinen, wie man sie nur am Grunde von Flüssen findet und Gruben mit größeren, ganz runden Steinen, die von Sturzbächen und schnellen Strudeln geformt werden. Aber nicht nur das, jeder einzelne Kiesel, der vom eruptiven skandinavischen Festlandssockel stammte, war interessant. Hier konnte man Rosenquarz und Amethyste, kleine Turmaline finden. Aber die Gletscher hatten auch Sedimente angeschnitten. Und die darin enthaltenen Fossilien, die durch das Freiwerden von Ammoniak bei der Verwesung härter waren als das sie umgebende Sediment, waren oft sehr gut erhalten. Als ich mir von meinem Kaninchengeld endlich ein Fahrrad leisten konnte, fuhr ich oft dorthin und wühlte stundenlang. Schließlich hatte ich fast alle Versteinerungen, die in Kurt Huckes "Einführung in die Geschiebelehre" beschrieben werden. Diese Fossilien waren von unendlichen Wassermassen durcheinander gewirbelt. Sie waren also dort, wo ich sie fand, nicht autochthon. Sie hatten also zu sehr verschiedenen Zeiten gelebt. Und ich musste mit Hilfe von Eberhard Fraas "Der Petrefaktensammler" versuchen, sie in die lange Kette der Evolution zeitlich einzuordnen. Da ich aber in den Kiesbergen nur Fossilien aus Meeresablagerungen fand, waren die Unterschiede sehr gering, und es war gar nicht einfach, die Formation oder das ungefähre Alter zu bestimmen. Dabei half mir Herr Rehm, mein Klassenlehrer auf der Mittelschule in Regenwalde. Er lebte nachher in Bielefeld und wurde bekannt durch eine Arbeit über Farne und Moose und seine großen Leistungen für den "Naturwissenschaftlichen Verein, Bielefeld und Umgebung". In den Kiesbergen erlebte ich selbige, einsame Stunden. Mein Entschluss stand fest: Ich studiere Geologie. Zu diesem

absonderlichen Entschluss wurde ich von meinen Eltern wenig ermutigt. Ich stieß sogar auf Widerstand:

"Du wirst ein Blaustrumpf". Der Begriff "Blaustrumpf" stammte aus der englischen Frauenbewegung, den Suffragetten, die im viktorianischen England als Skandalfiguren verstanden wurden.

"Du bist nachher eine verstaubte Tante im Museum, und keiner will Dich heiraten!" Und "Heiraten" war zu Nazizeiten die Bestimmung der Frau. Oder:

"Du erforscht Dinge, die doch keiner wissen will, und Du schreibst Bücher, die keiner kauft oder gar lesen will". Meine immer praktische Mutter beendete meinen Traum:

"Studiere Medizin, das wird Dir gar nicht schwer fallen. Du hast so viel Sinn für Naturwissenschaften. Wir richten Dir zwei Arbeiterwohnungen als Praxis ein, da kannst Du auch wohnen. Die ärztliche Versorgung hier ist so schlecht. Wenn Du das machst, dann tust Du etwas Nützliches. Und wir helfen Dir bei Deinem Start". Dieser Gedanke fand Beifall. Es war abzusehen, dass bald Wohnungen leer stünden, denn es ging uns besser. Wir schafften Maschinen an und versuchten, Menschenkraft durch Maschinenkraft zu ersetzen. Meine Eltern dachten bäuerlich. Arbeit musste nützlich sein, zum eigenen Wohl und zum Wohle aller. Geologie war in ihren Augen nur ein Hobby. Und für mich blieb es das lebenslang.

1940 durfte man sich erst einschreiben, wenn man drei Monate Pflegedienst in einem Krankenhaus mit gutem Zeugnis und abschließender Schwesternhelferinnenprüfung nachweisen konnte. Ich fuhr also mit der Kleinbahn, viele Male umsteigen, nach Greifenberg in Hinterpommern. Dort gab es ein internistisches Kreiskrankenhaus mit etwa 70 Betten und einem sehr gelobten Chefarzt, Dr. Köppen. Die Leitung lag in den Händen von vier Salemsdiakonissen, die dem Mutterhaus in Köslin angehörten. Sie sorgten gut für mich, und es gab für Kriegsverhältnisse immer noch wunderbares Essen. Die Zusammenarbeit mit ihnen erwies sich aber als schwierig, denn sie waren sich auf eine subtile, unangenehme Art untereinander feindlich gesonnen. Nachdem ich das erkannt hatte, hielt ich mich, so gut es ging, von ihnen fern. Mein Dienst war von 7 Uhr früh bis 19 Uhr, und alle drei Wochen hatte ich einen Sonntag frei. Unsere Patienten waren meistens Landarbeiter, geduldig und dankbar für die kleinste Handreichung. Ich hatte sofort Kontakt, denn ich war ja ein Dorfkind und

sprach ihre Sprache. Viele unserer Patienten litten unter Tuberkulose. Ich lernte damals die Krankheit in ihren sehr bösen Varianten kennen, denen wir mit damaligen Mitteln machtlos gegenüberstanden. Dr. Köppen war Kardiologe. Deshalb hatten wir viele Herzpatienten aber auch Rheuma und Arthrosen in ihren schrecklichen Erscheinungsformen. Sehr bald durfte ich bei den Untersuchungen dabei sein, beim Röntgen und bei den Obduktionen, vor denen mir grauste. Ich habe viel bei ihm gelernt und konnte mich früh prüfen, ob ich der Härte und dem Ekel dieses Berufes gewachsen sei. Die Schwestern hörten auf, mich stets vorwurfsvoll hin und her zuscheuchen:

"Fräulein von Blücher haben Sie noch nicht gesehen, Frau X hat sich übergeben, Frau Y hat das Bett vollgemacht!" Und so rannte ich die erste Zeit verunsichert hin und her und putzte, wischte, lüftete, tröstete und machte bestimmt vieles dumm und ungeschickt.

Aber dann begann für mich eine schöne Zeit. Die Kinderdiakonisse erkrankte. Und ich bekam die Kinderstation ganz allein in eigener Verantwortung. Als Hilfskraft hatte ich nur eine mütterliche Italienerin. In meinem Saal waren neun, teils sehr kranke Kinder. Spiritus rector in diesem Saal war Konrad, neun Jahre alt. Sein Vater war Bursche bei einem Hauptmann. Und so war ich sofort der Hauptmann, hatte damit absolut "das Sagen", und er war mein Bursche. Er hatte eine schmerzhafteste Mittelohrentzündung, durfte aber auf sein. Nachdem ihm aber die Rolle des Burschen eingefallen war, hatte er seine Ohren vergessen. Wir waren also eine Kaserne. Jeden Morgen erwartete mich ein Haufen Post, Beschwerdebriefe aber auch Liebesbriefe, die Konrad verfasst hatte. Ich musste sie vorlesen, von unendlichen Fehlern abgesehen, waren diese Briefe einfach toll, voller Ideen, brauchbarer Vorschläge und berechtigter Kritik. Meine "Kaserne" konnte die Öffnung der Briefe gar nicht erwarten, und es war jedes Mal eine riesengroße Gaudi. Auch mein Charlottchen, mein kleines Sorgenkind, meine kleine Todeskandidatin, musste so unbeschreiblich lachen, dass sie dann doch einige weiße Tropfen Pipi machen konnte, und darauf kam es an, denn sie litt seit schwerem Scharlach an einer Urämie. Anschließend brauchte ich nur noch zu kommandieren:

"In den Betten hingesezt!" - und alle saßen.

"Die Zähne werden geputzt!" - und alle putzten. Genauso funktionierte das Waschen und das Frühstück.

"Die Teller und Tassen werden eingesammelt!" - und schon flitzte Konrad mit dem Teewagen und verschwand mit ihm in der Teeküche.

"In den Betten hingelegt!" - und alle lagen. Dann musste ich meine Schuhe ausziehen, und Konrad putzte sie, denn das gehörte nun einmal zu den Pflichten eines Burschen. Nun kam der unbeliebte Teil, die Therapie. Medizin und Spritzen mussten, der Verordnung entsprechend, verabreicht werden. Früher war das ein auf dem ganzen Flur zu hörendes Wehgeschrei. Jetzt aber waren wir Soldaten, wir waren tapfer, kein Mucks war zu hören. Geduldig hielt man sein Ärmchen hin und nahm es klaglos an, wenn ich die Vene nicht gleich finden konnte. Ich war ja noch sehr ungeübt und durfte eigentlich nur intramuskulär spritzen. Da ich nun aber der Hauptmann war, gab es niemand über mir. Die Kinder erlaubten einfach nicht, dass der Assistenzarzt spritzte. Dr. Köppen duldete das und gab mir Unterricht und wies mich auf die möglichen Gefahren hin. Natürlich musste ich bei jeder Spritze einen kleinen Witz erzählen, die ich mir des Nachts ausdachte, für jeden kleinen Patienten passend. Als die Diakonisse zurückkam, war ich stolz, wie ich meinte, alles in Ordnung zu übergeben. Sogar die schlimmen Ödeme von meinem Charlottchen waren etwas zurückgegangen.

Kein Wort des Dankes oder der Anerkennung. War ich nicht eine Hilfskraft zum Nulltarif? Es dauerte nur wenige Tage, ich war inzwischen bei den Männern, und mein Charlottchen starb. Den untröstlichen Eltern begegnete ich im Treppenhaus. Ganz schnell huschte ich an ihnen vorbei. Mir fehlten die Worte. In ihrem Leiden und Sterben war sie wie ein kleiner Engel, und sie wird in meiner Erinnerung weiterleben, solange ich lebe. Wenn ich damals schon gewusst hätte, was diese Kinder an Armut, Angst und Not noch erwartet, dann wäre ich froh gewesen, dass meinem Charlottchen dies alles erspart blieb. Bei meinem Burschen bin ich sicher, dass er die Schwierigkeiten gemeistert hat.

Als meine Zeit in Greifenberg zu Ende ging, und ich mich von der Männerstation verabschiedete, wurde ich bei Köppens zum Tee eingeladen. Er sagte immer wieder:

"Wenn Sie Kinderärztin werden, verdienen Sie ein wahnsinniges Geld."

"Wahnsinniges Geld", war das ein Ziel? Er hatte auch das Diakonissenproblem erkannt und sagte:

"Sie sind arme Opfer ständiger Überforderung, und das hält kein Mensch auf die Dauer unbeschadet aus." Ich sollte ihnen nichts übel nehmen.

In der Greifenberger Zeit besuchte mich meine jüngere Schwester Gunhild. Sie brachte mir von zu Hause einen Feldpostbrief mit und sagte:

"Entweder hast Du einen Brief von einem Gefreiten Schulz oder von einem Graf Schulenburg. Ich kann die Schrift nicht lesen und platze vor Neugierde." Ich sagte:

"Mach doch auf, wir werden sehen." Sie saß im Schneidersitz auf dem Tisch in meinem kleinen Zimmer und las:

"Tatsächlich Schulenburg!" Der Brief enthielt lauter Hinweise wo er in der nächsten Zeit sein müsste mit zugehöriger Feldpostnummer und im nächsten Brief dann, ob ich nicht seine Frau werden wollte. Im Heimaturlaub wollte er mich wieder sehen. Damit war die Mausefalle vollends zugeschnappt.

Studium

Ich ging nach Greifswald und immatrikulierte mich und war begeistert von dieser hübschen alten Universitätsstadt. Als ich aus dem Zug stieg, kam ein Sanitätshauptfeldwebel auf mich zu und bot mir seine "Bude" an, vorausgesetzt, dass er sie nach zwei Semestern wiederbekäme und ich all seine Sachen sorgsam hütete. Er sei wieder im Fronteinsatz. Wir erledigten auf dem Bahnsteig alles Nötige schriftlich, und mir blieb die fast aussichtslose Budensuche erspart. Ich zog also in das Haus des Bürgermeisters ein, sehr vornehm, total unnahbar, Herrenbesuch verboten, strengste Hausordnung, stramme Nazis. Trotzdem hatte ich großes Glück und konnte mich gleich an die Arbeit machen.

Die meisten Professoren waren alt. Viele von ihnen waren schon emeritiert. Sie stellten sich wegen des Krieges noch einmal zur Verfügung. Viele von ihnen lasen wörtlich aus ihrem Buch vor und machten an derselben Stelle denselben Witz. Die Vorlesungen waren auffallend schlecht besucht. Es genügte ja, sich das entsprechende Buch zu besorgen, vorausgesetzt, man wurde von diesem Professor geprüft.

So gründete sich ein Kreis lustiger, junger Kommilitonen, die jeden Tag irgendetwas vor hatten und zunächst einmal die neue Freiheit von den Zwängen der Schule und des Arbeitsdienstes genossen. Wir trafen uns grundsätzlich mittags in derselben Fischbude. Dort bekam man Fisch und Kartoffelsalat. Lebensmittelmarken wurden nicht verlangt. Auf die Dauer bekam mir diese Ernährung nicht, außerdem war ich immer erkältet. In Greifswald regnete es jeden Tag. Es zog mich für das 3. und 4. Semester nach Marburg. Dort las der durch seine Bücher berühmte Professor Alfred Benninghoff Anatomie. Er brauchte nicht Soldat zu werden, denn er litt an einer Lungentuberkulose. An seinem Krankenbett machte ich mein Physikum. Obgleich er schon sehr heiser war, war sein Hörsaal überfüllt. Man lernte im Zuhören. Bänder, Sehnen, Muskeln und Gelenke wurden in ihrer Funktion erklärt. Der ganze gläserne Mensch wurde lebendig, bewundernswert sein Zeichentalent. Mit wenigen Strichen konnte er darstellen, worauf es ankam. Berühmt war auch Professor Bersin, der organische, anorganische und physiologische Chemie las. Und wer kannte nicht Kretschmers Buch "Körperbau und Charakter"? Wenn er auch angezweifelt wurde, man musste ihn hören.

Aber in dieser Zeit erlebte ich in Greifswald die wunderschöne Freundschaft mit Widokind Lenz, Sohn des damals bekannten Professors Lenz. Wido war schon im 7. Semester, mir an

Wissen und Klugheit wirklich haushoch überlegen. Er war Soldat und erschien regelmäßig in seiner schäbigen Uniform in unserer Fischkneipe. Zur Fortsetzung seines Studiums war er zwei Semester beurlaubt. Wir gingen weder ins Kino noch zu einer der vielen Parties. Hand in Hand gingen wir spazieren und fanden nie zum "Du". Ich profitierte von seinem großen Wissen auf vielen Gebieten, seinen vielen Gaben und seiner stillen Art, unsere geraubte Jugend zu ertragen. Wir beide wussten, dass wir Jugend ohne eine Zukunft waren. Die Selbstbestimmung hatte aufgehört. Über uns wurde verfügt. In diesem Sommer brach der Russlandkrieg aus. Das Ende des Völkersterbens und der ständigen Bedrohung rückte in weite Ferne. Wido wurde einberufen. Ich ging nach Marburg. Vorher aber wurde ich den ganzen Sommer, etwa drei Monate, im besetzten Polen als Fürsorgerin eingesetzt und bekam dafür eine Schnellausbildung. Als ich meinen Job getan hatte, flüchtete ich mich mit geradezu entsetzlichen Eindrücken in die heile Welt von Wolkow. Ich fragte mich immer wieder, was erwartet uns, wenn wir diesen Krieg nicht gewinnen? Aber das war eine völlig überflüssige Frage, denn noch siegten wir an allen Fronten. Und das ermächtigte auch den Stab Rosenberg mit seiner SS alle Fehler zu machen, die Besatzer machen können. In Wolkow glaubte man meinen Schilderungen nicht. Das kränkte mich sehr. Wie fern der Wirklichkeit lebten sie dort noch! Sie waren einfach zu anständig, um sich so etwas vorzustellen.

Ich wohnte bei einer bessarabiendeutschen Umsiedlerin im Kreise Ripin, dem westlichsten Zipfel des ehemaligen Russischpolen, südlich von Ostpreußen, der Witwe Rosine Wegenast. Sie hatte in Bessarabien nur einen Weinberg gehabt. Ihr Mann war Handwerker gewesen. Sie war also keine Bäuerin. Hier hatte sie nun einen Hof von etwa 30 vha bekommen, ein kleines Holzhaus mit einer Stube und einer Küche. Vor dem Haus ein Ziehbrunnen. Es gab zwei Pferde, zwei Kühe und einige Schweine. Im Garten war gepflegtes Spalierobst und viele Bienenstöcke. Wir waren beide vor eine Aufgabe gestellt, der wir in keinster Weise gewachsen waren. Kartoffeln, Roggen und Hafer waren meiner Rosine ganz unbekannt. Auf den fruchtbaren Böden der Donaumündung baute man Wein, Weizen, Reis und Mais an. In einer stürmischen Gewitternacht klopfte es laut an unsere Tür. Wir lagen schon im Bett und hatten Angst. Dann aber schlich ich mich zur Tür und öffnete vorsichtig. Draußen im strömenden Regen stand der Bauer, der eigentliche Besitzer unseres Hofes und bat um Aufnahme. Er war aus dem Generalgouvernement, dem Raum um Warschau, zu Fuß zurückgelaufen, nachdem seine ganze Familie bei der Umsiedlung umgekommen war. Wir nahmen ihn auf.



Die bessarabiendeutsche Umsiedlerin Rosine Wegenast, mit der ich 1941 den ersten polnischen Sommer in Freundschaft verlebte

"Ist doch Christenpflicht", sagte Rosine. Wahrscheinlich wusste sie nicht, dass es unter Todesstrafe verboten war, dies zu tun. Wir konnten es aber riskieren, denn der Hof lag ganz allein und unsere nächsten Nachbarn waren Polen und Volksdeutsche, die uns wahrscheinlich nicht angezeigt hätten. Er schlief im Stall. Wir in seinen Ehebetten, eine schreckliche Situation. Zu den Mahlzeiten holten wir ihn ins Haus und gaben uns große Mühe, ihn wenigstens gut zu verpflegen. Was die Wirtschaft anbetraf, waren wir gerettet. Er verstand sich mit den Tieren, den Bienen, der Feldarbeit, mit den Pferden und schlachtete sogar ein

kleines Schwein für unseren gemeinsamen Mittagstisch. Wir hatten Mitleid mit ihm und er mit uns, also verstanden wir uns und haben diesen grausamen Sommer gut zusammen überlebt. Ich erlebte die Enteignung der polnischen Grundbesitzer bis zu der 30 Morgengrenze, die Vertreibung dieser Leute bis in das Generalgouvernement, die Zwangsscheidungen von Mischehen, den Kampf gegen den polnischen Klerus, die Schändung der Friedhöfe und Heiligenbilder am Wege und schließlich die Erschießung von Karmelitermönchen, weil man deren schöne Abtei als Lungenheilstätte einrichten wollte. Gewiss, man wollte eine bessere Welt als die desolante polnische schaffen. Aber mit welchen Mitteln? Unrecht Gut kann nicht gedeihen! In dem Kloster der Karmeliter war auch die Grablege der polnischen Aristokratie. Das wollte ich mir ansehen. Ihre Gräber waren geöffnet und geschändet. Ihre Leichen in Uniformen und Staatsroben lagen kreuz und quer überall herum. Der alte polnische Kirchendiener, der etwas deutsch sprach, hakte mich unter und zeigte mir laut weinend das ganze Werk der Zerstörung. Überall waren geöffnete Gräber, in dem Flur unter der Kirche und in der Krypta. Auf einem Bauschutthaufen lag ein barocker Engel mit einem Tintenstiftkreuz auf dem Bauchnabel. Er nahm diesen Engel, wickelte ihn in meine Strickjacke und klemmte ihn unter den Gepäckträger meines Fahrrades. Auf halbem Weg zu meiner Rosine drehte ich um, obgleich es schon dunkel war. Leise legte ich meinen Engel zurück auf den Schutthaufen. Er war Beutekunst, so etwas wollte ich nicht haben. ER sollte mich nicht an diesen schrecklichen Ausflug erinnern. Aber in meiner Erinnerung lebt er. Vielleicht hat er mich vorbereitet auf das Inferno, das meiner noch wartete.

In dieser Welt mussten wir uns zurechtfinden, Wido und ich. Still und resigniert ging er zurück zu dem Elend der Hauptverbandsplätze, und ich ging nach Marburg. Wir schrieben uns Briefe, von denen ich mich nicht trennen konnte als ich mit 81 Jahren meinen Haushalt auflöste. Wir schrieben uns Gedichte, um uns zu befreien, in denen wir das zum Ausdruck brachten, für das es keine Prosa gibt. Als er dann sehr spät aus englischer Gefangenschaft entlassen wurde, war ich schon verheiratet. Er war dann später Professor für Kinderheilkunde in Münster und wurde bekannt durch seine Entdeckung, dass Contergan den pränatalen Sterbefaktor aufhebt; diese armen Kinder wahrscheinlich ohne den Einfluss von Contergan vor ihrer Geburt im frühen Stadium abgegangen wären. Er starb an Krebs vor einigen Jahren. Damit Ihr, meine lieben Enkel, versteht wie anders unsere Jugend war, bringe ich hier ein Gedicht von Wido aus der Gefangenschaft:

Aus englischer Gefangenschaft

Hinter den Bergen der Zeit
breiten sich ewig im Lichte
sinkender Sonne die Täler
seliger Kinderzeit,
unbetretbar und rein.
Doch unsere ruhlose Seele
sucht noch der alten Gesichte
langsam entschwindendes Sein.

Von der Erfüllbarkeit
lösen wir endlich die Wünsche,
reifen in bitteren Schmerzen
wachsener Einsamkeit.

Noch ist das Leben nicht leer.
Liebe geht niemals verloren.
Stille Entsagung im Herzen
bleibt uns. Was brauchen wir mehr?

In Marburg machte ich ein gutes bis sehr gutes Physikum und wohnte bei Frau Ingram, Renthof 4A, zwei Treppen hoch. Das war tatsächlich aller Bescheidenheit Mutter. Generationen von Studenten hatten hier gelebt, gebüffelt und ruiniert. Frau Ingram wusste Bescheid. Es war ihr Lebensinhalt. Jetzt war sie alt und müde. Das Zimmer bekam ich nur unter der Bedingung, dass ich ihr jeden Tag zweimal einen Eimer mit 12 Briketts aus dem Keller in ihre Küche trug. Ein Marmeladeneimer stand im Keller für den Transport bereit. Dafür aber hatte ich einen sagenhaften Blick in das weite Tal der Lahn und auf die Dächer des alten Städtchens und die Türme der Elisabethkirche, die wie Wächter über den Gebeinen ihrer Heiligen standen. - Und neben dem Wächter das kleine geologische Institut, dem ich zurief:

"Bald wirst Du mich sehen, warte, erst muss ich noch mein Physikum machen!" Werner schrieb mir viele Briefe. Und aus Wolkow schickte mir meine fürsorgliche Schwester Cordula jede Woche ein kleines Fresspaket, denn die Ernährung wurde immer dürftiger. Ach ja, da

gehen meine Gedanken zu meiner guten Schwester Cordula. Sie war vier Jahre älter als ich. Und weil unsere Mutter so früh schwer erkrankte, vertrat sie mit viel Verständnis und geradezu rührendem Pflichtbewusstsein die Mutterstelle. Ihr Leben war eine Kette von Verzicht. Sie blieb in Wolkow, verzichtete auf eine Berufsausbildung, floh mit den Eltern am 3. März 1945, viel zu spät über die Inseln Wollin und Usedom. Die Oderbrücken bei Stettin waren schon gesprengt. In Bettelarmut pflegte sie Mutter, die 1946 starb, blieb bei Vater, bewirtschaftete mit ihm unsere Gärtnerei, den Fürstengarten, in Lauenburg an der Elbe. Diesen erbten wir 8 Tage nach der Währungsreform mit DM 40,- "Kopfquote" in der Hand von unserer guten, klugen Tante Anni Maltzahn. Es war wirklich für uns der deus ex machina, obgleich der Anfang sehr sorgenvoll war. 1995 haben wir Cordula in Lauenburg neben unserem Vater beerdigt. Nach der Trauerfeier gingen wir in das Restaurant "Der Halbmond". Dort machte ich ihr nachfolgenden kleinen Nachruf, Erinnerungen aus unserer schönen gemeinsamen Kindheit in Wolkow.

19. Mai 1994

"Mit dem, was ich jetzt aus unserer Kindheit erzählen will, glaube ich, dass man ihr so bescheidenes und überaus liebenswertes Wesen schon in ihrer Kindheit erkennen konnte.

Meine Mutter und die noch recht kleine Cordula waren in Bruchhoff eingeladen, einem wunderschönen Waldgut im Süden Hinterpommerns. Hier wirkte Vaters Schwester, eine richtige Königin unter den Gutsfrauen, als Meisterhausfrau. Die wohlhabenden Bauerntöchter Hinterpommerns kamen, um dort feine Küche und Haushalt zu lernen. Man setzte sich zu Tisch, eine lange Tafel, stets viele Gäste, Waldeleven, 8 Kinder - ein Hirschbraten wurde aufgetragen, frische Pfifferlinge aus dem Wald, Gemüse und Speise, die Kochlehrlinge hatten sich Mühe gegeben, um zu zeigen, was sie gelernt hatten. Als allgemeine Zufriedenheit und die gefräßige Stille einsetzte, ertönte Cordulas kleines Stimmchen: "Hier schmecken mir wirklich nur die Kartoffeln!" Diese hochnotpeinliche Bemerkung wurde bei uns zu einem geflügelten Wort. Aber sie befand sich schon als kleines Kind in der Gesellschaft der Heiligen, denn von Nikolaus, dem Bischof von Myra, erzählt die Legende, dass seine Heiligkeit (cujus sanktitas) schon ab incunabilis, also den Windeln, erkennbar gewesen wäre, da er zweimal in der Woche die Brust seiner Amme verweigerte.

Eine Geschichte als wir schon etwas größer waren, ereignete sich auf einem trockenen, sandigen Abhang. Dort wuchsen sehr hübsche, kleine Glockenblumen. Diese blühten gerade, und Cordula stand bewundernd davor und bückte sich, um einen Strauß zu pflücken.

"Du", sagte ich, "das mag Mutter nicht!" Aber sie ließ sich nicht hindern und pflückte ein ganz kleines Sträußchen und lief eilig davon. Nach einiger Zeit kam sie wieder zurück, kniete vor der Pflanze und sagte:

"Du liebe Glockenblume verzeih, ich tat dir hoffentlich nicht weh. Ich mache das auch nie wieder. Aber ich fand Euch so hübsch!"

Ich war vielleicht fünf Jahre alt und spielte auf dem Hof. Da kam unser Hofmeister, Dreger. Er war mein Freund, seine Tochter Emma mein sehr geliebtes Kindermädchen. Er sagte:

"Rosa kennst Du schon die Uhr?" "Nein", sagte ich, "das hat mir noch niemand gezeigt." Darauf zog er aus seiner Hosentasche aus braunem Samt eine riesengroße Uhr in einer Schutzkapsel aus Zelluloid. Er drückte auf einen Knopf, auf sprang der Deckel der Kapsel, und die Uhr wurde sichtbar. Er muss ein großartiger Pädagoge gewesen sein, denn ich hatte es sofort begriffen und weiß noch genau wie stolz ich war, diese Hürde zu dem begehrten Erwachsenwerden genommen zu haben. Wahrscheinlich habe ich mich dieser neuen Weisheit gerühmt; jedenfalls Cordula, vier Jahre älter, packte mich, setzte mich auf die gelbe Truhe vor der großen Standuhr in der Diele und sagte, sie wolle mich prüfen, ob ich das auch wirklich könnte. Diese Prüfung nahm für meinen Geschmack gar kein Ende und all mein Gestrampel und Geschrei nützten nichts, sie prüfte weiter.

Viele Jahre später, ich heiratete und ging aus dem Haus, kam sie und sagte, sie hätte noch eine Schuld, die sie gutmachen müsste.

"Du eine Schuld, das gibt es nicht". Doch sagte sie, die Geschichte mit der Uhr:

"Ich wollte Dich doch gar nicht prüfen. Die Erwachsenen sollten nur nicht merken, dass ich es noch nicht so richtig konnte. Ich habe es von Dir gelernt - hab Dank!"

So war sie, unsere kleine, ganz große Schwester: Eine Asketin von Kindheit an, Wohlleben und Völlerei verabscheute sie, feinfühlig gegen Pflanzen, Mensch und Tier, mit einem überfeinerten Gewissen über Jahre ausgestattet."



Maria Kießler, Apothekerin, verw. Hartmann, wiederverheiratete Schönewolf

Ebenfalls bei Frau Ingram wohnte Maria Kiessler aus Berleburg. Sie studierte Pharmazie und war verlobt mit einem Arzt, Dr. Paul Hartmann, der bei Charkow auf einem Verbandsplatz als Chirurg arbeitete. Werner war bei Falckenhausen in Brüssel Ordonanzoffizier. Ich bekam ziemlich regelmäßig Post von ihm. Aber meine arme Maria wartete verzweifelt. Als ich selig

einen Brief mit Pauls Handschrift im Briefkasten entdeckte, stürmte ich die Treppen hinauf, um sie zu beruhigen. Er aber war schon lange tot. Sie ließ sich nicht beruhigen. Sie hatte seinen grausamen Tod miterlebt. Und das alles erwies sich dann auch als die traurige Wahrheit. Maria war katholisch und ging jeden Morgen zur Messe in das kleine Kirchlein unterhalb der Burg. Hier gingen die Hirtenbriefe des Bischofs von Münster, Clemens August Graf von Galen, von Hand zu Hand. Deshalb hatte Maria das Diabolische des Nationalismus viel tiefer und früher durchschaut als ich damals. Ich bin heute, genau wie sie, der Ansicht, dass es ein religiöses Problem war. Der Teufel in der Bibel weiß, was geschrieben steht. Auch dieser Teufel bediente sich aller Werte: Treue, Kameradschaft, Opfergeist, Sauberkeit, Fleiß, Ordnung, Mut usw. Das Gefährliche ist das "scheinbar" Gute.

Als die offizielle Todesnachricht von der Truppe endlich kam, sollten die Anzeigen gedruckt werden. Die allein erlaubte Form hätte gelautet: "Für Führer, Volk und Vaterland starb den Heldentod mein lieber" "Nein", schrie Maria, "für den Führer" ist er nicht gefallen. "Volk und Vaterland" lasse ich gelten - "aber nicht für den Führer!" Und dabei blieb sie. Dies war hochgefährlich, nicht nur für Maria persönlich, sondern auch für ihre Schwiegereltern. Sie betrieben eine Prothesenfabrik, die sehr gut florierte. Und mit Enteignungen, wo es sich lohnte, waren die Nazis sehr schnell bei der Hand. Der Krieg nahm jedoch immer bedrohendere Formen an. Nach Monaten erlaubte man ihr dann doch, die Anzeige so zu formulieren, wie sie es wollte. Wir blieben bis auf den heutigen Tag in freundschaftlicher Verbindung. Sie wurde Patentante von meinem ältesten Sohn.

Jetzt fielen in Marburg auch die ersten Bomben. Sehr oft war Alarm. Und wir verträdelten viel Zeit in Bombenkellern. Eine Luftmine in der Pathologie, am nächsten Tag eine im physikalischen Institut und so ging es weiter. Ich musste mit einem kriegsblinden Studenten das "Bürgerliche Gesetzbuch" durcharbeiten, Bahnhofsdienst machen und trat schließlich meinen zweiten Osteinsatz an. Diesmal kam ich in den Kreis Thorn zu umgesiedelten Balten aus Estland. Die Familie hieß Hoffmann.

Das schöne Gut lag im Kreis Thorn und hieß Swentoslaw. Herr Hoffmann war Diplomlandwirt und Frau Hoffmann eine Nichte von Bergengruen. Es war alles kultiviert und sehr viel einfacher für mich als der Einsatz im Kreis Ripin. Die baltischen Umsiedler hatten in diesem einen Jahr wirklich Erstaunliches geleistet. Ich bewunderte mit welchen Fachkenntnissen und Tüchtigkeit die Balten sich an die schwierige Aufgabe machten. Ich

fungierte am Vormittag als Hauslehrerin für die beiden ältesten Töchter. Nachmittags ging ich meiner Fürsorgetätigkeit bei den Umsiedlern und Volksdeutschen nach. Die Balten erlaubten mir nicht, dass ich mit dem Rad allein über Land fuhr. Sie gaben mir immer den Kutscher Antek mit, der später auch bei uns in Beetendorf als Flüchtling lebte. Ich emanzipierte mich aber von dieser Begleitung, denn es gehörte zu unserer Jugend, dass wir das selbsterhaltende Gefühl der Angst nahezu verloren hatten. Bei den Balten war es für mich besonders nett. Sie nahmen mich wie eine Verwandte in ihre Mitte. Sie waren immer interessant, sehr gesellig und außerordentlich witzig. Mit tiefstem Vertrauen in den Führer waren sie seinem Ruf "Heim ins Reich" gefolgt. Nun kannte ihre Kritik keine Grenzen. Natürlich beeinflusste mich das auch. Die Geliebte des ehemaligen Besitzers von Swentoslaw fungierte jetzt als Köchin! Er selbst war erschossen worden. Die Besitzerin des Nebengutes, Pani Barowa, also eine Dame des polnischen Adels, wurde hinter den Tomaten im Treibhaus versteckt. Der rührende alte Gärtner erschien mit Henkelmann in der Küche. Er war Witwer, und er gab an, sich sein Mittag zu holen, aber es war für die Pani hinter den Tomaten. Mit Entsetzen verfolgten wir die Wehrmachtsberichte. Große Landkarten von Russlands Weiten wurden verglichen. Wir hatten das Gefühl, auf einem Pulverfass zu sitzen. Aber Hoffmanns genossen Ansehen, und die Gutsgemeinschaft leistete keinen Widerstand. Die Polen mußten auch zugeben, daß es voran ging, dass die Aussiedlerbetriebe vom Reich subventioniert wurden, wovon auch sie schließlich profitierten. Hier gab es neue Maschinen, Zuchtvieh, Saatgut, Kunstdung und Baumaterial, von alle dem wagte man im Reich nicht einmal zu träumen. Jeden Tag hofften wir auf eine Gelegenheit, auf ein Wunder, unsere arme Pani Barowa zu retten. Aber eines Morgens war sie verschwunden. SS vom Stabe Rosenberg hatte Hausdurchsuchungen vorgenommen und sie gefunden und mitgenommen. Wir haben nie wieder etwas von ihr gehört. Unter den Polen gab es damals schon viele Kollaborateure. Das vergiftete das Zusammenleben und Arbeiten immer mehr. Aber dann passierte etwas, das machte den armen Hoffmanns jede Betriebsführung nahezu unmöglich: Es gab in dieser Gegend keinen Haushalt ohne Bienen. Es war das Süßmittel auf dem Lande wie bei uns im Mittelalter. Die Lebensmittelzuteilungen für die Polen waren äußerst bescheiden. Zu meiner Zeit dort waren es angeblich nur 600 cal. Nun hatte man sich in Gotenhafen eine neue Teufelei ausgedacht. Wenn man den Polen die Bienen "beschlagnahmte" und wegnehmen würde, würde man sie vollends in die Knie zwingen. Das alles war natürlich nur eine Maßnahme, um die altmodischen Bienenkörbe durch Bienenhäuser zu ersetzen. Da konnte man die gefüllten Waben herausnehmen, schleudern und zur Wiederfüllung hineinhängen. Wieder eine Maßnahme "angeblicher" Verbesserungen, die nie erfüllt wurde. Dafür wurden die armen

Polen um die Tracht eines ganzen Sommers betrogen. Natürlich war die eigentliche Absicht, sie so weiter zu verarmen.

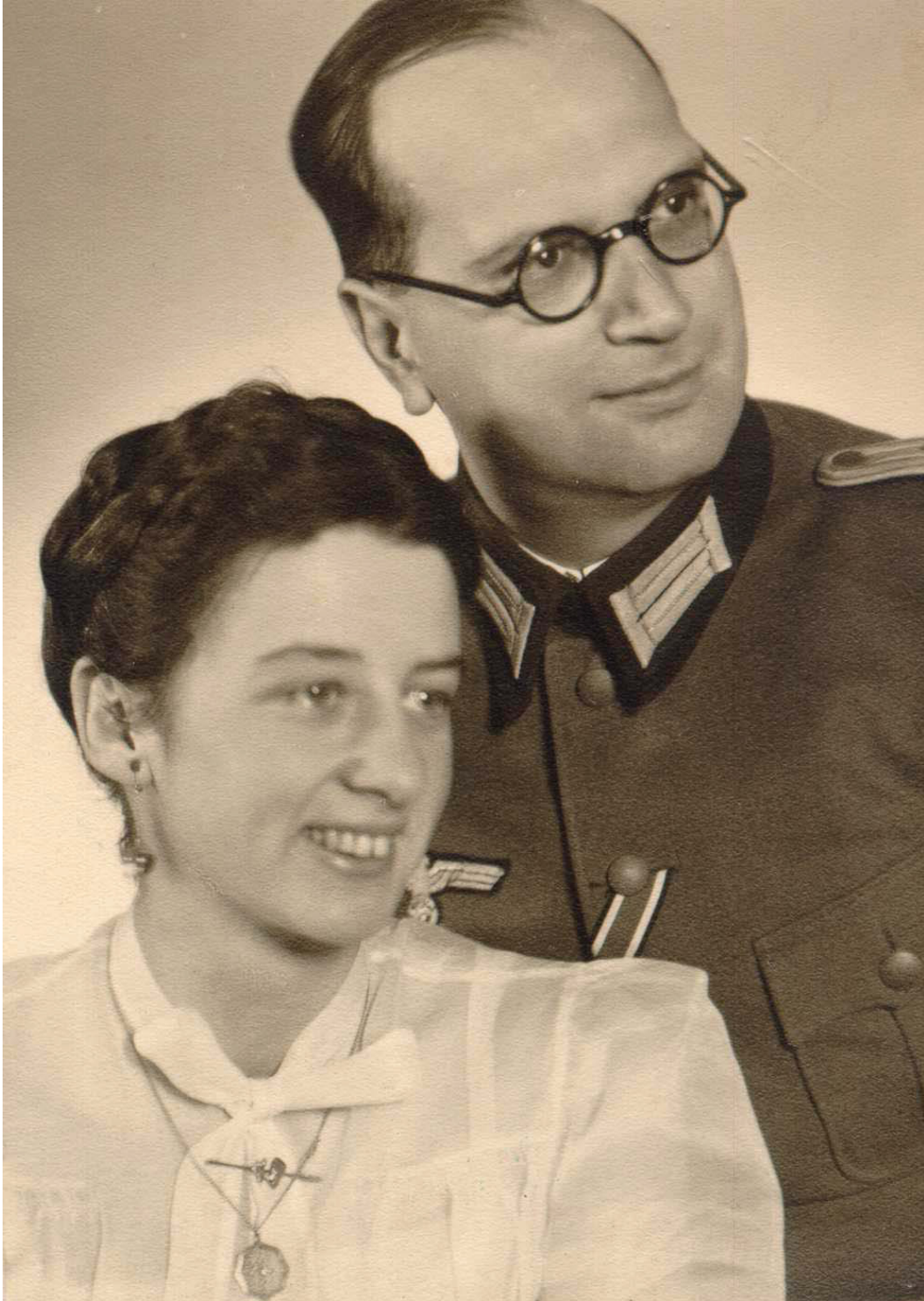
Die konfiszierten Bienenkörbe wurden auf Hoffmanns relativ großen Hof gefahren. Tagelang dauerte die Prozession der anfahrenden Leiterwagen. Die Bienenkörbe häuften sich zu Bergen. Verzweifelt sahen Hoffmanns dem Wahnsinnstreiben zu. Wie sollte man diese Körbe mit lebenden Bienenvölkern entsorgen? - Und dann ging nichts mehr. Die Polen verweigerten den Dienst. Meine Zeit war abgelaufen. Ich heiratete und Hoffmanns treckten 1944 zu mir in der Hoffnung, westlich der Elbe wenigstens nicht mehr bedroht zu sein. Als dann auch wir von den Russen besetzt wurden, gingen sie nach Schweden.

Bevor ich aber nach Hause fahren konnte, musste ich in Gotenhafen einen abschließenden Bericht abgeben. Ich schnappte mir einen dieser schönen Jünglinge mit Totenkopf auf schwarzer Uniform und bat ihn um drei Dinge: Er möchte doch bitte dafür sorgen, dass die Enteignungen aufhörten, die polnischen Kinder wieder zur Schule gehen dürften und dass die Verfolgung des polnischen Klerus eingestellt wird. Ich wollte das alles begründen - er schaute aus seiner Höhe auf mich missbilligend herab, ließ mich nicht ausreden und sagte nur: "Hätten wir nicht das Konkordat mit Pius XII., dann hätten wir den gesamten Klerus längst 'liquidiert', dann hätten wir hier Ruhe".

Heirat

Traurig fuhr ich nach Hause. Werner bekam einige Tage Urlaub. Er machte Besuch in Wolkow. Er hielt um meine Hand an, wie man das damals nannte. Meine Mutter war glücklich. Meine Meinung wurde eigentlich gar nicht mehr gefragt. Ihm gefiel Wolkow, und er gefiel in Wolkow. Die Verlobungsanzeigen wurden verschickt, ganz anders formuliert wie ich es mir gewünscht hätte. Ich war plötzlich die Tochter aus gutem Hause und nicht mehr cand. med. Wir fuhren zusammen nach Beetzendorf. Schwiegermutter hatte sich große Mühe gegeben. Sie hatte alle Schulenburg'schen Nachbarn eingeladen und derer gab es viele. Bei einem festlichen Abendessen hielt Onkel Karl, damals der Senior unserer Familie, die Rede: "Schon einmal in schwerer Zeit, 1806, hatte ein Schulenburg eine Blücher, Gebhardine Friederike, die Tochter des Feldmarschalls, heimgeführt". In diesem Stil ging die Rede weiter. Ich war also eingeordnet und aufgenommen. Von allen Seiten wurde ich beschenkt. Aus dem kleinen Marktflecken kamen Blumen über Blumen. Alle waren nett zu mir. Werner strahlte. Plötzlich war die Welt in Ordnung. Alle gratulierten mir und waren sich in einem alle einig: Ich hätte das große Los gezogen. Aber dann? Ich reiste nach Wolkow. Das Studium wäre nur noch Einsatz in Fabriken, Bahnhofsdienst, Pflegedienst beim Roten Kreuz und dergleichen gewesen. Meine Schwiegermutter war im Alter der Großelterngeneration und damals sehr krank. In Beetzendorf wurde ich also gebraucht. Eine Alternative wären die Einsätze in Polen gewesen. Diese aber waren der Alptraum meiner Eltern, obgleich sie mir die schrecklichen Erlebnisse nicht glauben wollten.

Täglich kamen kurze Brandbriefe meiner Schwiegermutter, dass Wolkow angeblich für die Hochzeit nicht genüge, sie böte Beetzendorf an. Alles spräche für Beetzendorf, außerdem sei ihre Mamsell "perfekt". Das ärgerte und provozierte meine Eltern. Meine Schwiegermutter hatte doch Wolkow nie gesehen. Meine Eltern waren beleidigt. Woher kamen diese Vermutungen? Vorher hatte sie mich doch immer wieder nach Beetzendorf eingeladen, bei jeder Gelegenheit üppigst beschenkt. Woher kam plötzlich diese Abwertung? Vieles erwies sich als der böse Klatsch meiner Großmutter, die sich gar nicht mit meinem Vater verstand. Das wurde aber als bekannt hingenommen. Viel gravierender war die Feindschaft von Onkel Karl August Gerlach, dem Bruder meiner Schwiegermutter, dem Besitzer von Parsow, der der



*Das hatte Tante Bertha für ihren Werner so ausgesucht:
Grfn. Rosemarie v.d. Schuleburg, geb.v. Blücher (1920) und Gf. Werner v.d.
Schuleburg als Brautpaar (1908 – 1979) im Jahr 1943*

eigentliche, wirkliche Magnat Hinterpommerns war und über die Belange seines Besitzes hinaus in vielen Gremien tätig. Er war wirklich ein sehr kluger und bedeutender Mann. Er war ein fanatischer Gegner des Nationalsozialismus und ist auch bald nach meiner Hochzeit

verhaftet worden und in einem Straflager gestorben. Mein Vater hatte aber anfangs große Hoffnungen auf den Nationalsozialismus gesetzt, war aber noch vor der Machtergreifung aus der Deutschnationalen Partei und dem Stahlhelm ausgetreten, dem eigentlich alle pommerschen Großgrundbesitzer angehörten. Mein Vater hatte zwar keinen so großen Besitz, war aber im Regierungsbezirk Stettin auch ein sehr bekannter Mann. Er leitete eine landwirtschaftliche Kreditbank, war ein sehr bekannter Züchter von Trakehner Pferden und hatte in vielen Ausschüssen, die Landwirtschaft betreffend, eine beratende Stimme. Onkel Karl August hatte große Verdienste um Beetzendorf. Nach dem frühen Tod meines Schwiegervaters wurde er Vormund von Werner und führte die Geschäfte in Beetzendorf bis Werner sein Studium beendet hatte. Alle zwei Wochen fuhr er mit der Bahn von Parsow nach Beetzendorf, eine für ihn große Belastung. Meine Schwiegermutter liebte diesen Bruder ganz besonders. An ihm ging also, was unsere Heirat anbetraf, kein Weg vorbei. Er weigerte sich aber, unser Haus zu betreten. So geriet ich ganz ohne meine Schuld zwischen die Fronten zweier starker Persönlichkeiten. Mein Stern war im Sinken. Dabei hatte ich natürlich längst erkannt, dass die Gegenseite im Recht war. So wurde schließlich nach einem unerfreulichen Briefwechsel ein Kompromiss gefunden: Die Hochzeit findet im Preußenhof in Stettin statt. Der Preußenhof war ein hochvornehmes Hotel mit wunderschönem Inventar, der Treffpunkt der Gesellschaft Pommerns. Aber ich war todunglücklich : Der wunderschöne Park, der so gepflegte Haushalt, das kleine Dorfkirchlein und das ganze liebe Dorf, das Paradies meiner Kindheit sollte nun mit städtischem Lack vertauscht werden! Die eigentlichen Hintergründe wußte ich damals ja nicht genau, ich konnte sie nur ahnen. Und wenn dem wirklich so war, konnte ein Preußenhof dabei helfen? Ich war allem ausgeliefert. Was mich aber am meisten betrübte, war, dass Werners Briefe immer kürzer und seltener wurden. Ich sehnte mich zurück in die Arme der alma mater, egal welche Dienstleitungen zum Nulltarif meiner dort harrten. Ich hatte den Onkel inzwischen kurz kennen gelernt. Wir verstanden uns erstaunlich gut. Er diktierte mir eine Reihe von Briefen und bedankte sich rührend. Ich merkte, dass er Verfolgten des Regimes auf seinem Riesenbesitz Unterschlupf bot. Seine Frau, Tante Ruth von Bonin, war im Winter 1944/45 nach Beetzendorf getreckt. Sie war für mich der liebste und bescheidenste aller Flüchtlinge, und ich hatte wahrlich Gelegenheit mit anderen zu vergleichen! Sie sagte mir viele Male, dass Onkel Karl August Werner verstanden hätte, nachdem er mich kennen gelernt hätte. Einen Monat vor meiner Hochzeit traf eine Mine den Preußenhof, die ganze Pracht war nur noch ein Haufen Schutt. Die Hochzeit sollte nun also doch in Wolkow stattfinden. Wieder setzte ein Bombardement von Briefen ein. Jetzt war es die nicht genügende Aussteuer, was es zu essen und trinken geben sollte. Meine arme, kranke

Mutter war dem Ganzen gar nicht mehr gewachsen. Mein Vater war irgendwo als Oberstleutnant Soldat. Er war bereit, alles zu bezahlen. Seine Teilnahme blieb aber bis zuletzt fraglich.

Da kam mit der Feldpost aus Brüssel ein Brief von Werner, dem ein Brief meiner Großmutter an ihn beilag. In diesem hieß es wörtlich: "Deine Braut, meine Enkelin, ist amüsant, ob sie allerdings pflichtbewusst ist, sei dahingestellt." Nun war der Kessel meiner Geduld am überkochen. Denn einige Tage vorher war schon ein Brief meiner Großmutter an meine Mutter angekommen, der harmlos wie alle Briefe beim Mittagessen an versammelter Tafel vorgelesen wurde, in dem stand: "Schade, dass er nicht Guni gesehen hat, sie ist doch so viel hübscher als Rosi." An Gunis Schönheit hatte ich nie gezweifelt. Aber war das eine alleinige Vorbedingung für eine Ehe? Das Quiek und Quak um meine Hochzeit verärgerte mich so, dass ich nun bereit war, mit einem Skandal in die Freiheit auszubrechen.

Ich verfasste an meine Großmutter einen Brief mit folgendem Inhalt: "Verehrte Großmutter, aus einem Brief an Werner ersehe ich, dass Du mein Pflichtbewusstsein in Frage stellst. Trotz schwieriger Bedingungen habe ich ein sehr gutes Abitur, ein Jahr habe ich zu Hause geholfen, habe Arbeitsdienst und Krankenpflagedienst mit Schwesternhelferinnenprüfung abgeschlossen, habe ein überdurchschnittlich gutes Physikum und habe außerdem zwei Sommer als Fürsorgerin in Polen gearbeitet. Darf ich Dich fragen, was Du mit 22 Jahren aufzuweisen hattest? Mit gleicher Post geht ein Brief an Werner. Meine Verlobung habe ich gelöst. Rosi".

Meine Mutter, nichts Gutes ahnend, fing diesen Brief ab. Zwar hatte sie Verständnis, aber wir hätten doch inzwischen alle gelernt, den Klatsch von Großmutter zu ertragen. Aber Mama unterschätzte meine Not. Nach der Verbombung in Berlin, lebte meine Großmutter im kleinen Haus in Beetzendorf. Aus ihrem Haushalt hatte sie nichts gerettet, was via Beetzendorf einfach gewesen wäre. Wir heirateten am 4. Juni 1943 in Wolkow. Es war alles ganz wunderhübsch. Das ganze Dorf feierte mit. Rührend wurde ich beschenkt. Die Frau von unserem Gutsmaurer hatte in ihrem Fenster eine große blühende Myrte, die sie total plünderte und mir einen dicken Kranz flocht, den ich jahrelang aufgehoben habe. Der Garten blühte wie ein bunter Traum. Der Müller brachte aus dem Mühlenteich einen Riesenkarpfen, der nur in einem Waschkessel Platz hatte. Obgleich er modderich schmeckte und auf keine Bratenplatte passte, war er ein Riesenspaß und reichte für 25 Personen. Der alte Diener Schülke ließ es

sich nicht nehmen. Er kam aus dem Altersheim in Labes und servierte comme il faut. Mit seinen weißen Haaren und weißen Handschuhen und der festlichen Livree machte er eine sehr würdige Figur. Die blüchersche Wappenfahne wehte auf dem Dach. Und es war eigentlich alles noch einmal so wie es sein sollte und wie es bis jetzt immer war. - Aber Stalingrad war gerade verloren. Die 6. Armee war aufgerieben oder bei grausigster Kälte in Gefangenschaft geführt. Meine Freundinnen waren schon Witwen. Es wurde nicht getanzt. Über allem lag der Nebel der Traurigkeit. Mutters Bruder, das sonst immer vergnügte Onkel Hänschen, war aus Stalingrad ausgeflogen. Er war hundeelend und erzählte Schreckliches und zeigte ebensolche Bilder. Gräfin Königsmarck, die ich sehr liebte, die aber etwas abergläubisch war, sagte mir: "Trage bei Deiner Hochzeit keine Perlen, sie bedeuten Tränen!" Als wir vom Standesamt in Maldewin zurückkamen und zur Kirche aufbrachen, hängte mir meine Schwiegermutter eine Perlenkette um. Ach Mami Königsmarck, wie Recht hattest Du! Der Zauber von Wolkow mag für viele Gäste beeindruckend gewesen sein. Ich bekam solche Briefe. Aber zwischen Werner und mir war der bunte Vogel fort geflogen. In den wenigen Tagen in Beetzendorf sprachen wir kaum miteinander. Wir saßen auf dem Rentamt, wir regelten Geschäftliches, wir besprachen sein Testament, und ich bekam in Salzwedel eine notarielle Vollmacht über die ganze Verwaltung. Das löste einen Sturm der Empörung bei den Tanten aus. Aber in dieser Sache blieb Werner hart und hielt zu mir. Die ganze Verantwortung lag nun also in meinen unerfahrenen Händen. Ich machte viele Fehler. Und obgleich es mir schwer fällt, will ich versuchen, Euch diese Zeit zu schildern.



So fing ich in Beetzendorf an, jung und unerfahren, machte viele Fehler und wusste noch nicht, was mich erwartete.

Beetzendorf, Zeit des Schreckens

Wir hatten einen triumphalen Empfang. Jeder Fensterplatz in der Steinstrasse war besetzt. Auf dem Schlosshof, vor dem Portal, waren alle Mitarbeiter in Sonntagskleidung versammelt; die Förster, dem Rang entsprechend, in grüner Uniform. Wir mussten durch ein Spalier von Holzbögen mit Eichenlaub umwickelt schreiten. In der Haustür stand besagte Mamsell mit Brot und Salz und der greise Oberrentmeister, der nur des Krieges wegen über sein Pensionsalter hinaus noch Dienst tun mußte. Er begrüßte uns mit einer freundlichen Rede. Die Presse aus Salzwedel war erschienen und machte viele Fotos, was im 4. Kriegsjahr schon etwas ganz Besonderes war. Auf dem Dach des Holzschuppens hatte sich eine Unmenge von Kindern versammelt. Der arme Rentmeister war die ganze Zeit in großer Unruhe, das Dach könnte einfallen, und wir würden wegen mangelnder Aufsicht haftbar gemacht. Ein Bild von den vielen Kindern auf dem Dach erschien am nächsten Tag in der Zeitung. Der kleine Ort, der sich einst um die Burg entwickelt hatte, sah noch immer in dem "Großen Hof" und seinen Bewohnern den Mittelpunkt des ganzen Gemeinwesens. Alles was sich bei uns zutrug, war noch immer äußerst interessant für alle. Die Bürgerschaft überschüttete uns mit Blumen. Ich freute mich über alles sehr und doch war mir nicht wohl, ich dachte immer wieder: "Dein Zion streut dir Palmen" Die beiden Sommer in Polen hatten mich gelehrt, zu was der Mensch fähig sein kann. Werner reiste sehr bald ab. Die Tanten versuchten, auf mich einzuwirken. sofort erfuhr ich, dass der Gärtner nichts kann, dass Herr Paul, der Rentmeister, die Finanzen nicht mehr übersieht, dass die Förster Wild verschwinden lassen, dass die Schwiegermutter keine richtige Landfrau sei und viel versäumt hätte, nur ihre Kinder verzogen hat usw. Leider war ich so töricht und unerfahren, auf diese Dinge zu hören, anstatt zunächst zuzusehen, nichts zu ändern, ehe man selbst ein ganz verlässliches Urteil hat. Vormittags saß ich auf dem Rentamt und versuchte, mich in den Jahresablauf einzuarbeiten. Paulchen gab sich rührende Mühe mit mir.

Dann bat ich ihn, die Betriebsgemeinschaft in ein Lokal einzuladen, damit ich mich mit ihnen bekannt machen konnte. Dabei spürte ich den gewaltigen Abstand zu uns, und auch das ganze Niveau schien mir viel geringer zu sein als in Wolkow. Wir waren eben nicht in Wolkow, sondern in Mitteldeutschland, wo schon sozialistische Parteien am Werk waren und eine ständige Abwerbung der besten Kräfte in die Industrie der vielen Städte im Magdeburger Raum betrieben hatten. Aber ich wollte doch jede einzelne Familie kennen lernen und machte mich daran, vormittags eine Familie nach der anderen in ihren Wohnungen zu besuchen.

Damit hoffte ich, wenigstens die Herzen der Frauen zu gewinnen und vielleicht auch Wünsche zu erfüllen, soweit dies 1943 überhaupt noch möglich war. Auf dem Wohlgemuth, einem Vorwerk, gab es noch keinen elektrischen Strom. Ich bemühte mich sofort, dies in die Wege zu leiten. Aus vielen Gründen war das völlig aussichtslos. Wir hatten vier Kilometer Pflaumenallee. Damals ein hochbegehrtes Obst. Ich ordnete an, dass jede Familie einen Zentner bekommen sollte. Davon wollte mein liebes Paulchen gar nichts wissen. Jeder Zentner hätte doch immer 17,- RM eingebracht. Er saß wie ein treuer Hüter auf seinem Geldberg, und es war gar nicht einfach, ihm beizubringen, dass das Geld jede Kaufkraft verloren hatte und deshalb eine andere Politik gefragt sei. Genauso war es Weihnachten mit den Tannen. Sie waren bisher von den Leuten bezahlt worden. Jetzt bekamen sie sie geschenkt. Nach der Hasenjagd bekam jede Familie einen Hasen. Das war noch nie da gewesen! Einer solchen Delikatesse waren sie sich doch gar nicht bewusst! Ich hatte den Eindruck, dass die ganze alte Generation noch nicht begriffen hatte, dass wir in einer sozialistischen Diktatur lebten und dass wir im Begriff waren, möglicherweise in den Marxismus zu schliddern. Tante Ilse rannte durch den Ort und erzählte überall, dass man meinem Tun und Lassen entnehmen könnte, dass ich aus sehr kleinen Verhältnissen sei, außerdem wäre meine Aussteuer so dürftig, dass sie sich damit "keinem Mann an den Hals geworfen hätte" (wörtlich). So dürftig war das mit meiner Aussteuer gar nicht, wenn man bedenkt, dass es einfach nichts mehr zu kaufen gab. Tischlermeister Schulz in Beetendorf hatte das wunderschöne Schlafzimmer meiner Ururgroßmutter Günderode nachgearbeitet, und von einer Tante meiner Urgroßmutter Oertling erbt ich ein Mahagoniwohnzimmer, das für mich tip-top aufgearbeitet worden war. Aber bald nach meiner Hochzeit fielen in Beetendorf die ersten Bomben. Und meine beiden, so wunderschön eingerichteten Zimmer, brannten total aus. Die persönlichen Zimmer meiner Schwiegermutter darunter wurden arg beschädigt. Um meinen Schreibtisch und um die Vitrine, in der ich meine Sammlung hatte, war es ganz besonders schade. Die Steine sammelte ich rauchgeschwärzt im Schutt zusammen. Aber die Beschriftung war verbrannt, und manches ließ sich nicht mehr rekonstruieren. Meine kleine hübsche Welt war total zerstört, und ich glaube, Werner hat sie überhaupt nie gesehen. Aber Tischlermeister Schulz hatte das Schlafzimmer, auf das er auch sehr stolz war, wochenlang in seinem Schaufenster. Und die Beetendorfer hatten es gesehen und bewundert:

Jetzt begann in Beetendorf eine sehr böse Zeit für alle. Wir lagen für die feindlichen Flieger genau auf der Strecke Hamburg-Berlin. Beetendorf hatte das größte "Kornhaus" Norddeutschlands. Das war ein großer Landhandel, der vom Raiffeisenverband betrieben

wurde. Außerdem hatten wir einen Bahnhof, der ein Knotenpunkt zweier Kleinbahnen mit der Staatsbahn war. Wir hatten nun bis zum Kriegsende jede Nacht Alarm. Nicht immer fielen Bomben - aber leider doch oft genug. Bahnhof und Kornhaus waren wahrscheinlich die Ziele, Aber die Zielsicherheit war damals noch sehr gering. Es gelang mir, die Schweizerwohnung, die Stellmacherei, die Gärtnerwohnung, unser Haus und andere Gebäudeschäden notdürftig zu reparieren. Aber die vielen Brandbomben, die damals am häufigsten geworfen wurden, blieben unsere Dauersorge. Sie konnten natürlich Waldbrände auslösen, was zum Glück nicht geschah. Dafür waren unsere Wiesen mit Phosphorbomben übersät, und wir konnten kein Heu machen, denn mit diesem Heu hätten wir unsere Scheunen angezündet.



Beetzendorfer Burgruine

Das Futterproblem blieb bis zum Kriegsende gravierend, denn die Kühe mussten eine bestimmte Leistung erbringen, die "bewirtschaftet" war, also kontrolliert wurde. Ich hatte in den drei Jahren Beetzendorf nicht einen Liter Vollmilch in meinem Haushalt verbraucht. Schwiegermutter bekam einen halben Liter auf Attest, wenn ich nicht irre, einmal in der Woche! Der halbpolnische Melkermeister bot es mir immer wieder an: "Ach, Frau Gräfin, ich

mach das so, das merkt doch keiner!" Die Zeit war aber so gefährlich, dass man sich vor einer solchen Abhängigkeit nur hüten musste.



Beetzendorfer Gutshaus

Das anfangs gestörte Verhältnis zu meiner Schwiegermutter wurde immer unproblematischer. Sie war von großer mütterlicher Güte und gestand mir, dass sie unter dem Klatsch auch so gelitten hätte. Sie sah inzwischen auch die enormen Schwierigkeiten und war, glaube ich, froh, mich zu haben. Wir benutzten die Bombenschäden, um unsere Haushalte zu teilen. Sie behielt die vertraute Köchin und ein Stubenmädchen ihrer Wahl. Und ich versorgte sie reichlich mit allem, was noch unbewirtschaftet zu haben war. Aber der Brotkorb wurde immer höher gehängt. Dachpappe kostete einen Rehbock, Nägel bekam man für einen Hasen, "Landluft" war das moderne Zahlungsmittel. Aber dieses wurde immer knapper. Die Obstbäume wurden gezählt, neues Saatgut für die Handelsgärtnerei bekam man nur, wenn man ein Ablieferungssoll der Ernte nachweisen konnte. Ein Blockleiter kam und zählte die Hühner. Pro Huhn waren zunächst 80 Eier abzugeben, später immer mehr. Heimlich brannte ich mit einem Destillierapparat Alkohol, fabrizierte einen Eierlikör und hatte eine Weile eine

Eierlikörwährung. Hilde Schachel, meine wunderbare, kluge Köchin entdeckte eine tote, fette Sau. Natürlich war auch diese abgabepflichtig, um sie in Tiermehl zu verwandeln. Aber Hilde trennt ihre Speckseiten ab, und wir kochten in einer rabenschwarz, verdunkelten Nacht im Waschkessel den Speck zu Seife. Als ich dann aber fässerweise Sauerkraut, Salzbohnen, saure Gurken und zwei volle Waschkessel mit Pflaumenmuss herstellen ließ, streikte meine treue, fleißige Hilde und sagte "ich möchte bloß wissen, wer das essen soll. Herrschaften essen so etwas nämlich nicht!" Sie war Parteigenossin und darauf sehr stolz. Ich konnte ihr nicht sagen, was ich dachte und berief mich, wie gehabt, auf die bescheidenen Ansprüche meiner Herkunft. Als ich am 17. Oktober 1945 Beetzendorf verlassen musste und der Kutscher Zoch und Herr Glüse pünktlich um 4 Uhr früh vorfuhren, fiel Hilde mir weinend um den Hals: "Was ich nur sagen wollte, mit der Esserei haben Frau Gräfin recht behalten. Es ist nichts mehr da, und wir haben nicht genug!" Natürlich wurde das Stehlen immer schlimmer. Aus dem Wismar kam kaum noch Wild, Es gab immer neue Ausreden, bis ich endlich erfuhr, dass der Förster das Wild in seine eigene Tasche verschob. Die Gärtnersfrau versorgte ihre Freundinnen Körbeweise mit Kirschen, nachdem ich ihr so dringlich erklärt hatte, dass ich die Kirschen für die Betriebserhaltung brauchte. Fast alle Puten waren plötzlich verschwunden. Werner sagte: "Sei froh, wenn sie Dir das meiste lassen" Er hatte aber nicht in Brüssel die Nöte der Materialbeschaffung. Aber es wurde auch gelogen. So erlaubte Paulchen meiner Schwiegermutter nicht, dass sie über die verfügbaren Karpfen entschiede. "Die Karpfen unterstehen jetzt der jungen Gräfin, und die hat das verboten". Traurig und beleidigt erschien Schwiegermutter an meinem Schreibtisch. Bis dahin hatte ich von der Existenz der Karpfen überhaupt nichts gewusst. Natürlich war ich nur froh, wenn Schwiegermutter dies Geschäft weiter betreibt. Ich hoffe nur, sie hat mir geglaubt. Inzwischen war ein gefährlicher Stil täglicher Beschlagnahmen entstanden: "Das Gut hat abzuliefern 6 Paar Herrenschuhe, das Gut hat abzuliefern Mäntel, Betten, Geschirr usw." Das ließ sich noch ertragen, man konnte es mit dem Bürgermeister, Schlossermeister Berlin, aushandeln. Schlimmer waren die Forderungen durch den Staat: Fast täglich waren sofort abzugeben soundsoviele Eichenbohlen, Dachlatten, Parketthölzer, Telegraphenmasten usw. Wenn das alles nicht bis zu einem gewissen Termin geschieht, hatte man sich strafbar gemacht. Die Förster waren stramme Parteigenossen, sie konnten mich leicht wegen Sabotage anzeigen. Eigentlich war damals schon die Enteignung perfekt, noch nicht die Vertreibung.



Das „kleine Haus“, hier wohnten die Tanten

Jetzt setzte ein Strom von Flüchtlingen ein. Anfangs freute ich mich, denn ich glaubte, jede Menge Platz zu haben. Das Haus hatte über 30 Zimmer, meine Schwiegermutter und ich waren die alleinigen Bewohner. Manchmal war es sogar unheimlich in den stillen weiten Räumen, in denen es immer knackte und raschelte. Im Archivgebäude gab es auch Fremdenzimmer. Und das "kleine Haus", unser Altenteil, war größer als sich von außen vermuten ließ. Es kamen zunächst Verwandte und Freunde. Da kamen sechs Geschwister Steinrück aus Berlin, aus Nehringen und Keffenbrink kamen die Pachelbels, es kamen die Balten mit polnischem Personal, die Bessarabiendeutschen, Bombenfrauen aus Moers, aus Hamburg und viele, viele andere. Aus Ostpreußen kamen die ersten Trecks mit jammervollen Pferden. Es gab westlich der Elbe wenige große Güter. Sie wirkten wie Magnete auf die Trecks. Man hoffte, dass der Gutschmied die Pferde beschlüge, der Stellmacher die Räder reparierte, dass man Heu und Hafer bekäme und leider sehr oft ein Grab auf dem Gutsfriedhof für die tote Großmutter oder ein kleines Kind. Die meisten hatten ein bestimmtes Ziel und zogen weiter. Es war so viel zu tun, dass ich oft gar nicht ins Bett gegangen war. Aber noch war alles machbar. Es entstand in dem alten, stillen Gemäuer sogar eine amüsante Geselligkeit. Der immer feuchte Keller füllte sich mit Koffern und Kisten, die einem zum Aufbewahren anvertraut wurden; Pretiosen, Kunstgegenstände, Silber und Ölgemälde, Kleidung und Porzellan, sogar ein echter Rembrandt, der Winterfelds gehörte, und ihnen nach dem Krieg sehr geholfen hat. Es kam aber auch Kirchenkunst und Heiligenbilder aus den kleinen Heimatmuseen. Als ich ausgewiesen wurde gab ich diese Dinge, die nun heimatlos

geworden waren, dem katholischen Pfarrer für sein kleines Kirchlein. Ich hoffe, dass sie dort noch sind.

Dann aber kam ein Anruf der Gemeinde, der unsere Möglichkeiten überforderte: Ein Altersheim in Eppendorf sei verbombt, 35 dieser alten Damen wären im Gutshaus unterzubringen – und zwar sofort! Zum Glück verbrachte die Schwester meines Mannes, Frau Asta von Breitenbuch, mit ihren drei Kindern in Beetzendorf die Sommerferien. Sie half mir gewaltig. Und natürlich konnte sie von ihrer Mutter Decken, Kissen und Bettwäsche besser erbitten als ich das gekonnt hätte. Schließlich hatten wir 35 Quartiere recht und schlecht in Betten, Sofas, Liegestühlen, Strohsäcken und Matratzen auf dem Fußboden geschaffen. Wir hatten eine ganze Nacht durchgearbeitet und hofften so, das Begrüßungschaos zu vermeiden.



Das Gutshaus von der Gartenseite

Aber dann kamen nur 20 Frauen, und wir fühlten uns von diesen Parteibonzen wieder mal gelackmeiert. Die alten Damen waren aber ganz rührend. Sie fanden sich glücklich und sehr bescheiden mit der Primitivität ihrer Unterbringung ab. Sie waren einer Hölle entflohen und fühlten sich jetzt geborgen. Das Haus hatte nur vier Badestuben. Eine hatte meine

Schwiegermutter, eine ich und meine Einquartierung. Und zwei Badestuben gab es für 20 alte Damen! Sie waren aber keine Pflegefälle und höflich richtete man sich mit den Gegebenheiten ein. Sie besetzten alle Parkbänke, freuten sich am Gesang der Nachtigallen des Nachts und genossen die ländliche Atmosphäre. Ich hoffte, so könnte es bleiben bis der Krieg endlich ein Ende hat.



Die Burg mit Blick in den Park und der zerschlagenen Grabplatte des Ritters

Aber da kam ganz unerwartet ein großes, marodes Lastauto. Alle alten Damen wurden aufgefordert, ihre Koffer so schnell wie möglich zu packen. Auf ging es in eine geräumte Irrenanstalt in Urtspringe. Auf meine Frage, wo sich jetzt die Irren befänden, bekam ich nur ein höhnisches Lächeln. Die Abfahrt ging sehr schnell. Ich wurde bedankt, umarmt und geküsst, fast alle versprachen: "Wenn wir angekommen sind, schreiben wir sofort"! Keine hat geschrieben. Nie wieder haben wir etwas von ihnen gehört.

Am nächsten Tag bekam ich den Befehl, 2/3 des Hauses sofort zu räumen; ein Lazarett würde einziehen. Ein widerlicher Hauptmann mit Gefolge machte Quartier. Alle meine Einwendungen, dass die Küche zu klein sei, dass ein 300 Jahre altes Fachwerkhaus mit

Wickelbalkenverstrebenungen sehr leicht brennt. Wie groß die Bandgefahr sei, hätten wir bei dem letzten Bombenangriff gesehen, dass ich keine auswechselbaren Sicherungen mehr hätte, dass die wertvollen Parkettfußböden im Bildersaal, Gartensaal, der Bibliothek und anderen Räumen eine Schutzfolie brauchten usw. wurde nur mit: „Ich zeige Sie an!“ beantwortet. Was dieser Mann brauchen konnte, "beschlagnahmte" er sofort. Dazu gehörte natürlich viel Inventar, das auch für uns lebenswichtig war. Ich war doch ein Patriot und hatte größtes Mitleid mit den unglücklichen, verwundeten Soldaten. Zu sinnvollen Lösungen und nützlicher Zusammenarbeit waren wir alle bereit. Aber jetzt hatte unser Entgegenkommen einen Knacks. Mit Hilfe des Landrats erreichten wir wenigstens, dass meine kranke Schwiegermutter in ihrer eben eingerichteten Wohnung bleiben durfte. Asta war zum Glück noch da. Und wir räumten mit Hilfe einiger Gutsarbeiter zwei drittel des Hauses, in dem seit 300 Jahren kein Umzug gewesen war, aus. Wir trugen alles in das sehr geräumige Waschhaus oder in das Gestühl unserer Kirche. Das Lazarett zog ein und mir war klar: "Dieser Krieg kann nicht gewonnen werden." Der Quartier machende Hauptmann verschwand alsbald und nahm alle Rotweinflaschen mit, die für die Verwundeten bestimmt waren. Der Chefarzt setzte sich rechtzeitig ab unter Mitnahme des Handwagens und der Oberschwester. Er hatte auch noch die Seidensteppdecke auf seinem Bett mitgehen lassen. Das erfuhr meine Schwiegermutter und war böse auf mich. Dann aber tat es ihr leid. Woher sollte ich in diesem Chaos wissen, was wem gehörte. Sie schrieb mir eine ganz liebe Entschuldigung. Und auf meinem Schreibtisch fand ich einen Pirol aus Meissner Porzellan und ein Silberdöschen für Medikamente. Ich aber dachte nur: "Soll sie mal in meiner Haut stecken, dann würde sie sich auch nicht mehr über eine geklaute Steppdecke aufregen!" Und ich bedankte mich nicht. Das silberne Döschen hat mich bis heute in meiner Handtasche begleitet. Und immer, wenn ich es benutze, schicke ich ihr stille Dankesgrüße in eine andere Welt, an die sie so fest glaubte.

Das Lazarett war eine aufregende Nachbarschaft. Wir wollten kein Rotes Kreuz auf dem Dach, denn damals wurden schon karitative Einrichtungen gebombt, und wir lagen genau auf der Flugroute nach Berlin. Unsere Bitten wurden nicht einmal beantwortet. Das Rote Kreuz kam doch auf unser Dach. Die Mädchen aus dem Ort kletterten an den Spalieren auf der Gartenseite des Hauses die Wände hoch, um in die Zimmer der Soldaten zu gelangen; brachen mit dem Spalier zusammen und lagen schreiend, in die Dornen der Rosenranken eingewickelt, auf dem Rasen. Ein General nahm sich das Leben. In dem so genannten Coupé war ein Puff. Das gleiche betrieb man in den schützenden Mauern der Burg. Es gab aber auch viele gute Jungens. Einige durften aufstehen und halfen überall, soweit es ihre Kräfte erlaubten.

Es wurde März 1945. Auf der Rohrberger Straße rollte eine endlose Lawine von Militärfahrzeugen aller Art auf Beetzendorf zu. Bürgermeister Berlin und ich standen mit Laternen und weißen Fahnen auf der schon dunklen Strasse. Ein Offizier sprang von seinem Jeep. Wir mussten einen Eid ablegen, dass in Beetzendorf weder Hitlerjungen noch Wehrwölfe mit Panzerfäusten aus den Fenstern schossen, dass keine Mienen verlegt seien und dass sie ungehinderte Durchfahrt durch den Ort hätten. Wenn aber doch etwas passierte, würden Bürgermeister Berlin und ich mit unseren Köpfen haften. Es passierte nichts. Wissen konnte man das bei der Verbitterung nicht. Die Panzerkarawane fuhr die ganze Nacht mit unglaublichem Getöse auf der Hauptstrasse durch den kleinen Ort. Mit was für einer Machtkonzentration hatte sich dieser Gefreite des ersten Weltkrieges eingelassen? Als am nächsten Morgen die letzten Fahrzeuge Beetzendorf verließen, sahen wir zu unserem Schrecken, dass das Kopfsteinpflaster auf dem Steinweg aus seinen Verankerungen gesprungen war und die harten Granitquader in Schottergestein umgewandelt waren.

Jetzt aber entstand ein rechtsfreier Raum. Die Blockleiter, die Scharführer, die Narzissen waren in ihren Mauselöchern verschwunden. Sie waren entmachtet. Die Eroberer hatten die Elbe noch nicht erreicht und hatten ihre Herrschaft noch nicht angetreten. Im Lazarett war ein Metzgermeister, dem es inzwischen einigermaßen gut ging. Zu ihm ging ich und sagte. "Wir haben jetzt keinen Richter und keinen Kläger. Lasst uns ein fettes Schwein schlachten. Wären Sie dazu bereit? Er antwortete:

"Jawoll!" Und dazu stand er stramm und salutierte.

Häntschel, der Inspektor und Supernazi, befand sich in besagtem Mauseloch. Das Schwein war tot und lag schon auf dem Küchentisch, ehe ich es aussuchen konnte. Plötzlich gab es lauter Fachleute, und es wurde zerlegt, die ganze Nacht in allen Töpfen gekocht gebraten und gebrutzelt. Unsere Friedenssau reichte für alle und war außerdem noch ein Riesenspaß. In Bielefeld gab es in der Siegfriedstraße einen Fischhändler, der sich noch an diesen Abend erinnerte und mir sagen ließ, als Werner 1963 einen Ruf nach Bielefeld bekam, dass ich lebenslang umsonst bei ihm Fisch kaufen könnte.

Wieder fuhr ein Lastauto vor, diesmal ein tadelloses, denn es gehörte den Amerikanern. Die Soldaten wurden aufgeladen, auch die sehr kranken, und ab ging es in die Gefangenschaft. Einige Tage war das Haus still. Wir konnten sauber machen, so gut das noch möglich war.

Aber bald kam ein amerikanischer Colonel oder dergleichen und machte Quartier. Schamhaft zeigte ich ihm die Wüstenei, in der wir inzwischen leben mussten. Das alles fand aber auf eine sonderbar lustige Art statt. Es waren Menschen aus einer anderen Welt. Eigentlich kamen sie gar nicht als Feinde:

"Mein Großvater hieß Fischer, er war Deutscher."

"Ich wollte schon immer mal eine deutsche Burg sehen:"

"Dies ist nun mein Europatrip, - komisch."

"Und nun muss ich eine deutsche Gräfin für meine Freunde in Amerika fotografieren!"

Sie waren ganz ohne Hemmungen, unartige freche Jungens. Sofort nahmen sie das letzte Auto weg. Für mich war es egal, denn es gab sowieso kein Benzin. Aber ich gab vor, den Zündschlüssel nicht finden zu können. Das machte fast gar nichts. Bei ihnen ging das auch mit einem Draht - ab fuhren sie, nachdem sie einen Kanister Benzin hineingeschüttet hatten. Und dann kam ein 2 Meter großer Neger, hielt mir eine Pistole vor die Brust und verlangte die Herausgabe aller Waffen. Ich war feige, und der Neger schüchterte mich ein. So gab ich ihm tatsächlich die ganze Waffensammlung, anstatt um fachmännischen Rat zu bitten. Ich glaube heute, dass das möglich gewesen wäre. Da gab es Säbel aus den Türkenkriegen, aus den Freiheitskriegen, alte Jagdwaffen, Saufedern, Hellebarden, Waffen, mit denen man vielleicht die Burg verteidigt hatte. Der Neger war eigentlich ein lustiger, netter Kerl, und ich versuchte, ihm klar zumachen, dass es zu all diesen Waffen keine Munition gäbe und dass kein moderner Mensch mit ihnen umgehen könnte, dass fast alles eigentlich in ein Museum gehörte. Sprachschwierigkeiten gab es für mich damals nicht, heute könnte ich das nicht mehr. Er war aber inzwischen in eine Rage der Zerstörungswut geraten. Lachend und singend zerklopfte er ein Stück nach dem anderen auf einer Art Amboss, den er sich aus einer Schlosserei besorgt hatte. Als unser Haus also nicht mehr "gefährlich" war, zogen die Amerikaner ein. Lautstark feierten sie ihren Sieg, der sie so wenig Verluste gekostet hatte. Wir alle hatten plötzlich

Dosen mit Bohnenkaffee, Spargel, Ananas und Dosenmilch; Köstlichkeiten, die wir seit Jahren nicht mehr gesehen hatten. Mit dem Colonel stand ich mich gut. Er machte mir sogar etwas den Hof, was natürlich in der Welt der Tanten Anlass zu neuen Verdächtigungen gab, - ganz zu Unrecht. Ich benutzte diese Beziehung, um einen Passierschein zu bekommen. Seit Wochen war ich nicht im Bruch, im Wismar, in Rothenwohl, in Osterwohle oder auf dem Wohlgemut gewesen. Natürlich bekam ich den Schein sofort, es wurde sogar angeboten, mich im Auto zu fahren, wenn ich das wünschte. Natürlich durfte auch Paulchen mitkommen, was sehr wichtig war. Jeden Abend dudelte das Grammophon in der Küche, und es wurde getanzt. Laut quiekten die Küchenmädchen. Ich gönnte ihnen das Vergnügen, denn sie hatten es wirklich schwer gehabt und sehr viel geleistet, was man heute von keinem Angestellten verlangen könnte. Verständnis hatte ich allerdings nicht. In all den Jahren war ich Luftschutzwart gewesen. 800 Bomber mittags um 12 Uhr und mitternachts von Hamburg nach Berlin, keine Nacht wirklich schlafen. Nein, so schnell ging bei mir die fröhliche Befreiung nicht. Und, was ich gar nicht verzeihen konnte, das waren die Tiefflieger, die uns im letzten Jahr die Kartoffel- und Rübenernte fast unmöglich machten. In Windeseile stürzten kleinere Flugzeuge aus großer Höhe herab und erschossen die Arbeiter auf dem Feld. Zuletzt konnten wir noch polnische Zwangsarbeiter auf die Felder schicken, was auch unverantwortlich war. Wussten die Amerikaner nicht, dass sie mit diesem unfairen Kampf ihre eigenen Verbündeten umbrachten? Manchmal griffen deutsche Jagdflieger ein. Ich erlebte einen feindlichen Absturz und empfand darüber Freude. Wie tief waren wir gesunken!? Es nahte der 1.7.1945. Der Colonel kam in meine Restbehausung und dankte und sagte, er hätte sich in Beetzendorf "extremly well" gefühlt. Aber er müsste mir leider sagen, dies Gebiet würde russisch besetzt. Er sagte:

"Die Provinz Sachsen ist mit den Russen gegen einen Sektor von Berlin ausgetauscht." Ich konterte:

"So dumm kann doch Euer Mr. Präsident nicht sein, Berlin ist ein einziger Trümmerhaufen."

Er: "Wenn Sie mich fragen, ich kann es auch nicht begreifen."

Ich: "Wie wollen Sie die Berliner versorgen, wenn schon hier in den noch intakten ländlichen Gebieten die vielen Flüchtlinge Mangel leiden?" Er fing auch an zu zweifeln und sagte:

"Eins ist jedenfalls sicher, wir kommen morgen nach Braunschweig. Wenn dem wirklich so sein sollte, dann schicke ich Ihnen einen Courier mit einem Motorrad, damit Sie bei Zeiten

eine "Avantigepäck" zusammenstellen können. Aber haben sie keine Angst, they are also good fellows!"

Ich musste ihm noch in die Hand versprechen, keinem Menschen davon etwas zu sagen. Es wäre ihm streng verboten, mich zu warnen, weil sonst eine Fluchtbewegung in den Westen einsetzen würde. Verriete ich ihn doch, koste das meinen Kopf.

Diesem Mann, dem offenbar die sinnlose Zerstörung deutscher Kultur weh tat und den polnischen Zwangsarbeitern, die in lebensgefährlicher Situation Rüben und Kartoffeln für uns ernteten, verdanke ich vielleicht, dass ich so viel gerettet habe und letztendlich glimpflich davon gekommen bin. Die Polen waren auf dem Vorwerk Wohlgemut untergebracht. Im Herbst 1944 war ein sehr schlechtes Wetter. Ich sah, dass sie ganz unzureichend bekleidet waren. Ich fürchtete, sie könnten sich erkälten, womit niemanden gedient gewesen wäre. Ich sammelte in meinem Freundeskreis Kleider und machte davon eine dicke Rolle und brachte sie in der Nacht mit dem Rad zu den Polen. Sie freuten sich sehr, probierten sofort alles an. Am nächsten Tag wurde eine alte Pelzjacke meiner Schwiegermutter bei der Feldarbeit erkannt. Der Inspektor Hentschel zeigt mich an. Dass so etwas verboten war, war mir ganz neu. Wahrscheinlich hätte ich mich beim Blockleiter mit einleuchtenden Argumenten, dem "Gemeinwohl" zu dienen, absichern müssen. Dann hätte ich vielleicht die Möglichkeit gehabt, noch viel mehr zu helfen. So lief ein Strafverfahren gegen mich, und mich rettete nur das Kriegsende am 8. Mai 1945. Hentschel wurde von den Russen gleich nach ihrem Einzug erschossen. Als die Amerikaner uns verlassen hatten, kamen zunächst nicht die Russen, sondern zu unser aller Erleichterung die Engländer. Wir erhofften uns geordnete Verhältnisse, denn in meiner Familie war man sehr anglophil. Vieles, was in der Jugend meiner Mutter schön war, kam durch diesen, schon erwähnten, Mr. John Winslow. Er war reich und meine Mutter erbte viele schöne Dinge von ihm. Die sehr schönen englischen Möbel und das Wedgwoodgeschirr fielen den Bomben zum Opfer. Ich habe noch einen Smaragdring aus seiner Erbschaft.

Aber noch einmal zurück in den schrecklichen Sommer 1944. Werner kam im August für wenige Tage. Mit Entsetzten hatten wir die Schrecken des 20. Juli verfolgt. Die Informationen, die das Propagandaministerium zuließ, waren ganz ungenügend. Die "Vorsehung" hatte den geliebten Führer geschützt. Obgleich eigentlich niemand mehr an den Endsieg glaubte, war dies aber doch ein Zeichen, dass er uns retten könnte. Das Attentat

wurde allgemein als ein Verrat betrachtet. Es dauerte nicht mehr lange, und die ersten Trecks kamen - täglich, immer wieder neue. Immer wieder sagte man mir:

"Das alleine verdanken wir dem Verrat."

Im Sommer 1944 wurde mir eigentlich erst klar wie fehlinformiert die Menschen waren. Wir wussten aber bald, dass unter den Verschwörern auch zwei Schulenburgs waren. Aus der Tressower Linie stammte Fritz Dietlof, Regierungspräsident in Breslau, Stellvertreter des Oberpräsidenten der Provinz Schlesien. Aus dem Hause Hehlen stammte Friedrich Werner, der Botschafter in Moskau. Hausdurchsuchungen in den Häusern der Herkunft, der Verwandtschaft und Freundschaft waren angekündigt. Von Liquidierung und Sippenhaft war die Rede. Meine Großmutter kam verängstigt aus dem kleinen Haus und verlangte das sofortige Verbrennen aller Feldpostbriefe. "Du gefährdest uns alle!" Ich tat das natürlich nicht, denn verbrannte Briefe wären möglicherweise verdächtiger gewesen als die Briefe, die ich hatte, in denen nichts Politisches stand. Bürgermeister Berlin flüsterte mir in Ohr:

"Schade, dass das nicht geglückt ist. Das sind die Helden dieses Krieges, warten Sie mal ab!"

Im Nachhinein glaube ich, dass es gut war, dass es nicht glückte. Das Ausland hätte nicht mit uns verhandelt. Sie waren sich ihres Sieges schon zu sicher. Der Soldat der kämpfenden Front und der besetzenden Truppe hatte zu große Opfer gebracht. Er glaubte an den Sieg. Wäre das Attentat geglückt, wäre ein Bürgerkrieg durchaus möglich gewesen. Das bestätigte mir auch Werner. Er hatte im Auftrage seines Generals von Falckenhausen die Feldpostbriefe der Soldaten nach Hause lesen müssen. Falckenhausen erklärte sich den Männern des Kreisauer Kreises loyal, wollte aber die Stimmung an der Front erst wissen.

Fast alle Briefe endeten mit:

"Mutti, hab keine Angst!"

"Sei stolz auf Deinen Jungen!"

"Sei sicher, wir siegen, der Führer lebt!"

"Wenn erst die V-Waffe kommt, ist der Sieg unser!"

"Ich bin dankbar, für Deutschland kämpfen und auch sterben zu können!"

Der Glaube an den Nationalsozialismus war eine Ersatzreligion. Es war deshalb unmöglich, rational zu argumentieren.



General von Falkenhausen (Foto: Werners Weiser)

Alexander von Falkenhausen-Blumenthal, Krs. Neisse. (1878-1966). Nach dem 1. Weltkrieg Reichswehr, von 1934 – 1939 militärischer Berater von Chiang-Kai-Shek, 1940 – 1944 Militärbefehlshaber in Belgien und Nordfrankreich, wegen seiner Kontakte zur Widerstandsbewegung 44/45 im KZ Dachau. 1951 in Belgien zu 6 Jahren Zwangsarbeit verurteilt, wurde aber bald entlassen, denn seine Verdienste in Belgien waren unumstritten.

Soweit ich mich erinnere, wurde der Stab von Falkenhausen aufgelöst, und er kam ins Gefängnis. Werner kam an den Gran-Brückenkopf in Ungarn. Dort waren schwerste Kämpfe. Aber vorher war Werner noch in Beetzendorf, und ich erwartete ihn mit Freude und Sehnsucht. Sein Besuch war dringend nötig. In Beetzendorf gab es der Probleme - weiß Gott - genug. Und ich wollte nicht immer über Dinge entscheiden, die mir nicht gehörten. Er kam

mit der Bahn. Ich hatte gerade einen schwer zu regierenden Wallach, den die Wehrmacht deshalb ausgemustert hatte, aufgetrieben und fuhr stolz mit meinem Einspänner vor dem Beetzendorfer Bahnhof vor. Dort stand aber schon Günther Wolfsburg und wartete auf Werner. Ich fungierte nur als Kutscher, Gepäckträger und Pferdeausspanner. Günther kam noch mit ins Haus. Das Thema war die angekündigte Sippenhaft, die damit verbundenen Enteignungen und die mögliche Liquidierung aller Schulenburgs. Günther wollte Werner dafür gewinnen, die angehörigen des Hauses Tressow und des Hauses Hehlen aus dem Familienverband auszuschließen. Mit dieser Maßnahme ließen sich vielleicht die übrigen Besitze retten. Onkel Karl hatte schon im Namen der Familie ein Glückwunschtelegramm an den Führer geschickt, dass ihm nichts passiert sei. Onkel Karl hatte keinen Besitz zu verlieren, er war General des 1. Weltkrieges. Für ihn war der Eid eines Soldaten bindend, und dieses oberste soldatische Gebot war nun verletzt. Der Kutscher aus Neumühle fuhr vor. Werner hatte sich zu nichts geäußert. Er war blass und traurig. Günther fuhr ohne eine Zusage ab. Man mußte Günther verstehen. Er war schon einmal aus der wunderbaren Wolfsburg durch die Nazis vertrieben worden. Er hatte die Verantwortung für eine große Familie und einen großen Besitz mit vielen Menschen. Günther war ein großartiger Mann und hat auch uns nachher sehr geholfen. Ich schreibe dies nicht, um ihn anzuschwärzen. Ich erzähle Euch diese Dinge, damit Ihr spürt, wie vergiftet diese Zeit war.

Nun aber meldete ich mich zu Wort: "Stimmst Du dem zu, dann trete ich aus dem Familienverband aus!"

Darauf Werner: "Du bist ja gar nicht drin."

Ich erstaunt: "Das bin ich ja wohl seit der Eheschließung!" "Das genügt nicht".

Ich erregt: "Was genügt denn?"

Er: "So etwas wie Dich nehmen wir gar nicht auf."

Damit war zwischen uns das letzte persönliche Wort gesprochen. Meine kleine hübsche Welt war ja auch verbrannt. Was hatte ich ihm noch zu bieten? Er war meistens bei seiner Mutter. Wir saßen stundenlang auf dem Rentamt, machten Betriebsbesichtigungen und schwiegen.

Warum sagte er mir nicht, dass Falckenhausen den Widerstandskämpfern mit seinen Offizieren Loyalität versprochen hatte, dass die Versetzung an den Gran-Brückenkopf eine Strafversetzung war, dass es für ihn eine moralische Unmöglichkeit gewesen wäre, dem Ausschluss der Betroffenen aus dem Familienverband zuzustimmen? Mein Vater war Nazi.

Werner wusste, dass ich sehr an meinen guten Eltern hing. Deshalb wusste er nicht, wie weit man mit mir in dieser Situation offen reden konnte. Ach, hätte er es doch getan! Aber wir kannten uns zu wenig. Und diese schreckliche Zeit war nicht dazu angetan, sich wirklich kennen zu lernen.

Hitler überlebte das Attentat am 20. Juli 1944 nahezu unbeschadet. Schon vorher waren die verschiedensten Versuche, ihn umzubringen gescheitert. Diese Tatsache glorifizierte ihn. Und man konnte überall hören: " Er ist doch der uns von Gott gesandte Führer!" "Nur mit ihm können wir siegen!" "Die Vorsehung hat ihn für sein tapferes Volk erhalten". "Ein Engel beschützt ihn bis er sein schweres Werk vollendet hat." Es entstand eine sonderbare Atmosphäre des Aberglaubens. Weissagungen, in Klosterruinen gefunden, machten die Runde. Ich besinne mich auf eine, die dem "bärtigen Volk unter den alten Eichen" nach einem erbitterten Ringen den "Endsieg" versprach. Möglicherweise war hier auch das Propagandaministerium am Werk?

Jedenfalls in den 10 Monaten n a c h dem Attentat, sind mehr Menschen gestorben als in den fünf Kriegsjahren davor.

Die Engländer waren also da. Sie hatten gerade Bergen-Belsen befreit und standen offensichtlich unter diesen Eindrücken. Sie waren unnahbar. Sie behandelten uns als wären wir ein Volk von lauter Unmenschen. Wirtschaftlich erreichte ich nichts. Das Zusammenleben unter einem Dach erwies sich als mühsam. Es war jeden Tag erneut schwierig. Dennoch bekamen wir einen großen Schreck als sie Ende Juli plötzlich verschwunden waren. Aus Braunschweig kam der Courier. Es war nun Wirklichkeit, die Provinz Sachsen wird russische Besatzungszone. Ich lief zu meiner Schwiegermutter. Wochenlang hatte ich keine Post von Werner. Wir wussten von den schweren Kämpfen. Schwiegermutter weinte:

"Er ist sicher tot, wir sehen ihn nie wieder, und was soll dann werden?"

Ich sagte: "Er kommt im August wieder, verlass Dich darauf. Irgendwie weiß ich das. Aber ob er noch nach Hause kommen kann, das ist fraglich."

"Ich hatte das geträumt. Und so kam es dann auch. Am 2. August 1945 kam der erste Brief aus amerikanischer Gefangenschaft.

Aber ich hatte auch einen anderen entsetzlichen Traum, und diesen Traum träumte ich immer wieder. Ich stand vor einem Trümmerfeld, alles war zerstört und verbrannt, und ich musste wie ein geprügelter Hund Beetzendorf verlassen. Und so kam es dann auch! Diesen Angsttraum hatte ich noch viele Jahre. Schweißgebadet wachte ich auf und musste mir erst klarmachen, dass ich längst in ganz sicheren Verhältnissen lebte.

Im Herbst 1944 war ich das letzte Mal in Wolkow. Auf jedem Bahnhof waren Riesenplakate "Räder müssen rollen für den Sieg!" Fahrkarten gab es nicht mehr, es sei denn, man hatte einen "kriegswichtigen" Grund. Ich wollte mit meiner Mutter ihre eventuelle Flucht und Unterbringung in Beetzendorf besprechen. Das musste geplant werden, denn unsere Verwandten lebten alle jenseits von Elbe und Oder. Täglich kamen schon Anfragen, fast täglich kam vorausgeschicktes Gepäck. Wertsachen und Geld wurden mir anvertraut. Wenn die Wolkower flüchten mussten, dann waren es immerhin die Bewohner von drei Höfen. Ohne ihre Menschen und die wertvollsten Pferde, würden meine Eltern sicher nie gehen. Das war mir klar. Wenn also Wolkow käme, dann wäre es ein Riesentreck. Dieser möglichen Invasion waren aber unsere Unterbringungsmöglichkeiten und unsere Futtermittel in keinsten Weise gewachsen. Wir hatten auch nicht so viele Arbeitsplätze für die Menschen. Ich musste also, wenn sie kommen sollten, und das konnte schon in diesem Winter sein, bei Bauern und in der Nachbarschaft Quartier machen. Das erwies sich auch als gar nicht schwierig. Häufig waren die Bauern und ihre Knechte gefallen. Die Pferde wurden immer wieder vom Militär gemustert und eingezogen. Ich stellte fest, dass Arbeitskräfte und Pferde hoch begehrt waren. Aber natürlich musste man beizeiten diese Plätze besetzen, denn der Elendsstrom aus den polnischen Gebieten setzte jetzt schon ein. Der Grund meiner Reise nach Hause wäre natürlich strafbare Sabotage gewesen. Aber gegen einen Hasen ließ es sich machen. Ich hatte meine Fahrkarte!

Die Reise war eine einzige Strapaze. Man hatte Glück, wenn man auf seinem Koffer im Gang sitzen konnte. Im Abteil gegenüber saß ein dicker Parteibonze. Neben ihm gab es noch einen Platz, der die ganze Zeit frei blieb, obgleich junge Menschen auf den Trittbrettern mitfahren und die Toiletten so mit Gepäck gefüllt waren, dass eine Benutzung unmöglich war und auch kein Schaffner die Fahrkarten hätte kontrollieren können. Freundlich bot er immer wieder diesen freien Platz an, mir drei mal. Aber es gab keinen Menschen, der sich neben ihn setzte. Beinahe tat er mir leid, welche Einsamkeit im Namen eines Sozialismus!



Elendskuhherden füllten die weiße Scheune bis auf den letzten Platz

In Wolkow schließlich angekommen, fand ich alles traurig verändert vor. Vater war Soldat, Mutter sah sehr elend aus. Das Haus war randvoll mit Flüchtlingen. In der Schule wurde Quartier gemacht. Elendskuhherden wurden brüllend in die große Scheune getrieben. Keiner wusste, was mit ihnen anzufangen sei. Für meine Zukunftspläne fand ich gar kein Gehör:

"Wir hatten hier gute Tage, sehr gute Tage, hier werden wir auch sterben." Ich schlug vor, einige der sehr schönen und wertvollen Bilder meiner Ururgrossmutter Gänderode mitzunehmen. Ich erklärte wie man das macht:

"Wir müssen sie nur aus dem Rahmen nehmen, sie aufrollen, dass das Öl nach außen kommt, kommen wieder andere Zeiten, rahmen wir sie neu." Mutter:

"Aber Kind, wie sieht das dann aus?"

"Alle Menschen retten ihre wertvollen Bilder auf diese Art. Du glaubst nicht, was da alles schon in Beetzendorf angekommen ist."

"Aber da müssen wir doch erst Vater fragen. Die Bilder gehören doch in seine Familie."

"Vater ist doch Soldat, wie willst Du den fragen? Er wird sich freuen, wenn die Bilder noch da sind." Und dann schließlich Mutter:

"Du willst sie wohl haben?" Der Gedanke war mir bis dahin gar nicht gekommen, denn in Beetendorf hingen nach 600 Jahren mehr Bilder als dem guten Geschmack, jedenfalls meinem Geschmack, entsprachen. Das Gespräch war beendet. Die Fülle der wunderschönen Bilder aus der Zeit der Romantik sind mit Wolkow untergegangen. Ich war beleidigt. Aber ich erkannte auch wie überfordert meine arme Mutter war. Wie sie, die sie einst so voller Ideen, Entschlusskraft und Tatkraft war, jetzt müde und resigniert die Welt über sich zusammenbrechen ließ, war ein erster trauriger Eindruck, den ich nicht erwartet hatte. Sie hatte all das Unrecht gegen Kriegsgefangene und Zwangsarbeiter, soweit sie es irgend konnte, versucht zu mildern. Aber was jetzt auf sie zukam, war für sie nicht mehr zu ertragen.

"Sie doch mal auf den Hof. Das steht dieser Kerl schon wieder. Prophylaktisch nenne ich ihn Meyer!"

"Der Mann sieht doch fabelhaft aus. Was hast Du gegen ihn?"

"Ach, das ist es ja, mein Kampf seit Wochen. Ein polnischer Zwangsarbeiter hat sich mit einem Mädchen aus dem Dorf eingelassen. Das soll angeblich 'Blutschande' sein. Darauf steht Todesstrafe. Was bilden sich diese Menschen ein? In Gegenwart aller Dorfkinder soll er auf dem Hof aufgehängt werden."

"Schick ihn doch schnell nach Polen zurück und sage, er sei abgehauen."

"Wie soll das gehen, lieber sollen sie mich mit aufhängen. Noch ist es unser Wolkow und solange ich lebe, wird dieser Mann nicht auf dem Hof gehängt."

Ich begriff ihre Probleme. Angesichts dieser Not waren unsere Bilder fast nebensächlich.

Der junge Mann kam in unser Haus. Da stand ein Bild von einem jungen Mann in schwarzer Uniform mit Totenkopf, grüßte in strammer Haltung "Heil Hitler" und stellte sich vor:

"Meier zu ?....."

Meine beiden Schwestern und ich lachten. Er wurde etwas verlegen, weil er von Mutters Prophylaxe nichts wusste.

Meine Mutter erklärte ihm, dass wir Grenzbevölkerung seien, dass die Urbevölkerung Pommerns Kaschuben seien, ein westslawischer Volksstamm, viele unserer Landarbeiter stammten von polnischen Schnittern aus Kaisers Zeiten ab, die nicht zurückgegangen sind und hier geheiratet haben, sie selbst sei aus einer Obotritenfamilie, die seit der Völkerwanderung in Vansolow säße und zu den Westslawen gerechnet würde. Ich sagte:

"Mein Mann hat eine polnische Urgroßmutter." (Gräfin Tocharska)

All unsere Einwendungen fanden gar kein Gehör.

"Befehl war Befehl!" Mutter erreichte aber, dass der Pole nicht auf dem Hof exekutiert wurde. Sie hat den armen Mann in den Wald begleitet, ihm die Hand gehalten, mit ihm das 'Vater Unser' gebetet. Mit den Worten:

"Es lebe Polen!" ist er gestorben.

Ich glaube, hiervon hat sich Mutter nie erholt. Als sie dann am 3.3.1945, viel zu spät, bei grimmiger Kälte auf die Flucht gingen, ist sie dann sehr bald in schrecklicher Armut in Beetzendorf gestorben. Ich konnte ihr nicht mehr beistehen. Sie kam wenige Tage vor meiner Ausweisung. Ich erkannte sie erst an ihrer Stimme, weil sie so verändert war.

"Heute gehe ich heim", sollen ihre letzten Worte gewesen sein. Mutters Grabstein in Beetzendorf ist übelst zugerichtet. Wenn die Schänder wüssten, was diese Generation gelitten und geleistet hat, wären sie vielleicht in ihrem posthumen Urteil bescheidener gewesen. Aber auch der SS Mann tat mir eigentlich leid. Welcher Verführung sind diese prächtigen Menschen gefolgt? Wie wird er mit dieser Schuld weiter gelebt haben, wenn überhaupt?

Am 1. 7. 1945 wurde die Provinz Sachsen tatsächlich russisch besetzt. Zwei Tage vorher meldete das Radio:

"Die Briten beanspruchen als ihren Sektor Schleswig-Holstein, Niedersachsen und Westfalen". Dann wurde noch gesendet, was die Franzosen und die Amerikaner beanspruchen. Thüringen und die Provinz Sachsen wurden überhaupt nicht genannt. Meine Schwiegermutter hatte das einzige noch einigermaßen intakte Radio. Wir versammelten uns zu jeder möglichen Nachrichtensendezeit bei ihr. Es konnte doch einfach nicht wahr sein, dass die Westmächte das schöne Thüringen, das kulturelle Herz Deutschlands, die Provinz Sachsen mit der reichen Börde, das Industriegebiet südlich von Magdeburg und die landwirtschaftlich noch intakte Altmark den Russen zwecks Verwüstung überlassen? Wir trösteten uns mit der Unbildung der Engländer. Sie kennen den Kontinent nicht. Irgendjemand wird sie noch aufklären.

Auf andere Art glaubten wir an die politische Weisheit der Engländer. So dumm können sie doch nicht sein? Doch durch den Courier aus Braunschweig wusste ich, dass sie kommen. Ich wagte es aber nicht zu sagen.

Und sie kamen.

Am 1.7. kamen nur zwei. Sie brachten die Telefonanschlüsse in Ordnung. Und wir dachten: "So schlimm kann es doch nicht werden!" Dann kamen viele Soldaten.

"Wenn es so bleibt, damit kann man leben!" Aber dann kamen Tausende mit kranken, müden Pferden, mit kaputten Wagen und Waffen, mit Wodka, Weibern, Krankheiten und Läusen. Man sah ihnen an, dass ihnen der Krieg übel mitgespielt hatte. Man konnte aber auch sehen, dass ihre Siegesfeier ein grausiges Inferno auf unsere Kosten werden sollte. Der General kam mit einem riesigen Gefolge in unser Haus. Wir hatten ein kurzes Gespräch. Die begleitenden Politoffiziere waren alle Juden. Sie machten recht und schlecht den Dolmetscher. Ich sagte dem General, er sollte sich im Haus, so gut das nach all den Beschlagnahmen noch möglich ist, einrichten. Ich stünde ihm zur Verfügung. Mit Karl Marx und dem "Kommunistischen Manifest" hätte ich mich beschäftigt, und deshalb wüßte ich, dass ich nichts Gutes mehr zu erwarten hätte. Darauf zu meiner Verwunderung der General:

"Solange ich in Ihrem Hause wohne, stehen Sie unter meinem Schutz. Sie können sich immer an mich wenden." Ich antwortete: "Ich nehme Sie beim Wort, Herr General, und hoffe, dass ich mich auf Sie verlassen kann".

Bei einiger Großzügigkeit ging das eine Weile ganz gut. In den drei Monaten, in denen ich mit ihnen unter einem Dach hauste, verbrauchten sie unter anderem 12 Sofas. Sie warfen sie einfach aus dem Fenster, nur noch ein Haufen Rosshaare, Sprungfedern, Stoffreste und Holzstücke ließen erkennen, um welches Sofa es sich handelte. Dann kamen sie wie kleine Jungens und verlangten ein neues Sofa. Nichts war vor ihnen sicher. Im Treppenhaus standen sehr große Danziger Schränke. Diese benutzten sie als Toiletten, schöne Damastservietten für entsprechende Zwecke. In der Wasserspülung der Klos wuschen sie sich, und dazu jubelten sie: "Wasser aus Wand!" Die gefürchteten Vergewaltigungen waren offiziell verboten. "Privat", wenn jemand unvorsichtig war, passierte es aber doch. Wir Deutschen lebten praktisch ohne jeden Rechtsschutz. Die Tochter unseres Malermeisters wurde tagelang vermisst. Man fand sie tot in den Wiesen, schandbar zugerichtet, nackt und natürlich vergewaltigt. Auf keinen Fall durfte man allein mit dem Rad über Land fahren. Meine vielen "Bombenschädlinge" und Flüchtlinge hatten mich fast alle verlassen. In dem Rest des Hauses, der mir verblieben war, lebte ich mit 5 jungen Männern, die alle aus der Obersekunda zur Flack einberufen waren. Sie waren krank, ohne Abitur, ohne Eltern, ohne Geld und ohne Kleidung. Da waren aus Hinterpommern zwei Brüder von Sprenger, ein Großneffe meiner Schwiegermutter, Rüdiger von Pachelbel, mein jüngerer Bruder, Ernst von Blücher, und Heinrich von Buch, ein Verwandter der Wolfsburger. Diese Knaben waren noch keine 20 Jahre alt. Sie halfen mir wo sie nur helfen konnten. Mit unglaublichem Mut überlisteten sie die Russen, und ich verdanke ihnen, dass ich in dieser Zeit nicht verzweifelte. Wir haben unendlich viel gelacht. Wir haben die letzten Weinflaschen ausgetrunken und jede Gelegenheit benutzt, irgendwelche nützlichen Dinge oder Kostbarkeiten in Sicherheit zu bringen. Offiziell waren sie alle fünf krank: Buch hatte Tuberkulose, Pachelbel eine Furunkulose, mein Bruder hatte eine Schussverletzung, die Sprengers ansteckende Ekzeme. Wir übertrieben gewaltig. Und so ließen die Russen uns in unserer Wohnung einigermassen in Ruhe. Zu dieser kleinen Notgemeinschaft kam ein Herr von Winterfeld. Dieser hatte bei der sich auflösenden Truppe ein Motorrad gestohlen. Mit diesem fuhren wir in den Raum von Brome. Dort mieteten wir von einer Bauersfrau eine leere Scheune. Der Bauer war gefallen. Sie war mit der Ernte nicht fertig geworden und war nun froh, die Scheune vermieten zu können. Das Dach war nicht dicht, die Scheune ging auch nicht abzuschließen und überall

huschten die Ratten. Aber nun hatten wir Ostmenschen endlich einen Ort in der britischen Zone, in den wir hinein fuhren, was irgend ging und solange die Grenze noch passierbar war. Später bin ich dann alleine vier Mal über die schwer bewachte Grenze gegangen. Einmal wurde auf mich geschossen: Es traf aber eine Kiefer. Ich trug unter dem Arm die Pieta aus Lindenholz, in einen kleinen Teppich gewickelt. Diese habe ich bis jetzt behalten und noch nicht meinen Kindern gegeben.

Von all den Flüchtlingen war die alte Tante Praskowia geblieben, eine Gräfin Schulenburg von der russischen Linie. Ihr Mann war ein hoher zaristischer Beamter, 1917 von den Bolschewiken erschossen. Sie hatte mit kleinen Kindern Armut und Leid ertragen müssen. Jetzt hatte sie wahnsinnige Angst vor den Russen, was für uns nicht gut war. Als aber die Russen da waren, sprach sie nur noch russische, saß lachend und glücklich mit den Russen auf den Parkbänken, und wir hatten Angst vor ihr. Wir waren froh, als ihr Sohn, Michail, später Professor für Physik in Berlin, sie in den Westen holte.

Das Wirtschaften wurde nahezu unmöglich. Beim Frühstück begrüßten wir uns:

"Guten Morgen im Tollhaus!" Nur mit Humor ließ sich der Wahnsinn ertragen. Jeder Tag hatte neue Überraschungen: Unser Stolz war unsere Apfelplantage, denn sie war gut geschnitten, die Bäume im Alter der Höchsterträge. Auf halber Höhe war sie abgesägt. Begründung:

"Die Äpfel kann man so doch viel besser ernten!" Kam man zu den Frühbeeten, fand man die Melonen zerschmettert an der Scheunenwand. Begründung: "Sie schmecken noch nicht!" Im Schweinestall verschwand eine hoch tragende Sau nach der anderen. Begründung: "Sie waren doch die Dicksten!" Die Ferkelembryos lagen dann im Dutzend auf dem Misthaufen. Dort besorgte sich mein Schäferhund Thyraß sein leckeres Frühstück. Abends saß ich an meinem Schreibtisch, der Hund lag unter dem Schreibtisch und wärmte meine Füße. Aber an einem Abend stank es so bestialisch, dass ich mich nicht konzentrieren konnte. Plötzlich raschelte es im Papierkorb, und Thyraß zog unter einer Zeitung ein totes Ferkel hervor, das er in aller Gemütlichkeit, während ich Schreibearbeiten hatte, verzehren wollte. Vorsorglich hatte er es mit einer Zeitung, die er vom Tisch genommen hatte, zugedeckt.

"Thyrass, Du mein Schutz und mein Getreuster, wie hätte ich Dir dieses Menü gegönnt! Aber das geht zu weit, bewege Dich bitte sofort mit dem Ferkel in den Garten!" Das verstand der Hund, trottete ab und kam gesättigt wieder.

Zwei flämische Offiziere, die auf deutscher Seite freiwillig gekämpft hatten, hinterließen mir diesen sehr gut ausgebildeten Hund. Ich hatte die armen Kerle wochenlang hinter den Möbelgebirgen in der Waschküche versteckt. Nachdem wir nun schon einige Monate Frieden hatten, glaubten sie, sie könnten nach Belgien zurückkehren. Sie wurden aber, wie ich später erfuhr, in Belgien vor ein Gericht gestellt und als Kollaborateure hingerichtet.

Thyrass war mit dem Einzug der Russen bissig. Wenn ein Russe sich unserer Wohnung näherte, merkte er das viel eher als ich. Das waren wahrscheinlich seine bösen Kriegserfahrungen. Als Werner entlassen wurde, nicht nach Hause kommen konnte, und sich bei Onkel Abi und Tante Erika in Apenburg versteckt hielt, begleitete mich Thyrass jede Nacht die acht Kilometer, neben dem Rad herlaufend. Ich brachte Werner immer etwas zu essen. Vor allen Dingen Schwiegermutter sorgte dafür, dass der Korb voll war. Regelmäßig standen in Siedengrieben an einer Stelle, an der sich die Straße verengt und die Häuser sich ganz dicht gegenüberstehen, zwei Wachtposten. Es war eigentlich nicht möglich, von Beetzendorf durch den Ort Siedengrieben zu fahren. Thyrass wußte das. Er lief voran, griff die Russen wütend an. Sie hatten Angst und versteckten sich. Dass bei diesen nächtlichen Fahrten, außerdem war Ausgangssperre, nichts passiert ist, ist allein dem mutigen Thyrass zu danken.

Im August kam der Ortskommandant auf die Idee, alle Zuckerrüben raus machen zu lassen, obgleich die Betriebsleitung noch in unseren Händen lag. Weder in der Zuckerfabrik Salzwedel noch in Uelzen ergab sich auch nur 1 % Zucker. Das bedeutete für uns totalen Ausfall der Rübenrendite, dafür aber Kosten für deren Entsorgung. Es war alles so widersinnig, dass wir alle fest glaubten, die Russen würden wieder abziehen. Wie wollten sie sich hier halten?

Paulchen war verzweifelt, er weinte.

"Wie soll ich all die Rechnungen, die Löhne bezahlen?" Ich wusste es auch nicht. Sein großer Julisturm, auf dem er so stolz gesessen hatte, war seit dem 8. Mai "eingefroren". In diese

trübe Stimmung kam ein Gerücht, das sich leider bewahrheitete, und das auf die Zukunft gesehen, viel schlimmer war als der Verlust der Zuckerrüben. Der Wismar war bis auf die 30jährigen Bestände abgeholzt. Wir spannten sofort den böartigen Wallach an und fuhren in den Wald. Im Wismar kampierten ungezählte Russen mit ihren Pferden. Der Revierförster war bereits unsichtbar. Die Försterei war voller Russen, und überall war eine unglaubliche Unordnung. Weite Teile des Waldes sahen wie eine riesige Panzersperre aus. Um sich nicht bücken zu müssen, waren die Bäume in 1 Meter Höhe abgesägt. Unsere so mühsam geretteten Saatlärchen und Saatbuchen, alles futsch! Jahre wird es dauern, bis der Wald sich davon erholt. Dem Kommandanten versuchte ich zu erklären, dass dies eine Riesenverschwendung sei, wir hätten ein Sägewerk, sie könnten dort gespundete Bretter herstellen und damit viel wetterfester bauen. Sie bauten Stamm auf Stamm Blockhütten, massenhaft, eine nach der anderen. Die Ritzen wurden mit Moos verstopft. Wahrscheinlich sollte hier viel Militär untergebracht werden, um die nahe Grenze zum Westen zu sichern. Der Kommandant hörte mich geduldig an, grinste doof, roch nach Wodka, fasste mir zärtlich unter das Kinn und sagte: "Quaaatschkooooopf". Und das war's! Paulchen wurde immer blässer und stiller, ihm zitterten die Hände. Er sah jetzt keine Möglichkeit mehr, den Betrieb zu retten. Außerdem konnte er sicher sein, dass er keine Altersversorgung bekommen würde. Gräfliche Angestellte hatten keine Ansprüche auf eine Rente. Das war schwer für sie zu begreifen, denn sie hatten wie alle anderen auch der Allgemeinheit gedient. Paulchens plötzlicher Tod blieb ein Mysterium. Für ihn war es das Beste.

Am 12. Oktober 1945 wurde die "Bodenreform" für die Provinz Sachsen Gesetz. An allen Litfasssäulen und Hauswänden klebten Plakate mit einer widerlichen Junkerhetze. Wie sich die feindlichen Brüder doch glichen! Das Ganze war wie des "Stürmers" zweiter Teil. Dabei schienen die Verantwortlichen in ihrer Unkenntnis der Geschichte und des Landes nicht zu wissen, dass es in der ganzen Altmark nur sieben "schlossgesessene Familien" gab. Alle anderen waren bürgerlich und zählten auch zu den Großgrundbesitzern. So viel ich weiß, wurden im Kreis Salzwedel 80 Dorfschulzen mit uns enteignet. Sie hatten den größten Hof im Dorf, fast immer über 100 ha. Sie waren führend auf dem Gebiet der Tierzucht, der Vermehrung lizenzierter Saaten, ihre Höfe empfand ich als Orte bäuerlicher Hochkultur. Ich kannte so etwas nicht. Ich stieg vom Rad ab, um sie mir anzusehen. Wo sind sie geblieben? Mit brutalster Gewalt vertrieb man die Bauern, ihre Höfe sind "platt gemacht."

Die Altmark ist seit dem um einen unwiederbringlichen Schatz ärmer. Auf einem Motorrad kam ein Polizist auf den Schlosshof gefahren. Ohne abzusteigen warf er schnell beigegefügten Brief durch das offene Küchenfenster und verschwand mit rasender Geschwindigkeit. Die ganze Angelegenheit war ihm offenbar äußerst peinlich. Meine Schwester Gunhild hat ihn beobachtet und hob diese amtliche Mitteilung vom Küchenfußboden auf. Wäre meine Schwester nicht zufällig in der Küche gewesen, wäre diese Ungeheuerlichkeit, die mit dem Stil anderer Ausweisungen verglichen, äußerst entgegenkommend war, zu der Zeit in dem allgemein herrschenden Chaos untergegangen. Für diese erste Welle der Vertreibung war die 100 ha Grenze bindend. Dabei spielte es keine Rolle ob der Besitzer 100 ha Kiefern dritter Bonität, einen See oder eiszeitliche Dünen hatte. Die Altmark war nicht besonders fruchtbar. Man musste schon seinen Hof lieben und fachlich etwas können, um zu existieren.

Ich fuhr also nach Salzwedel, um mit Herrn Hagemann zu sprechen. Mein Schwiegervater war Forstmeister im staatlichen Dienst. Meine Schwiegermutter hatte ihn nach seiner Pensionierung geheiratet. Er war schon 1924 gestorben. Nach damaligem Beamtenrecht hatte sie keine Ansprüche auf eine Witwenversorgung. Zur Zeit der Bodenreform war sie nun schon 76 Jahre alt, sehr leidend und total auf Hilfe angewiesen. Sie war aber sehr vermögend und hatte viel Geld in den Beetzendorfer Betrieb investiert. Außerdem hatte sie nach und nach etwas Land erworben und besaß kleinere Immobilien. Der Gutsbetrieb bewirtschaftete ihren Besitz mit, und es war so vereinbart, dass sie jährlich 6 % vom Reingewinn bekam. Es war nun wichtig, ihr dies zu erhalten. Als ich das Büro von Herrn Hagemann betrat, war dort eine Riesenversammlung von Großbauern in ihren dunkelgrünen Lodenmänteln. Ich wurde mit Hallo begrüßt. Die Bauern machten aus ihrer Wut keinen Hehl und drohten dem Hagemann mit Lynchjustiz. Sie hätten den Baum schon ausgesucht, an dem er hängen sollte, - mit dem Kopf nach unten. Und wenn sie selbst das nicht mehr besorgen könnten, dann täte das das hungernde Volk. Jetzt ist die Herbstbestellung. Das ist das Brot im nächsten Jahr! Und wer soll das besorgen? Herr Hagemann, ein Kommunist, der die Nazizeit mit Herrn Wehner in Moskau überlebt hatte, war sichtbar verunsichert. Nachdem die Bauern ihr Pulver verschossen hatten, schoben sie mich nach vorn, um mit Herrn Hagemann zu reden. Ich machte ihn zunächst auf

k.-Landrat
Bodenreform

Salzwedel, den 12. Oktober 1945

An den enteigneten Besitzer von der Schülenburg
und Angehörige in Beetzendorf.

Sie werden aufgefordert, Ihren bisherigen Wohnsitz innerhalb 24 Stunden unter Mitnahme nachstehender Gegenstände zu verlassen:

- 1.) a Person 1 Bett (nicht einbegriffen ist das Bett für den Mann, der nicht da ist)
- 2.) Wasche und Kleidungsstücke a Person 30 kg.
- 3.) Lebensmittel entsprechend der Menge einer Zuteilungsperiode,
- 4.) Mobiliar: Einrichtungsgegenstände für ein Wohnzimmer und 1 Küche.

Für den Abtransport obiger Gegenstände kann ein Gespann leihweise benutzt werden; jedoch muss dieses Gespann unverzüglich zurückgegeben werden. Eine polizeiliche Abmeldung ist unbedingt erforderlich.

k.-Landrat



Enteignungs- und Vertreibungsbescheid

seine ungeheure Verantwortung aufmerksam. Zu der Zeit hatten wir schon eine bedenkliche Mangelversorgung. Und was sollte nun werden? Auf unserem großen Betrieb war kein Fachmann mehr. Mein Mann, Diplom-Forstwirt und gelernter Landwirt, durfte nicht nach Hause kommen. Unser Diplom Landwirt, Dr. Lampe, war verhaftet und nach Buchenwald gebracht worden. Dort ist er verhungert. Der graduierte Landwirt, Herr Hentschel, war sofort

bei Einmarsch der Russen erschossen worden. Zwei Revierförster und die Gartenmeisterin waren in den Westen geflohen. Er sollte mir jetzt Vorschläge machen, wie der Betrieb über den Winter zu bringen sei. Und weiter wörtlich: "Ich habe Haupläne aus den Forsten, soweit sie noch unbeschadet sind und Bestellungenpläne für die Felder mit. Die Fruchtfolge ist bei den leichten Böden sehr genau zu beachten. Und das wollte ich jetzt mit Ihnen besprechen."

Herr Hagemann wurde verlegen:

"Ich bin Städter. Davon verstehe ich leider nichts. "Schallendes Gelächter der Bauern und mit den Worten:

"Es ist besser, Dich aufzuhängen als dass das ganze Volk hungert", verließen sie den Raum.

Nun war ich mit ihm allein. Ich brachte das Gespräch auf die Leiden meiner Schwiegermutter. Da brauchte ich nicht zu übertreiben, denn es war wirklich schlimm. Ich sagte ihm aber auch, dass sie große Verdienste um Beetzendorf hätte, das wüsste man in Beetzendorf. Seinem Marxismus täte er keinen Gefallen, wenn man sie mit 60 Pfund Gepäck wegjagen würde. Ihr Besitz bestünde aus 34 ha Land und einigen kleinen Häusern und wäre auf ihren Namen eingetragen; rein rechtlich fiel das nicht unter die Bodenreform. Tatsächlich erfüllte Herr Hagemann diesen Wunsch. Meine Schwiegermutter durfte zunächst bleiben und bekam von der Verwaltung des "Volkseigenen Gutes" ihre Rendite. 1952, unter der DDR-Regierung, kam dann aber ein Gesetz, dass "Junker" grundsätzlich nichts mehr besitzen dürfen. Sie verließ Beetzendorf und floh zu ihrer Tochter, Frau von Breitenbuch, nach Weimar. Mein Schwager leitete dort ein großes Werk der Inneren Mission, das Sophienhaus. Dort konnte sie betreut werden und ist 1957 gestorben. Ein Koffer mit den restlichen Schätzen, die sie noch besaß, ist nie angekommen. Nachdem sie Beetzendorf verlassen hatte, ist der Rechnungsführer, Herr Ferdinand Suette, verhaftet worden, weil er "Volksvermögen" an eine Junkerin überwiesen hatte. Er ist im Gefängnis schandbar behandelt worden, obgleich er doch im Herbst 1945 durch Herrn Hagemann dazu ermächtigt worden war. In großer Armut starb er in der Bundesrepublik. Wir haben versucht, ihn etwas zu unterstützen.

Herr Hagemann geleitete mich zuckersüß aus dem Hause. Auf der Treppe hielt er an und sagte, nachdem er sich nach allen Seiten umgeschaut hatte: "Ich bin mit den Maßnahmen der Besatzer in keinsten Weise einverstanden. Aber wissen Sie, ich bin nun mal ein Idealist.

Natürlich habe ich andere Vorstellungen von den edlen Zielen eines Karl Marx! Aber ich will Ihnen mal etwas verraten, was ich ja eigentlich gar nicht darf: "Ihr Haus wird übermorgen zur Plünderung freigegeben. Packen Sie noch heute, so viel Sie können und bringen Sie das in Sicherheit. Also wir verstehen uns, "Frau Gräfin!" Und seien Sie mir in Zukunft dankbar für diesen Rat."

Die angekündigten "Werkstätigen", die unser Haus plündern durften, blieben aus. Dafür kamen zwei bewaffnete Russen. Sie packten alle Vorräte, die sie noch an Schnaps und Spirituosen finden konnten, ein und nahmen silberne Leuchter mit. Diese waren aber nur plantiniert. Ich hatte sie als "Blitzableiter" extra repräsentativ aufgestellt.

Aber bevor ich nun meine Verhaftung und meine geradezu wunderbare Befreiung schildere, will ich doch auch noch von dem berichten, was in dieser Zeit gewinnbringend und schön war: In aller Heimlichkeit bekam ich öfter Besuch von einem ergrauten russischen Offizier mit aristokratischen Gesichtszügen. Er hatte schon im zaristischen Heer gedient. Er litt unter dem, was die rote Armee in Deutschland tat. Er bezeichnete es mit "Wahnsinn und Sünde". Je länger er diese Unbegreiflichkeiten der atheistischen Regierung mit ansehen musste, desto mehr überzeugte ihn das Christentum. Ich hatte eine schöne "Anna - Selb - Dritt". Sie gehörte dem Grimmer Heimatmuseum. Die Museumsleitung hatte Flüchtlingen das Kunstwerk mitgegeben, um es zu retten. Die Flüchtlinge waren eiligst weiter gezogen. Die Anna - Selb - Dritt hatten sie zurückgelassen. Sie stand jetzt auf meinem Schreibtisch. Er wollte sie kaufen. Er war ganz verliebt in diese "Ikone". Als stolzer Eroberer hätte er sie ja, wie sie dort stand, mitnehmen können. Wenige Tage vor meiner Ausweisung kam er, um mir zu sagen, dass er zu feige sei, er müsse von diesem Kauf Abstand nehmen, man würde ihn verspotten, vielleicht sogar denunzieren. "Wenn auch noch herauskommt, dass ich dies Bild gekauft habe und nicht einfach so genommen, dann bin ich ein toter Mann, und ich habe doch in Petersburg Familie!"

Für mich war die Anna - Selb - Dritt ein wunderschönes Kunstwerk aus spätgotischer Zeit. Für ihn aber ging von diesem Bild heilende Kraft aus. Deshalb fühlte er sich schuldig, dass er nicht die Kraft hatte, ein Martyrium zu riskieren. Mich hat das tief beeindruckt. Wir gaben uns die Hand auf der Mitte einer Brücke, über die bis dahin noch niemand gegangen war. Ich wickelte das Bild in ein Tuch und brachte es dem katholischen Pfarrer für sein kleines Kapellchen, das zu Kaisers Zeiten für polnische Schnitter gebaut worden war. Anna - Selb - Dritt bedeutet, dass Maria schon "unbefleckt" empfangen worden ist. Und das entsprach nicht

meinem Bibelverständnis. Der katholische Pfarrer war glücklich, und ich hoffe, die "Ikone" steht nun noch an derselben Stelle, an die er sie stellte.

In dieser Zeit fanden sich die Christen zusammen. Es entstand eine kraftspendende, so echte Ökumene, wie ich sie nie wieder erlebt habe. Da gab es Gemeinschaftschristen aus Ostpreußen, Mennoniten von der Weichselmündung, Katholiken aus Schlesien und dem Kaschubienländchen, Neu Apostolische aus Polen und Freikirchler. In der Wirrnis der vielen heimatlosen Bittsteller - nur um eine Nacht - nur um eine Mahlzeit - erkannte man sich sofort. Woran wir uns als heimliche Gemeinde erkannten, weiß ich nicht. Wir hatten nicht den Ichthys der ersten Christen. Aber auch ohne den Fisch wussten wir sehr schnell, wes Geistes Kind vor uns stand. In kleinem Kreise kamen wir zusammen und lasen die "Offenbarung", die der Jünger Johannes auf der Insel Patmos, in Zeiten größter Bedrängnis und Christenverfolgungen, schrieb. Wir verstanden, was wir lasen. Wir brauchten keine Erklärungen. Und dieselbe Kraft und Hoffnung, die dieses Buch schon vor sehr langer Zeit den verfolgten Gemeinden gegeben haben muss, ging nun auch auf uns über. Heute ruht die Offenbarung bei mir. Ich lebe in einer ganz anderen Zeit.

Damals erlebten wir eine Pervertierung der zehn Gebote. Es entstand eine Atmosphäre von Misstrauen, Angst und Hass. Ich bin davon überzeugt, dass die 10 Gebote, einschließlich der Erklärungen Luthers, absolut bindend sind. Wer sich davon lossagt, hat keine Zukunft. Auch als Volk und Staat werden wir keine Zukunft haben, wenn wir unsere Religion und die damit verbundenen ethischen Bindungen aufgeben. Wir, die wir wirklich die Herrschaft des Teufels erlebten, denken ganz unwillkürlich an den biblischen Teufel. Dieser wusste auch, "was geschrieben steht". Deshalb waren Nationalsozialismus und Kommunismus so gefährlich, weil sie das "scheinbar Gute" vertreten. Sie bedienen sich der alten Werte: Gerechtigkeit, Gemeinschaft, Ordnung und Gehorsam. Ich betone das zum zweiten Mal. Auf diese wunderbaren Werte fallen viele Menschen rein, oft die besonders Guten - leider auch unsere Evangelische Kirche. Erst im Nachhinein erkennen sie dann den Teufel "an seinen Früchten". Dann nach einem Schuldigen zu suchen, ist sinnlos. Schuldig werden wir in einem langen Leben alle. Die Schuld liegt in den Händen eines höheren Richters und ist für Menschen sehr schwer zu beurteilen. Wir brauchen Menschen, die die Möglichkeiten der Zukunft erkennen und uns wie Propheten in eine bessere Zukunft führen.

Höflich forderte man mich auf, Pullover, warme Sachen und Pelzmantel mitzunehmen, denn in Rußland sei es kalt. Die beiden russischen Politoffiziere, die recht gut deutsch sprachen, brachten mich nach Salzwedel. In Salzwedel gab es eine sehr bekannte Baumschule, mit der wir auch in Geschäftsbeziehungen standen. Natürlich waren die Besitzer auch enteignet. Ihre sehr kultivierte Villa war nun das Domizil der Politoffiziere und gleichzeitig deren Gefängnis. Im Keller waren wahrscheinlich viele Männer untergebracht. Von dort hörte man im ganzen Haus Schimpfen, laute Schreie und ständigen Lärm. Ich wurde höflich in ein gemütliches Mansardenzimmer geführt. Es schien früher als Gästezimmer gedient zu haben. Ich hatte weiße Bettwäsche und fließendes warm und kaltes Wasser. Mein Bewacher oder ständiger Begleiter war ein jüdischer Politoffizier, der leidlich deutsch oder jiddisch sprach. Er begleitete mich auf Schritt und Tritt und saß auch nachts auf meiner Bettkante. Er tat mir nichts, und er bemühte sich, nett zu mir zu sein. Er war 21 Jahre alt, sah aber älter aus, was in dieser Zeit wenig bedeutete. Er behauptete, Facharzt für Neurologie zu sein, was ich für unmöglich hielt. Er versuchte dann aber, mich davon zu überzeugen, dass die Ausbildung in Russland viel gezielter ist als in Deutschland und dass man deshalb viel schneller beruflich tätig sein kann. In der Sowjetunion wäre ein fabelhafter wirtschaftlicher Aufschwung im Gange und deshalb diese gezielte Ausbildung nötig.

"Die Menschen werden bei uns gebraucht", sagte er. In Deutschland legte man einen sinnlosen Wert auf Allgemeinbildung. Ich sollte jetzt auch mitkommen. Mit meinem deutschen Physikum könnte ich dort sehr bald tätig sein. Sibirien sei ein wunderschönes Land und Ärzte würden dort gebraucht. Die ehemaligen Bewohner dieser schönen Villa hinterließen eine umfangreiche Bibliothek. Dort standen auch in sehr schönen Einbänden die russischen Klassiker. Meine Kerkermeister waren sehr erstaunt, so etwas in Deutschland zu finden. Und noch erstaunter waren sie, dass ich diese Literatur zum großen Teil kannte. Natürlich waren diese Autoren alle überzeugte Kommunisten und keiner von ihnen war etwa Großgrundbesitzer gewesen. Dies war die frühe Literatur des Proletariats, zu denen natürlich auch die Dekabristen gehörten. Böse Leute seien die Barone, Grafen dagegen seien "gutt", denn Tolstoi sei ja auch ein Graf gewesen.

In dieser Bibliothek war auch das Esszimmer der Offiziere. Ich wurde zu den Mahlzeiten gebeten. Da saß ich nun als Frau alleine an einer langen Tafel mit lauter unheimlichen Gestalten. Sie alle wußten, dass ich aus "kleinen Verhältnissen" sei, Vater Bauer, Bauer gutt. Tante Ilse, Dir sei Dank! Du wolltest mir böse und hats mich gerettet! Dann wollten sie

meinen Mädchennamen wissen. Ich sagte, dass ich bis zu meiner Heirat "Blücher" geheißen hätte. Da brach bei ihnen eine wahre Flut der Begeisterung aus. Ihr großer Kutosow zusammen mit den Grafen Rostow und vielen anderen hätten doch zusammen mit Blücher den bösen Napoleon geschlagen. Ja, zusammen sind sie in der Neujahrsnacht über den Rhein gegangen und die tüchtigen russischen Pioniere hätten die Pontonbrücke für den Übergang gebaut. Die Stimmung wurde immer toller. Der Wodka wurde aus Biergläsern getrunken. Wenn man nicht aufpaßte, war das Bierglas sehr schnell wieder neu gefüllt. Nasdarowje her, nasdarowje hin, quer über den Tisch, das arme Tischtuch! In unbeobachteten Momenten, wenn die Sprachkundigen für die Sprachunkundigen das Gespräch übersetzten, goß ich mein Glas unter den Tisch. Ich bat dann, mir wieder neu einzuschenken, denn ihre offensichtliche Absicht war, mich betrunken zu machen, und dieser Absicht wollte ich höflich entgegenkommen. Kam dann ein geeigneter Moment, ließ ich den Wodka schnell wieder unter dem Tisch verschwinden. Die allgemeine Besäufnis war inzwischen so groß, dass niemand die Pfütze unter dem Tisch bemerkte.

Endlich endete dieses makabere Abendessen. Ich eilte auf mein Zimmer in der Hoffnung, Ruhe zu haben. Da entdeckte ich zu meinem Entsetzen, dass es sich nicht absperren ließ. Mein jüdischer Bewacher stand auch schon in der Tür. Wir unterhielten uns bis in die frühen Morgenstunden. Die Unterhaltung schien ihm Spaß zu machen. Ich war todmüde und hatte große Angst einzuschlafen. Mühsam hielt ich mich wach. Ich frage mich, warum ich in dieser schrecklichen Situation eigentlich gar keine Angst hatte. War ich doch sonst ein Angsthase. Ich hatte Angst vor dem Zahnarzt, vor Pferden und vor Prüfungen und vor vielem anderen mehr. Meine vielen Ängste hatten mir oft sehr geschadet. Ich glaube, für mich hatte jedes Hoffen auf eine bessere Zeit aufgehört, und ich hatte mich deshalb in mein Los ergeben. Dasselbe habe ich dann später öfter von Frontsoldaten gehört. Ob ich ein, zwei oder drei Nächte dort blieb, weiß ich nicht mehr. Meinen Bewacher zog es endlich zu den Wodkaflaschen, und ich war allein. Es war noch ganz dunkel und in sehr früher Morgenstunde. Da hörte ich auf dem Kopfsteinpflaster Pferdegetrappel. Jetzt mitten in der Nacht bei Ausgangssperre, wie war das möglich? Ich sehe aus dem Mansardenfensterchen, tatsächlich da steht Zoch! Ich konnte es gar nicht fassen, Zoch mit meinen Pferden, die er von der sich auflösenden Wehrmacht ergattern konnte. Er ruft mir zu:

"Ganz schnell kommen!" Ich ergreife meine Habseligkeiten, vergesse die Hälfte, schleiche die Treppe hinunter und springe auf den Wagen. Die Russen hatten tatsächlich nichts gemerkt.

Sie waren total besoffen und lagen herum wie Bretter. Es ist mir heute noch ein Rätsel: Woher kamen diese Unmassen von Alkohol? In Deutschland konnte man seit Jahren nichts dergleichen kaufen. Beruhigte dieses diabolische System seine Soldaten mit diesem Narkotikum? Als wir die Mauern von Salzwedel hinter uns gelassen hatten, fragte ich Zoch:

"Hat man Sie angerufen?"

"Nein", sagte er, "ich hab geträumt, ich muss ihr holen."

"Ja, und dann?"

"Dann hab ich angespannt."

"Hatten Sie denn keine Angst?"

"Ne, die sind doch sowieso alle stockbesoffen um diese Zeit." Und so fuhren wir wie zwei Rechtsbrecher durch die stockfinstere Oktobernacht, 22 Kilometer bis nach Beetzendorf. Bei dem mutigen Zoch konnte ich mich nur bedanken.

Meine Schwiegermutter sah mich an als wäre ich ein Gespenst und sagte nur:

"In wieviel Not hat nicht der gnädige Gott über Dir Flügel gebreitet!" Das kleine Häuschen in den Wiesen vor dem Eiskuhlenberg, in dem Zoch mit seiner Frau und seinen fünf Kindern wohnte, war das erste Haus, das mein Sohn Johann Matthias nach der Wende zurückkaufte, ohne von dieser Geschichte etwas zu wissen. Zur Zeit des Rückkaufes war Zoch lange tot. Das Haus blieb unbewohnt und war inzwischen total verkommen. Mein Sohn hatte es bildschön im alten Stil wieder hergerichtet, und wir haben dort viele schöne Stunden verlebt. Dann wurde aber der Wald zurückgekauft, und meine Kinder zogen in die renovierte Försterei. Die reizende "Villa Zoch", wie wir sie früher nannten, wurde an den Kunsterzieher und Maler, Herrn Finger, vermietet. Er hatte zu DDR-Zeiten aus politischen Gründen neun Jahre Berufsverbot gehabt. Nach der Wende wurde er am Beetzendorfer Gymnasium wieder als Studienrat angestellt und mietete von meinen Kindern das kleine Häuschen. Dort war er sehr glücklich bis zu seinem Tode 1998. So hatte dieses kleine Haus Geschichte erlebt.

Wir verlassen Beetzendorf

Wir packten nun auf einen Deulawagen, was irgend möglich war. Dabei haben mir viele Menschen geholfen. Wir verkauften Möbel, Teppiche, Lampen und Hausrat aller Art. Die Nachfrage war gewaltig, denn der kleine Ort war voller Flüchtlinge. Sie hatten alle Geld aber keine Sachen. Wenn auch das Geld jede Kaufkraft verloren hatte, so war doch für uns eine Neuanfang ohne Geld ganz undenkbar. Unsere Betriebs- und Privatkonten waren gesperrt. Das Rentamt hatte kaum noch Einnahmen. In der Nacht vom 16. zum 17. Oktober zählten wir etwa 80 000,- Reichsmark, obgleich eine Zigarrenkiste mit Geld gestohlen war.

Sogar die Russen kauften. Sie hatten die Hosentaschen voll neu gedruckter Scheine in blau-weiß-rot, denen wir misstrauten. Der immer betrunkene Kommandant bot mir einen ganzen Haufen dieser Scheine für meinen Hund. Ich wollte von ihm aber keine Scheine, sondern zweckdienliche Gegenleistungen. In der Hoffnung, meinen treuen Thyra zu bekommen, war er zu allem bereit. Wie wir schon fürchteten erwies sich das Russengeld jenseits der Besatzungsgrenze als wertlos. Den Hund ließ ich meiner sterbenden Mutter, die wenige Tage vor unserer Ausweisung in Beetzendorf eintraf. Ich glaubte, sie brauchte diesen Schutz. Mutter konnte nicht mehr reisen. Ich musste sie in der unheizbaren blauen Kammer des Küchenflügels zurücklassen und konnte den Kommandanten nur bitten: "Lassen Sie sie ungestört dort liegen, bitte!" Mit dem großen Hund wurde meine Mutter nicht mehr fertig, und so bekam der Kommandant dann schließlich doch den begehrten Hund. Das waren Abschiede, die man nie vergessen wird.

Im Mai 1990 war ich das erste Mal wieder in Beetzendorf und besuchte das Ehepaar Rügge in ihrer Superintendentur. Mit Rugges verband uns schon lange eine Brieffreundschaft. Ich wurde sehr herzlich aufgenommen. Natürlich ging ich auch zu unseren Gräbern auf dem Eiskuhlenberg, einer eiszeitlichen Düne. Die rote Backsteinmauer war abgetragen. Man hatte die Ziegel anderweitig gebraucht. Das schmiedeeiserne Tor hing schief und ging nicht mehr zu schließen. Die Gräber waren überwuchert mit Himbeeren, wilden Brombeeren und Nesseln. Die Grabsteine waren zerschlagen. Zwischen den Dornen fand ich Bruchstücke von Mutters Sandsteinkreuz, so dass ich mir in etwa ein Bild machen konnte, wo man sie vor 45 Jahren beerdigt hatte. Wenn ich daran denke, wie liebevoll Mutter den kleinen Dorffriedhof rund um unser Kirchlein in Wolkow pflegte oder von der Gutsgärtnerei pflegen ließ, dann

meine ich, sie hat es nicht verdient, dass ihre Ruhestätte so aussieht. Aber vielleicht würde sie auch lachen und sagen: "Schad ja nichts, aber was soll das?"

Ich bot den Verantwortlichen für die Bodenreform Übergabeverhandlungen an. Denn, als ich am 17.10. ging, gab es weder in der Landwirtschaft noch in den Forsten und Finanzen einen Fachmann. Die neuen Machthaber interessierten sich weder für die zu erwartenden Zahlungen noch für die Verbindlichkeiten oder für die Steuerbescheide der letzten Jahre. Hier ging es nicht um eine intensivere Wirtschaft oder gar die Schaffung "freier Bauernstellen". Diese Propaganda glaubte man im Westen. In diesem Sinne wurde immer wieder argumentiert, leider auch in kirchlichen Kreisen. Ich wurde sehr oft angegriffen. Und wenn man auch meinte, die wirtschaftliche Situation nicht beurteilen zu können, so war es doch ein großer Gewinn, dass man die Kirchenpatrone vertrieben hätte. Jetzt sind die Dorfkirchlein sehr oft in einem trostlosen Zustand. Und man hat inzwischen erkannt, dass es die Patrone waren, die das Kirchlein erhielten. Die Siedler waren keineswegs freie Bauern. Ihre Siedlung durften sie weder verkaufen noch verpachten oder gar vererben. Trotz unglaublicher Schufterei mit ganz unzulänglichen Hilfsmitteln schafften die Siedler auf ihren höchstens 30 vha nicht das Ablieferungssoll, und so wurden die Siedlerstellen mehrerer Dörfer zusammengeschlossen zu den Großbetrieben. Erst nach der Wende war es den Siedlern erlaubt, ihre Stelle zu verkaufen. Das war aber nicht einfach, es fehlte in Interessenten.

Beetzendorf wurde nicht gesiedelt. Es wurde ein "Volkseigenes Gut." Nicht um etwa eines Tages zurückzukehren, sondern um der noch verbliebenen Mitarbeiter willen, bat ich in Salzwedel, unser Gut nicht zu siedeln, was mir auch bewilligt wurde. Die Begründung hieß: "Weil Sie nicht geflohen sind!"

Beetzendorf wurde ein Mustergut, eine Ausbildungsstätte für junge Landwirte. Für die Schüler wurde im Gutshaus ein Internat eingerichtet. Ob dies alles ein Vorteil für die im Ort lebenden Menschen war, vermag ich nicht zu beurteilen. Jedenfalls Misswirtschaft und Verfall waren 1990, als ich Beetzendorf zum ersten Mal wieder sah, gar nicht zu übersehen. Herr Suetter, der bis zu seiner Verhaftung meiner Schwiegermutter die Rendite ihres Besitzes überwies, wie ich es mit der Bodenreformbehörde in Salzwedel vereinbart hatte, ließ uns auf irgend eine geheime Art Bilanzen und Ernteerträge zukommen. Bei absoluter Steuerfreiheit machte diese "Volkseigene Gut" jedes Jahr genauso viele Schulden wie wir einst Steuern gezahlt hatten. Die Massentierhaltung belastete den kleinen Ort. Wohin mit der Gülle bei

1800 Kühen und über 3000 Schweinen? Man leitete sie in die Karpfenteiche. Das nahmen die Karpfen übel und überall stank es. Die "Ostkuh" brachte nur eine 2/3 Leistung der "Westkuh". Außerdem waren in der Milch Krankheitskeime, so dass in der Molkerei nicht der volle Literpreis gezahlt wurde. Mein ältester Sohn und seine Frau sind beide Diplomlandwirte. Sie hätten gern einen eigenen Hof bewirtschaftet. Nach der Wende wäre es für uns möglich gewesen, 600 vha zurückzukaufen oder zu pachten. Ich bat, den in Fachkreisen sehr bekannten, Dr. agr. Wilhelm Renius, den Direktor der "Deutschen Saatveredelung" in Lippstadt, die Möglichkeiten abzuschätzen. Renius stellte vor allen Dingen eine sehr schlechte Bodengare fest. Die Ernteerträge brachten nur die Hälfte vergleichbarer Bodenpunkte in den alten Bundesländern. Es hätte sehr viel Mut dazu gehört, sichere Positionen in Westfalen aufzugeben, um drüben Kolonialarbeit zu leisten. Die Handelsgärtnerei arbeitete gar nicht mehr. Der Maschinenpark war ein einziger Schrotthaufen. In der Landwirtschaft hier im Westen rechnet man auf 100 ha mit einer Arbeitskraft, dort wurden auf derselben Fläche vier bis sechs Arbeitskräfte beschäftigt. Kein Wunder die fortschreitende Verschuldung! Wer konnte das bezahlen? Obgleich ich nie auf Rückkehr nach Beetzendorf gehofft hatte, war ich doch traurig als ich es nach 45 Jahren wiedersah. Landwirtschaft ist eine mühevoll Arbeit. Eine Generation schafft den Wohlstand für die nächste. Deshalb bin ich fest davon überzeugt, dass auf einen Hof eine verantwortliche Familie gehört, die den "goldenen Ball" an ihre Kinder weitergibt. Hochleistungskühe bekommt man erst nach Generationen ausgewählter Tiere. Das alles dauert viele Jahre und gilt auch für Pflanzen und die anderen Nutztiere.

Werner war noch bei Onkel Albrecht und Tante Erika Schulenburg in Apenburg. Wir wußten, daß nach ihm gefahndet wurde. Deshalb müssen wir diesen Verwandten sehr dankbar sein, daß sie es auf sich nahmen, ihn zu verstecken. Nachdem ich mich nun überzeugt hatte, dass der Schlagbaum in Brome tatsächlich offen war, mir außerdem versprochen wurde, dass die Grenze noch viele Tage passierbar sein würde, konnten wir den Übergang in der Frühe des 17. Oktober 1945 wagen. Die Russen hatten ein Interesse daran, möglichst schnell alle Flüchtlinge und Bombengeschädigte loszuwerden. Als ich am 16.10. sehen wollte, ob der Schlagbaum tatsächlich offen ist, bot sich mir ein grauenhaftes Bild: Es bewegte sich dort eine endlose Schlange, Treckwagen und müde, magere Pferde, Handwagen und Kinderwagen, Schiebkarren mit Gepäck aller Art, müde und traurige Fußgänger mit schweren Rucksäcken und Taschen. Die meisten von ihnen schienen nicht zu wissen, wie es weiter gehen sollte. Endlich am Schlagbaum angekommen, wurden mit zitternden Händen die Pässe vorgezeigt.

Von hier sauste ich nach Siedengrieben. Dort wußte ich, dass ein uns bekannter Bauer am 17. seine Flüchtlinge mit Pferden über die Grenze bringen wollte. Tatsächlich war er sofort bereit, im Gepäckraum seines Kutschwagens Werner unter einer aufknöpfbaren Lederdecke mitzunehmen. Er holte sogar mit seinen Pferden Werner aus Apenburg. Man muß die Zeit erlebt haben, um zu wissen wieviel Mut dazu gehörte. Werner übernachtete bei dem Bauern, dessen Name mir leider entfallen ist; sie hätten noch zusammen einen urgemütlichen Abend gehabt. Bevor nun die Lederdecke übergeknöpft wurde, wurde auf den armen Werner noch ganz viel Flüchtlingsgepäck gepackt. Er wäre also bei flüchtiger Kontrolle nicht sofort sichtbar gewesen. Zum Dank gab ich dem Bauern noch einige schöne Möbel aus dem Gutshaus. Das hatte er auch wirklich verdient. Wer hätte das so selbstverständlich getan? Überhaupt habe ich weder in Pommern noch in der Provinz Sachsen einen Hass der Bauern gegen die Güter erlebt. Wir lebten mit den benachbarten Bauern in einer wirtschaftlichen Symbiose. Dass man in den Städten glaubt, Partei für Bauern gegen die Güter nehmen zu müssen, ist reine Ideologie.

In den frühen Morgenstunden erreichten wir den Schlagbaum. Das Warten in der Schlange dauerte Stunden. Die Russen studierten jeden Pass eingehend. Sie schienen bei dem Geschäft Sprachschwierigkeiten zu haben. Wenn ich an meine Angst an diesem Morgen denke, bekomme ich noch Herzklopfen. Ich war des Landes verwiesen. Mich wollten sie loswerden. Mein Pass war in Ordnung. Aber der arme Werner, was wird sein, wenn sie ihn unter der Plane entdecken? Sie werden ihn sofort festnehmen und den guten Landwirt aus Siedengrieben dazu! Aber als wir endlich an der Reihe waren, lud unser Bauer seine Flüchtlinge gar nicht ab, er musste sie angeblich irgendwohin ganz schnell bringen, denn die Oma sein schwer krank. Das war angeblich verboten. Aber vor Krankheiten hatten die Russen große Angst. Man ließ uns also unkontrolliert passieren. Und als wir einen Kilometer davon waren, quälte sich Werner unter dem Spritzleder hervor wie ein Schmetterling aus seiner Puppe. Wir waren gerettet, ein Alptraum lag hinter uns.

Die letzte Nacht verbrachte ich in Röhl's Hotel in der Steinstraße. Mehrere Russen waren aus Salzwedel gekommen, durchsuchten Park und Haus vom Keller bis zum Boden, fragten überall nach mir, um mich zu verhaften. Herr Röhl hatte davon gehört und bat mich, bei ihm zu übernachten, denn am nächsten Tag im frühesten Morgengrauen – um diese Zeit waren die Besatzer ungefährlich – wollten wir über die Grenze bei Brome. Ich versteckte mich, schlich im Schummerlicht über den Jeetzesteg, lief ganz schnell durch das Kauschehaus, über den

Steinweg in Röhl's Hotel. Da stand auch schon der gute Röhl in seinem dunklen Treppenhaus und führte mich in ein verdunkeltes, schönes Fremdenzimmer. Dort hatte er einen kleinen Gabentisch aus seinem Laden aufgebaut. Ich besinne mich genau auf ein Päckchen Vanillezucker, Backpulver und braune Schnürsenkel. Das waren Dinge, von denen man damals nicht einmal zu träumen gewagt hätte. Tatsächlich schlief ich einige Stunden. Sehr früh verließ ich leise das Hotel, ohne mich von meinem Retter zu verabschieden. Ich habe ihm nie gedankt, ihm auch nicht geschrieben. Das war so gefährlich, dass ich ihn möglicherweise kompromittiert hätte. Nur über unseren Alten Gärtner Töter, der im Kauschehaus wohnte, ließ ich ihn nachbarschaftlich grüßen.

Zoch und Glöse warteten mit den beiden Kaltblütern und dem hoch beladenen Deulawagen hinter der Grenze. Auch das war gut gegangen! Nun fuhren wir in das nahe Nordsteimke. Unser Bauer fuhr mit leichtem Gepäck nach Siedengrieben zurück. In Nordsteimke waren inzwischen die Wolfsburger Schulenburgs untergekommen. Die alte Wolfsburg war schon von Hitler enteignet worden, um dort das Volkswagenwerk zu bauen. Man hatte sie aber entschädigt, und sie konnten sich in der Provinz Sachsen, ganz in unserer Nachbarschaft ein neues Schloss bauen. Dieses verloren sie durch die Bodenreform. Nun hatten sie sich recht und schlecht in Nordsteimke in einem kleinen Verwalterhaus eingerichtet. In dieser Situation war unser Kommen für sie schrecklich. Trotzdem hat uns Vetter Günther mit viel Verständnis und Tatkraft sehr geholfen.

Ich hatte einen Topf mit Pellkartoffeln und ein Körbchen mit Eiern mitgenommen und bereitete für Werner, Zoch und Glöse ein bescheidenes Mittagessen. Dazu tranken wir unsere letzte Flasche Wein. Mit dem Abladen mussten wir uns beeilen, denn unsere getreuen Kutscher müssen noch am selben Abend zurück sein, - und Kaltblüter sind keine D-Züge. Zoch sagte:

"Im halben Jahr holen wir Ihnen wieder und dann wird aufgeräumt!" Aber ich konnte nur sagen:

"Den Kelch Beetzendorf, den habe ich zur Neige geleert, seien Sie sicher, ich komme nicht."
Der Abschied von den beiden Männern fiel mir sehr schwer.

In der Zeit der amerikanischen Besatzung hatte ich zwei Soldaten einen gummibereiteten Deulawagen und zwei Kaltblüter mitgegeben. Sie konnten mit Lohnfahren ihren Unterhalt bestreiten. Dafür sollten sie die Pferde gut pflegen und die mitgegebenen Lebensmittel für uns hüten. Sie fanden Aufnahme auf einem Gut bei Verden an der Aller. Dort konnten sie mit ihrem kleinen Fuhrunternehmen ganz gut leben. Als wir nun aber die Pferde und den Wagen brauchten, fanden wir von den Lebensmitteln und der Kleidung wenig vor. Die beiden Pferde, einst kugelrunde Stuten, waren abgemagert und hatten ein langes, struppiges Fell. Zweifellos hatten sie Mangel gelitten und waren auch noch überanstrengt worden. Aber nicht nur die Pferde sahen jammervoll aus; auch mein lieber Werner war nur noch ein Skelett. Der nicht gut versorgte Oberschenkeldurchschuß am Granbrückenkopf in Ungarn, die entsetzliche Gefangenschaft im Rheingraben und die erbärmliche Heimkehr hatten ihn an den Rand seiner Existenz gebracht. Auch ich erlitt einen ganz merkwürdigen Schwächeanfall, konnte nicht mehr laufen und war für eine Weile ohne Bewußtsein. Vielleicht war das eine Gnade. Ich erholte mich aber schnell wieder.

Göttingen, Neuanfang

Nun hatten wir uns wieder, hatten Krieg und Bodenreform überstanden, waren persönlich nicht mehr bedroht und hatten außerdem eine erhebliche Rettungssubstanz und ein Startkapital. Auch hatten wir zwei Pferde und einen großen Ackerwagen. Vielleicht konnten wir diese gegen Grundnahrungsmittel einem Bauern überlassen? In Nordsteimke war für uns keine Zukunft. Wohin sollten wir gehen, was sollten wir jetzt tun? Wenn ich in den Spiegel schaute, sah ich, dass ich nicht mehr jung war, obgleich ich erst 25 Jahre alt war. Werner war 37 Jahre alt, für ein zweites Studium doch schon zu alt. Dennoch ging es uns ja so viel besser als den vielen Menschen, die das Gleiche in hohem Alter erlebten. Unsere alte Generation hatte meistens keinen Anspruch auf eine Altersversorgung, denn sie waren selbständige Unternehmer gewesen. Nach Flucht und Bodenreform starben die meisten von ihnen sehr schnell in schrecklicher Armut. Werner war fest entschlossen, Theologie zu studieren. Er war zutiefst davon überzeugt, dass es nur eine Kraft gäbe, die wieder Ordnung schaffen könnte, und das wäre das Christentum. Wenn wir überhaupt friedlich und mit Vertrauen in unserem Volk und mit unseren Nachbarstaaten zusammenleben wollten, dann müssten wir zum Christentum zurückfinden. Ich hatte das nicht so schnell erkannt. Aber er sagte es schon als er mich in Greifswald 1941 besuchte. Und zu der Zeit gab es noch berechtigte Hoffnungen auf einen Sieg. Inzwischen hatte auch ich erkannt, dass schwerstes Verschulden im Zusammenhang steht mit Not und großen Schrecken. Aber er als "Herr Pastor" und meine Zukunft als "Frau Pastor" löste meinen Widerstand aus:

"Du kannst doch nicht das, was wir glauben, mit dem Garantieschein der Überzeugung weitergeben!"

Er: "Ich glaube, dass ich, nach allem, was ich erlebte, das kann."

Ich: "Nicht auf alle Menschen fiel der Turm von Siloah. Viele haben von dem großen Morden nur profitiert und werden sich nach kommunistischer oder nationalsozialistischer Ideologie orientieren."

Werner. "Man muss" es versuchen, lass uns doch ganz neu anfangen."

Ich: "Früher hast Du immer gesagt, wenn Du nicht den großen Besitz geerbt hättest, wärest Du heute Altphilologe. Es wäre einfacher für uns!"

Werner: "Damit werde ich aber wenig zu einem besseren Miteinander beitragen."

Ich: "Aber, wenn Du dann an einem Grabe stehst und sagen musst 'Der Dich auferwecken wird am Jüngsten Tage!' Und Du weißt ganz genau, dass im Sarg ein fragwürdiges Bürschlein liegt, - woher nimmst Du die Kraft, so etwas zu prophezeien?"

So rangen wir miteinander. Wir haben uns diese Entscheidung nicht leicht gemacht. Und diese Situation faßte in ich folgenden Versen zusammen, in der Hoffnung - wie so oft - in einer verdichteten Sicht das Richtige zu finden.

Woran das Herz hing ging verloren,
 Haus, Park und Wald hat niemand lieb,
 die Dienerschaft, einst eingeschworen,
 so wie der Feind als auch der Dieb,
 die können nicht die Last wegtragen,
 die ihren Rücken jetzt beschwert,
 verraten sich, hassen und klagen,
 es ist die Beute ohne Wert.

Und wir, wir sind davongekommen
 an Mitteln arm, Erfahrung reich;
 in eine neue Pflicht genommen,
 behütet , einem Wunder gleich.

In der Zeit, in der Beetzendorf von Amerikanern besetzt war, hatte ich mich schon in Eppendorf für eine Immatrikulation vormerken lassen und hoffte, dort mein Studium zu beenden, um dann als Ärztin tätig zu sein. Davon hätten wir beide leben können. Werner hätte ganz sicher Griechisch und Latein unterrichten können. Das griechische Neue Testament hatte er immer bei sich. Es hat ihn durch den ganzen Krieg und die Gefangenschaft begleitet. Weite Passagen lernte er griechisch auswendig und versuchte, danach zu leben. Zerlesen und schmutzig steht es heute noch in meinem Bücherschrank. Werner hatte in Eberswalde auf der dortigen Forstakademie sein Diplom gemacht. Es war das Beste, das bis dahin dort gemacht worden ist. Sein großes botanisches und zoologisches Wissen war von großem Nutzen für

unsere Privatwälder. Das war bekannt. Und wir bekamen nach unserer Flucht Angebote aus der Holzverarbeitenden Industrie. Er lehnte es aber ab, an seinen geliebten Wald erinnert zu werden. Etwas ganz anderes wollte er anfangen. Und wir beschlossen damals, nicht mehr von dem zu sprechen, was wir verloren hatten.

Theologie wurde in Hamburg nicht gelesen. Deshalb fuhr ich nach Göttingen. Vielleicht gelang es, dort ein Zimmer und einen Studienplatz zu ergattern. Die Reise war entsetzlich. Die eiskalte Nacht verbrachte ich in der Bahnunterführung und war froh, dass Werner nicht bei seinem angegriffenen Zustand dabei war. Aber mitten in Göttingen in der Nähe des Gänseliesels kam ein freundlicher, etwas ergrauter Herr auf mich zu und fragte mich die sehr ungewöhnliche Frage mitten auf einer Straße:

"Sie gehören doch wahrscheinlich dem preußischen Adel an?" Ich mußte lachen, diese Frage konnte ich nicht verneinen.

Nachdem er sich vorgestellt hatte, aus ostpreußischem Adel, von Perbandt erzählte er mir, dass er bei wenig angenehmen Leuten im Goldgraben wohnte und am Tage zuvor der Großvater dieser Leute verstorben sei. Die anderthalb Zimmer, die der alte Herr bewohnt hatte, wären nun frei. Im übrigen sei es völlig hoffnungslos, in Göttingen ein Zimmer zu finden, bis in die letzte unheizbare Mansarde wäre alles beschlagnahmt. Mein neuer Freund, der dann auch unser Freund wurde, brauchte Verstärkung von gleich gesonnenen Menschen. Ich begleitete ihn in den Goldgraben und konnte tatsächlich diese Räume mieten. Ich zahlte die Miete sofort im Voraus, um sicher zu sein. Es musste ja auch erst ausgeräumt werden und ein Einzugsdatum konnte ich auch nicht nennen. Von dort ging ich zur Uni und traf dort den Unikanzler. Dieser wollte mir sichtlich wohl, welch ein Glückstag!

"Ja, Theologie wird schon mit einigen Fächern gelesen. Unter den Flüchtlingen gibt es einige sehr bekannte Theologieprofessoren. Ich kann Ihren Mann einschreiben, vorausgesetzt Sie haben eine Wohnung. Medizin wird noch nicht gelesen."

Nachdem er aber unsere Zeugnisse studiert hatte, sagte er mir:

"Wenn wir mit Medizin, klinische Semester, beginnen, helfe ich Ihnen." Dann gab er mir unsere Papiere zurück und sagte bedauernd:

"Aber das alles wird völlig müßig sein, denn in ganz Göttingen gibt es keine Wohnung. Ohne Wohnung gibt es keine Zuzugsgenehmigung und ohne diese bekommen Sie keine Lebensmittelkarten. Es tut mir sehr leid für Sie. Aber das ist nun mal so."

"Seit einer Stunde habe ich eine Bleibe!"

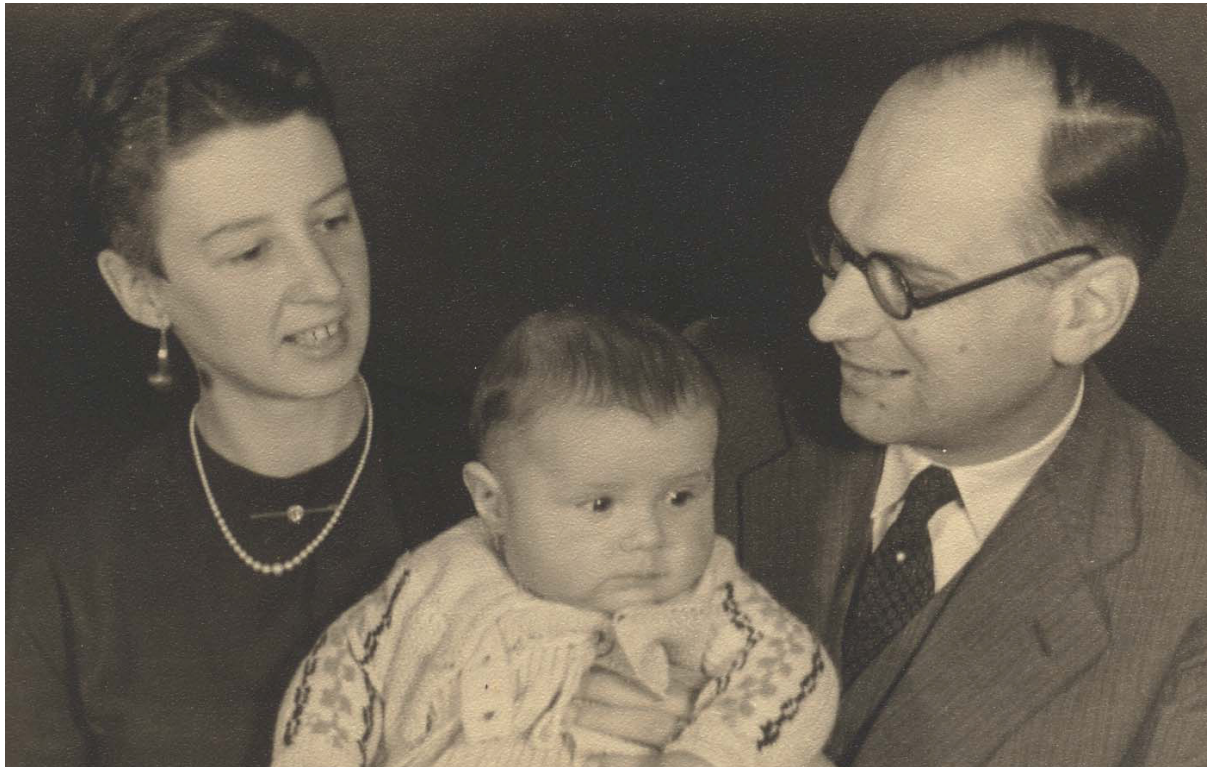
Ich legte ihm den Mietvertrag auf den Tisch. Er gratulierte mir herzlich, und ich dankte ihm.

Überglücklich reiste ich nach Nordstemme zurück. Ich hatte ein Quartier, zwar ein scheußliches. Aber wir hatten ein Dach über dem Kopf, Zentralheizung und einen ganz besonders netten Nachbarn, mit dem wir uns auch ohne Worte verstanden. Wir führten einen fast gemeinsamen Haushalt. Aus den 5 Zentnern Mehl, die wir gerettet hatten, zauberten wir unendliche Hefeklöße, vorausgesetzt, unser Freund hatte nach Hefe angestanden. Das war durchaus nicht alle Tage erfolgreich. Nun kam für uns eine schöne Zeit. Unsere bescheidene Gemütlichkeit in antiken Sachen aus Beetendorf empfanden viele Flüchtlinge wie einen Gruß aus der Heimat. Wir hatten eine non-stop-Geselligkeit und konnten auch anfangs unsere hungrigen Gäste relativ großzügig bewirten. Die Schwierigkeiten für die Hausfrau kann man sich heute kaum noch vorstellen. So kochten wir anfangs auf einem umgedrehten Plätteisen! Wir hatten eine Milchkanne mit Sirup gerettet. Aus diesem Rübensaft zauberte ich eine süße Sauce zu unseren Klößen. Wenn Perbandt den Duft der fertigen Klöße roch, verließ er sein Zimmer und gesellte sich zu uns. Er war unser "Honigbär".

Am Vormittag versammelten sich um unseren Esstisch die Studenten, die das Hebraicum machen wollten. Damit hatte Werner, trotz seines vorgeschrittenen Alters, nicht die geringsten Schwierigkeiten. Er genoß es und versuchte, mich für vergleichende Schriftzeichen zu interessieren. An unsere Stubentür hängten wir ein Schild:

"Gasthaus zum geduldigen Lamm." Ich konnte mit einer geretteten Schreibmaschine bei einer Versicherungsgesellschaft Schreibarbeiten übernehmen. Aber dann gelang auch mir die Immatrikulation. Angeblich gab es 500 Bewerber. Oft waren es Familienväter, die als Sanitätsfeldwebel auf den Verbandsplätzen als Kandidaten der Medizin schon reiche chirurgische Erfahrungen gesammelt hatten. Es ging aber ohne Rücksicht auf die sozialen Verhältnisse, nur nach den Zeugnissen. Und ich gehörte zu den 35 Glücklichen. Da meldete

sich unser erstes Kind, und angesichts der Schwierigkeiten kapitulierte ich und gab sehr schweren Herzens meinen Studienplatz ab.



Michael, geb. 9.4.1947 (In der hundertsten Zuteilungsperiode!!) an seinem halbjährigen Geburtstag

Vor einigen Jahren wurde Michael 50 Jahre alt und lebt in einem schönen Haus in sehr geordneten Verhältnissen. In einer kleinen Ansprache erinnerte ich an all das, was seiner Geburt vorausgegangen war und was ich nicht wiederholen will.

In diese Freudenstimmung, "ich habe einen Studienplatz", meldest Du Dich an. Es wurde mir sogar, wenn auch knurrend aber immerhin, erlaubt, nach Deiner Geburt weiterzumachen. Aber wie? - Das Überleben kostete meine ganze Zeit und Kraft, zumal mein Bruder aus den Kämpfen um Kattowitz auch bei uns unterkroch und alles aufaß, was er finden konnte. Sogar das Salzfass war leer. Dich betteten wir auf einen Sack mit Haferstroh, gerettete Servietten dienten als Windeln. Es gab keine Babyflasche, keinen Schnuller und kein Kuscheltier. Dein bescheidenes Outfit war geborgt. Und trotzdem, Du gediehst wie ein Primeltopf. Du warst unsere Freude nach so viel Leid, Verwüstung, nach so vielen Abschieden und so viel Sterben.

Der Sommer 47 war sehr heiß. Du warst, zwar mangelhaft bekleidet, ein knackgesundes braungebranntes Baby. Und die Leute in den Anstehschlangen sagten.

"Na, Sie bekommen wohl Carepakete" - oder –

"Den würde ich gerne braten" - oder noch schlimmer –

"Der muss gut schmecken".

Als Du dann ein Jahr alt warst, erbten wir von einer lieben Großtante den Fürstengarten in Lauenburg. - Ein wahres Gottesgeschenk - und dort begann dann, glaube ich, ein sehr schöner Abschnitt Deiner Kindheit.

"Ich schenke Dir nun heute nicht nur die Lampen, sondern dies Album. Vater, Mutter als Kinder, unsere bescheidene Kriegshochzeit, Deine Kindheit bis zum Schulbeginn. Die Fotos sind erbärmlich, der Zeit entsprechend. Aber sie machen Dir sicher Spaß. Dankbar und glücklich bin ich, wenn ich sehe wie Du heute lebst. Welch Unterschied! Doris und Du, Ihr habt einen Mittelpunkt geschaffen, an dem wir uns alle versammeln können, den ich schon seit langem als ein zu Hause empfinde! "

So einfach, so lustig und vom Glück begleitet war die Wirklichkeit nicht. Wir mussten uns in einer Zeit unsinnigster und widersprüchlichster Gesetze zurechtfinden. Als tadellose Staatsbürger waren wir erzogen. Jetzt ging es gar nicht anders, man musste diesen neuen Staat betrügen, sonst hätte man es nicht überlebt. Immer wieder rannte man gegen eine Wand. Der Krieg war beendet, die großen Kriegswaffen schwiegen. Aber wir erlebten nun die Rache der Sieger. So viel ich weiß, kostete die Bodenreform 47 000 Todesopfer. Fast alle diese Menschen waren landwirtschaftliche Fachleute. Sie fehlten jetzt. Das konnte man an der Versorgungslage bitter merken. Wir verloren in der Schulenburg'schen Familie sieben Verwandte. Es war die Zeit der Selbsttötungen. Wir alle hatten Gift, Pistolen oder einen haltbaren Strick irgendwo versteckt.

Als ich nach Göttingen aufbrach, gab ich den schon erwähnten Schatz von 80 000,- RM in einem Pappkarton an Werner. Er war wie alle aus der Gefangenschaft heimkehrenden Soldaten schimmlos, was ihn zu Hause erwartete. Ich kam gar nicht auf die Idee, dass er

während meiner Abwesenheit dieses Geld in Wolfsburg auf die Sparkasse bringen würde. Kein Mensch vertraute sein Geld in dieser Zeit einer Bank an. Dort wurde er sofort nach seiner Parteivergangenheit gefragt und konnte nicht verneinen, dass er Parteigenosse gewesen war. Er hatte zwar gar keinen Gebrauch davon gemacht, hatte dem aber auch nicht widersprochen als man dies, ohne ihn zu fragen, auf dem Rentamt geregelt hatte. Ein Widerspruch wäre wahrscheinlich auch gefährlich gewesen. Als ehemaliger PG konnte er kein Geld anlegen. Es wäre bis zur Entnazifizierung zinslos eingefroren. Und das konnte Jahre dauern. Nach seiner Frau gefragt, konnte er stolz versichern, dass sie weder in der Partei noch in der Hitlerjugend und dem NS Studentenbund war. Wir lebten aber nicht in Gütertrennung und deshalb konnte er das Geld auch nicht auf meinen Namen anlegen. Und so legte er es auf den Namen seiner Mutter an. Meine Schwiegermutter lebte aber in der Ostzone, und damit war das Konto gesperrt und praktisch absolut futsch. Das so mühsam erworbene Geld durch den schmerzlichen Verkauf von Kunstgegenständen, Hausrat, Teppichen, Wäsche und dergleichen war nun weg. Was soll nun werden? Werner stand hilflos und traurig da. Der Bankbeamte hatte ihn nicht gewarnt, wahrscheinlich auch nicht gewußt, dass Beetzendorf hinter der Grenze lag. Günther Wolfsburg hatte doch Werner geraten, das Geld auf die Bank zu bringen. Bei so vielen Einbrüchen dürfte man kein Geld im Hause haben. Ich war wütend und beschimpfte ihn:

"Kannst Du nicht wenige Tage auf das Geld aufpassen!?" Nach einer schlaflosen Nacht, radelte ich nach Wolfsburg. Mit einem großen Stück Speck in der Aktentasche ließ sich alles regeln. Aus Hertha wurde Helene gemacht, mein zweiter Name. Die Gütertrennung war natürlich gleich nach der Hochzeit eingeleitet. Da es aber in Salzwedel kaum noch Rechtsanwälte gab, nicht beurkundet. Besagte "Helene" war soeben aus der Ostzone gekommen und in Göttingen polizeilich gemeldet. Es war alles schlicht gelogen. Aber das Geld war wieder verfügbar. All diese Dinge kosteten Zeit und Kraft, sie waren eine schwere Belastung für das Gewissen und die armen heimkehrenden Soldaten. Die so ersehnte Heimat war nicht mehr Heimat. Diese Erfahrung musste erst gemacht werden.

In Göttingen wartete eine neue Aufregung. Man musste in Göttingen eine Zuzugsgenehmigung haben, erst dann konnte man dort etwas mieten. Unser neuer Freund, Herr von Perbandt, wusste das und riet mir, seiner Wirtin zu sagen, dass ich eine Zuzugsgenehmigung hätte. Das war natürlich nicht der Fall. Ohne Zuzugsgenehmigung durfte man in Göttingen nicht wohnen und bekam auch keine Lebensmittelmarken. Werner durfte

bleiben, denn er war inzwischen rechtmäßig immatrikuliert. Ich lebte also zunächst von unserer Rettungssubstanz. Das merkte unsere Wirtin und wurde zu recht sehr unangenehm, drohte mit einer Anzeige. Sechs Mal hatte ich vergeblich auf der Zuzugsbehörde angestanden und wurde sehr unfreundlich abgewiesen. Als ich mich dann zum siebenten Mal auf diese trostlose Behörde wagte, nahm ich das letzte Stück Speck mit, und die Angelegenheit ließ sich regeln. Und das bei demselben Beamten; plötzlich war er voller Verständnis, das ich meinen Mann nicht allein lassen konnte!!! Nun war ich also eine legale Bürgerin der Stadt Göttingen, durfte bei meinem Mann leben und mir einmal in der Woche 62,5 Gramm Butter kaufen. Durch diese Gesetzgebung, - "ohne Wohnung keine Zuzugsgenehmigung, ohne Zuzugsgenehmigung keine Wohnung," - hatte sich die Stadt Göttingen gegen fremden Zuzug verbarrikadiert. Man muss es verstehen, denn nur wenige Kilometer entfernt war das Übergangslager Friedland. Meine quälende Angst, polizeilich ausgewiesen zu werden, hatte nun ein Ende. Aber ich litt noch lange Zeit an Schlafstörungen und Angstträumen, die mich schweißgebadet aufwachen ließen. Mit Speck fängt man nicht nur Mäuse, sondern auch die wohl bestellten Diener des Staates. Wir haben damals darüber gelacht. Aber wir ahnten auch wie tief gesunken unser Staatsethos war und welche Folgen das haben könnte.

Wir hatten unsere Existenzberechtigung! Wir konnten also unsere Minibleibe so gut es eben ging einrichten. Wir hatten viele Umzugskisten mit Büchern, u.a. die Erstausgaben der meisten Klassiker. Das hatte sich in unsrem Freundeskreis herumgesprochen:

"Mein Sohn ist Primaner. Ihr habt doch den Faust?" Und so wurden wir gefragt nach König Lear, Hamlet, Macbeth, dem Schimmelreiter und, und. - Natürlich, dafür sind die Bücher ja gerettet! Aber sie sind aufgeschichtet wie Holzdiemen unter dem Tisch, auf den Schränken. Wer also etwas findet, kann es benutzen gegen sichere Rückgabe und Wiederherstellung des Holzdiemens. Dabei entdeckten wir in unserer Substanz immer neue Schätze: Lachmanns Erstausgabe von Walther von der Vogelweide, die Erstausgabe der Nibelungen, nachdem man sie um 1800 gefunden hatte. Leider haben wir nach der Währungsreform viele wertvolle Bücher verkaufen müssen. Wir brauchten damals dringend Geld. Zu unserer kleinen Familie kam mein Bruder in einem erbärmlichen Zustand. Er kam buchstäblich mit Nichts aus der Gefangenschaft. Seine Uniform war steif voller Filzläuse, von deren Existenz ich nur aus dem Kolleg für Parasiten wusste. Er war aus der Obersekunda in Misdroy zur Flack einberufen. Er hatte kein Abitur, kein Geld und kein zu Hause. Mutter war tot und Vater geriet in ein Russenstraflager und blieb deshalb in der Ostzone zurück. Er hatte auch keine

Zuzugsgenehmigung und deshalb kein Anrecht auf Lebensmittel. Da war guter Rat wirklich teuer. Aber da hörten wir von Umschulungskursen für höhere Schüler im Handwerk. Er konnte tatsächlich als Maurer- und Zimmermannslehrling anfangen und bestand nach etwa einem Jahr beide Gesellenprüfungen mit "gut". Wochenlang wohnte er in alten Eisenbahnwaggons auf dem Hauptbahnhof in Kassel und half, diesen wieder aufzubauen. An Wochenenden kam er dann zu uns nach Göttingen und hatte als Mitbringsel Briketts und Steinkohle. "Kohlenklau" war hoch willkommen, denn unsere Zentralheizung ging nicht mehr, das Holz, das wir kauften, war naß. Wir froren entsetzlich. Mein Bruder war nun berechtigt, sich weiter fortzubilden. Er heiratete Ehrengard von der Osten, die mit ihren Eltern und dem Riesentreck ganz in der Nähe von Göttingen untergekommen war. Fast unverantwortlich jung haben sie geheiratet. Und eine reiche Patentante von Ehrengard schenkte meinem Bruder das Ingenieurstudium und richtete ihnen die Hochzeit aus. Er wurde Statiker und baute Brücken, immer bei derselben Firma in Köln, bis zu seinem Ruhestand.

Meine Schwester Gunhild, die ganz enorm beim Verkauf unseres Hausrates geholfen hatte, kam schwarz über die Grenze. Sie fand Aufnahme in dem Hause von dem Historiker Professor Dr. Schramm, der ein sehr schönes Haus am Nikolausbergerweg bewohnte. Seine Frau, geb. von Thaden-Triglaff, war eine entfernte Tante meines Mannes. In diesem Hause wohnte auch Dr. Claus von Eickstedt mit seiner Familie, der Direktor der Landwirtschaftskammer in Stettin gewesen war. Guni verlobte sich in dieser Zeit mit dem 2. Sohn dieser Familie, dem späteren Professor Dr. med. Klaus Wolf von Eickstedt. Das gastliche Haus der Schramms wurde für uns alle zum Segen. Im Hause Schramm waren immer wieder Vorträge, zu denen kommen konnte, wer wollte. Das Haus war bis auf den letzten, auch nur möglichen Sitzplatz gefüllt. Wir saßen auf Küchenstühlen und Plättbrettern auf dem Klavier und dem Fensterbrett. Es war immer interessant und wegweisend. Es war eine Zeit des geistigen und geistlichen Aufbruchs. Ich möchte diese Zeit nicht missen.

Für unseren kleinen Michael tauschten wir in einer "Tauschzentrale" gegen einen Sommermantel einen alten Kinderwagen. Das war ein sehr begehrter Gegenstand, denn 1947 wurden viele Kinder geboren, obgleich es fast unverantwortlich war, nach dem eiskalten Winter in der 100. Zuteilungsperiode ein Kind zu bekommen. Aber das Leben war stärker als all die äußere Not. Viele Ehen, die im Krieg geschlossen waren, fingen jetzt erst an. Wir alle freuten uns an unseren Babies und nahmen sie nach all dem Sterben als ein ganz großes Geschenk an. Wir taufte unseren kleinen Michael in der Albanikirche. Mein Bruder Ernst

und Maria, meine Freundin aus der Marburger Zeit, waren die Paten. Zum Kaffee gab es dann einen Kuchen nach dem Rezept: "Was bäckt Erika". Man musste schon großen Hunger haben, um diesen Kuchen zu genießen. Rezepte dieser Art standen damals zum Wochenende in der Zeitung. Zunächst war es nicht schwierig, unsere beengte Bleibe mit ihm zu teilen. Als er aber aus seinem Bettchen ausstieg und überall herumkroch, fiel ihm leider so manche Pretiose zum Opfer.

So fanden wir drei Geschwister in den Göttinger Jahren einen neuen Anfang. Die Göttinger Zeit hätte, gemessen an dem, was hinter uns lag, nicht schöner sein können. Ich war jetzt überzeugt, dass Werner das Richtige gewählt hatte. Er war so fröhlich bei seiner Arbeit, machte in kurzmöglichster Zeit alle nötigen Scheine und bestand als Bester das Abschlussexamen. Um das zweite Examen zu machen, bewarb er sich bei der Westfälischen Landeskirche und ging nach Münster. Ich wäre also mit dem kleinen Michael in Göttingen allein zurückgeblieben. Wir hatten das Jahr 1948, und am 20 Juni kam die Währungsreform. Die Reichsmark wurde wertlos, und jeder Bundesbürger bekam eine "Kopfquote" von 40,- Deutsche Mark. Damit musste man reichen bis die Reichsmark mit 10 % aufgewertet wurde. Wann das sein würde, wusste niemand.

Die Rettung, der Fürstengarten

Acht Tage nach dieser Währungsreform starb meine Tante Anni Maltzahn in Lauenburg und vererbte meinen beiden Schwestern und mir ihr Haus und den "Fürstengarten" in Lauenburg. Obgleich die Anfangsschwierigkeiten zu diesem Zeitpunkt diese Erbschaft fast unannehmbar machten, muss ich rückblickend doch sagen, dass es ein Gottesgeschenk im richtigen Augenblick war.

Tante Anni Maltzahn war die einzige Schwester meines Großvaters Mortimer Freiherr von Maltzahn auf Vanselow. Sie war eine hochbegabte Malerin. Sie lebte als Porzellanmalerin der Königlich-Preußischen-Manufaktur (KPM) in Berlin. Sie war sehr bekannt, und "man" kaufte seine Aussteuer bei ihr. Jeden Winter veranstaltete sie in ihrer großen Wohnung einen Bazar ihrer Arbeiten. Meine Mutter fuhr dann nach Berlin, um ihr zu helfen und um auch schönes Porzellan zu kaufen. Jedes Jahr erschien auch die Kronprinzessin als treue Kundin mit einem Gefolge gut betuchter Einwohner des alten Berlins. Der Fürstengarten, bildschön auf dem Steilufer der Elbe gelegen mit einem weiten Blick über den breiten Fluss bis zu den Türmen von Lüneburg, war eine Töchterversorgung in der Familie meiner Mutter und wurde als Handelsgärtnerei betrieben. Meine Mutter war die eigentliche Erbin. Sie war aber schon vor Tante Anni gestorben. Tante Anni lebte und arbeitete eigentlich immer in Berlin. Nur in den warmen Sommermonaten fuhr sie mit ihrer alten Bedienerin, Anna Schulz, nach Lauenburg und machte das Lauenburger Haus zu einem wunderschönen Treffpunkt von Mutters Verwandtschaft. Die treue Köchin, Minna Pamperin, blieb in Berlin allein zurück und hütete die Wohnung mit wirklich vielen Schätzen. Die Gärtnerei wurde von dem Gartenmeister, Herrn Geissler, betrieben und florierte in Friedenszeiten ganz gut. Jetzt war die schöne Wohnung in Berlin von Bomben getroffen und total ausgebrannt. Pamparin war gestorben. Tante Anni hatte klug und tüchtig sehr viel gerettet, vor allen Dingen Porzellan und alles Silber. Alle anderen Dinge in ihrer Wohnung hatte sie von einem Fachmann schätzen und katalogisieren lassen, so dass wir genau wussten, was in Berlin verbrannt war und auch, was es wert war. Mein späterer Versuch, dafür Lastenausgleich zu bekommen, wurde leider abgelehnt. Eine solche Investitionsspritze hätte dem Fürstengarten gut getan. Seit der Verbombung lebte Tante Anni in Lauenburg. Sie war an einem Krebsleiden schwer erkrankt. Ihre Schaffenskraft war zu Ende und infolgedessen war der ganze Fürstengarten entsetzlich verwahrlost. Wir mußten also von Göttingen nach Lauenburg reisen, die Tante beerdigen, den Haushalt auflösen und die wertvolle Erbschaft an Land ziehen. Aber wie sollte das gehen?

Mit 40,- DM Kopfquote war das doch nicht zu machen. Der kleine Michael konnte allerdings auf meinem Schoß umsonst reisen. Ich muss gestehen, ich weiß nicht mehr wie wir es gemacht haben. Hier verlässt mich einfach mein Gedächtnis. In Lauenburg angekommen, überfiel mich zunächst Ratlosigkeit. Alle standen noch unter dem Eindruck des schweren Sterbens von Tante Anni. Sie war eine kraftvolle Persönlichkeit und hat sich lange gequält. Zwar hinterließ uns Tante Anni zwei große Zimmer randvoll mit schönen, brauchbaren und auch sehr wertvollen Sachen. Aber dazwischen war auch unglaublicher Kitsch, über den sie so herzlich lachen konnte. Sie war ein fröhlicher Mensch mit viel Humor. Auf dem Schreibtisch lag ein Stapel mit unbezahlten Rechnungen. Die meisten dieser Rechnungen hätte man mit Reichsmark noch bezahlen können. Konnte nicht wenigstens eine der vielen Freundinnen, die in Lauenburg Aufnahme gefunden hatten, auf diese Dinge aufpassen?

Inzwischen hatten wir nun die D-Mark, und es war ganz unmöglich, diese Rechnungen zu bezahlen. Dazu kam die bodenlose Unordnung, der Dreck, die vielen Ratten, die durch das ganze Haus ungestört flitzten. Hatte nicht einer von all den vielen Menschen sich verantwortlich gefühlt? Mein Verhältnis zu dieser sehr pluralistischen Hausgemeinschaft hatte einen Knacks, der auch nicht heilen konnte. Wenn man nicht aufpaßte, alles sofort wegsetzte, fest verschloss, verschwand in Windeseile Schmuck und Geld aus dem Schreibtisch, Weckgläser und Saftflaschen vom Küchentisch, Eier aus dem Hühnerstall, silberne Leuchter aus verschlossenen Kisten auf dem Boden, und sogar die wertvollsten meiner Versteinerungen hatten einen Liebhaber gefunden, der sicher dafür bezahlt hat. Kinderspielzeug wurde vom Sandhaufen gestohlen, verborgte Sachen gab man nicht zurück. Immer hieß es: "Da haben Frau Gräfin sich geirrt."!! Der goldene Fächer meiner Wolfsburger Urgroßmutter und der Beryllschmuck von Tante Ise Richthofen sind unwiederbringlich echte Verluste. Obskure Antiquare aus Hamburg umschlichen unser Haus. Die Zubringer waren unsere Mitbewohner. Man musste das alles erst begreifen. An jedem Verlust war man selber Schuld, was einen am allermeisten ärgerte.

Die eigentliche Bedrohung kam aber durch die Stadt. Zu Recht monierten sie die Rattenplage, die Unordnung und den schlechten Gebäudezustand. Der Artilleriebeschuß sei drei Jahre her und noch immer nicht aufgeräumt. Das eine zerschossene Gewächshaus diene der ganzen Strasse als Müllkuhle und die Elbterrassen seien durch den Beschuß so beschädigt, dass bei starkem Regen ein Erdbeben auf die Uferstrasse drohte und wir dann für Gebäudeschäden hafteten. Und wovon sollten wir die Erbschaftssteuer bezahlen? Erblasserin war eine

Großtante, die zu erwartende Steuer deshalb hoch. Einnahmen aus der Gärtnerei waren nicht zu erwarten, denn alle Glasflächen waren kaputt. Werner kam mir aus Münster zur Hilfe. Er überprüfte die Finanzlage und fand sie gar nicht so hoffnungslos.



Südseite vom alten Haus im Fürstengarten, Lauenburg

Nun saßen wir zu zweit dem Bürgermeister gegenüber und sein Druck auf mich wurde höflicher und schwächer. Wir konnten ihm nachweisen, dass wir ein dickes Paket Aktien der Zuckerfabrik in Uelzen hatten, die damals einen hohen Kurswert hatten und dass wir inzwischen Verkaufsgeschäfte mit Engländern angefangen hatten, die zahlungskräftig waren,

und wir somit die Beerdigung und den aufgelaufenen Schuldenberg zunächst einmal bezahlen könnten. Mit Aufräumarbeiten hätten wir begonnen. Unser Hausgenosse, Herr Stein, eine Pferdefuhre für 5,- DM, hatte schon für DM 70,- Dreck abgefahren. Es gab aber auch viele Menschen, die uns sehr nett halfen. Der Arzt schickte keine Rechnung. Der Apotheker nahm all die vielen angebrauchten Medikamentpackungen zurück und machte mir eine äußerst moderate Endabrechnung. Ein Zahnarzt und eine Steuerberaterin kauften Bauplätze, die sowieso für die Gärtnerei nicht nutzbar waren, außerdem waren sie nun für den möglichen Erdbeben verantwortlich. Diese Sorge war ich weitgehend los. Der Fürstengarten war unser! Hurra!!



*Aus der allgemeinen Müllkippe war ein Gewächshaus entstanden
1949 Das Gewächshaus ist wieder aufgebaut*

Ja, nun hatten wir ihn, den Fürstengarten. Es kam noch eine Testamentsanfechtung aus entfernter Verwandtschaft meiner Mutter. Aber wir blieben die Sieger. Die Schreckschüsse des Bürgermeisters hörten allmählich auf. Das Letzte, was er sich gegen uns erlaubte, war die vorübergehende Belegung unserer Tauschwohnung mit einer siebenköpfigen Familie. Der Schlagbaum zur Ostzone war genau an der Strasse Hamburg-Berlin am östlichen Stadtrand

von Lauenburg. Täglich strömte über diese Grenze eine Flüchtlingskarawane in den kleinen Ort. Auch,



Werner im Sommer 1949 als er in der Bohnenlaube seine Examensarbeit Schrieb

wenn es sich um das eigene Haus handelte, man konnte in Lauenburg nur wohnen, wenn man an einem anderen Ort gleichwertigen Wohnraum anzubieten hatte. Und den hatten wir. Unsere Tauschpartner saßen bereits in unserer Göttinger Wohnung und hatten eine Anstellung als Präparatoren im Zoologischen Institut. Unser Einzug verzögerte sich gewaltig. Die bei uns

eingewiesene Familie war böse und sehr frech. Wir ertappten sie beim Stehlen und konnten sie dann bald loswerden.

Nachdem unser Mitbewohner, Herr Stein, mit seinem alten Schimmel viele Fuhren von Nachbarschaftsmüll aus dem zerschossenen Gewächshaus auf eine Deponie gefahren hatte, begannen wir mit dem Aufbau des Gewächshauses. Dabei half mein Bruder. Es wurde aus technischen Gründen nur ein Kalthaus. Aber wir hofften, im Frühling Salat und dann Tomaten dort zu haben. Dann zogen wir die Vorderfront des Wohnhauses hoch. Durch den Beschuss hatte sich das Fachwerk gelockert. Die Ziegel in mehreren Fächern drohten als ganzer Block auf die Strasse zu kippen. Bei dieser nicht ungefährlichen Arbeit half mit viel Geschick ein Industriearbeiter aus Sachsen, unser lieber Kümmel. Diesen Maßnahmen folgte nun die Rattenaktion mit gerade zu erstaunlichem Erfolg. Wir glaubten tatsächlich, sie wären alle tot. Da ertönte plötzlich ein unglaublicher Lärm aus dem Hühnerstall. Wir liefen eiligst zum Stall und sahen, dass die Ratten keineswegs vergiftet und tot, sondern die klugen Tiere waren nur ausgewandert und hatten im Hühnerstall Quartier bezogen. Es wimmelte von Ratten, nie wieder habe ich dergleichen gesehen. Die Hühner flatterten verängstigt, laut kreischend durch den Stall. Sie einzufangen, war eine wilde und anstrengende Jagd. Und es war gar nicht einfach, sie einige Tage "huhngerecht" unterzubringen. Mit einem anderen Köder versuchten wir, den Stall zu entratten, zu säubern und alle Spuren von Gift zu beseitigen. Aber es dauerte lange, bis die geschockten Hühner wieder Eier produzierten.

Nachdem das besorgt war, kauften wir viele Quadratmeter Glas. Nach der Währungsreform konnte man plötzlich alles kaufen, wenn man das nötige Geld hatte. Herr Geissler machte sich sofort an das Verglasen, denn im nächsten Frühling wollten wir möglichst alle Mistbeete voll mit Gemüsepflanzen haben. Der Bedarf war damals noch sehr groß. Nachdem das große Gewächshaus neu verglast war, kauften wir einen neuen Heizkessel, der wie mit Zauberhand plötzlich auf dem Gartengroßmarkt auftauchte. Wir hofften auf ein weihnachtliches Blumengeschäft. Die größte Sorge war aber das Stallgebäude, dessen eine Hälfte vom Gärtner bewohnt wurde. Die andere Hälfte war abgebrannt. Jede Windböe, wenn sie aus der richtigen Richtung kam, griff unter das offene Dach und warf Ziegel über dem Teil der Gärtnerwohnung mit lautem Krach auf die Strasse. Beim Gärtner regnete es bereits durch. Und ich hatte berechtigte Angst, dass Geisslers wegziehen würden, denn es herrschte Vollbeschäftigung. Nach langem Verhandeln mit der Baufirma Fischer baute sie mir das Haus für DM 2000,- auf. Das war damals ungeheuer viel Geld. Wir verkauften dafür sieben

Zuckeraktien. Natürlich wurde jeder noch heile Backstein abgeputzt und wieder verwendet. Damit waren wir lange beschäftigt und auch Gäste wurden angestellt. Nun wurden auch im Wohnhaus die mit Pappe gedichteten Fenster neu verglast, und die abgeschossenen Schornsteinköpfe wurden hochgezogen. Die Rattenlöcher wurden mit Glassplittern gefüllt und mit Zement verschmiert. Nun sah es wirklich bei uns schon etwas besser aus. Das neue Walmdach auf dem Wirtschaftsgebäude glänzte in der Sonne. Geisslers saßen im Trockenem. Die Ratten waren hoffentlich tot oder in die Elbstrasse zurückgewandert, denn von dort stiegen sie das Steilufer hoch in die Oberstadt. Nun kam auch immer mehr Kundschaft. Aber die Preise blieben nach wie vor im Keller. Ein Beerdigungskranz ohne Schleife war bei uns für DM 3,- zu haben! Der Pleitegeier hörte nicht auf, über unserem Dach zu kreisen. Es kam der Herbst 1949. Er brachte uns wunderbare, spätsommerliche Tage. Ich hatte aus Stangenbohnen in unserem kleinen Privatgärtchen eine Laube gebaut. Feuerrot leuchteten die hübschen Blüten auf dem satten Grün. Täglich konnten wir lange Bohnen ernten. Werner kam für längere Zeit nach Hause. Er liebte diese Bohnenlaube und schrieb dort seine Examensarbeit für das zweite theologische Examen. Er war mit ganz großer Freude an seinem Werk und fügte sich rührend in all unsere Primitivität und Bescheidenheit. Ich durfte endlich das Gefühl haben, dass wir auf einem guten Weg waren.

Da wagten wir ein zweites Kind und das war dann unser sehr geliebter "lütten Matzen". Wir nannten ihn Johann Matthias nach dem Marschall im Dienst des Dogen von Venedig im Kampf gegen die Türken. Dieser Johann Matthias gehörte in vieler Hinsicht zu den bedeutenden Leuten in unserer Familie, und sein Bild hing in der schweren Zeit in Beetzendorf über meinem Schreibtisch. Wenn ich allein war und verzweifelt, habe ich mit dem ausdrucksvollen Bild gesprochen und ihm damals schon versprochen, dass ich einen Sohn nach ihm nennen würde. Werner war einverstanden. Pastor Engel taufte unser Kind in der schönen Lauenburger Kirche. Mein Matz wurde in einer Gewitternacht in Hamburg in der "Klinik Johnsallee 13" bei Baptisten, die die Träger dieser Klinik waren, geboren. Die Schwestern, die alte Hebamme aus dem Baltikum und der Dr. Heipmann waren reizend, und ich wurde von allen rührend gepflegt und verwöhnt. Zu Hause angekommen, den Matzi in einem Kopfkissen, stand schon Anna Schulz vor der Tür. Mit Tränen in den Augen sagte sie:

"nu möd ik mir irst mol den lütten Groven bekieken!" Sie nahm das Kopfkissen mit dem Kind und weg war sie. Sie erlebte in diesem Kind die 6. Generation unserer Familie. Sie hatte nur einen Wunsch, bei uns zu bleiben, obgleich wir ihr keinen Lohn mehr zahlen konnten. Sie

bekam eine gute Rente, und das genügte ihr. Sie half den ganzen Tag, obgleich schon beinahe 80 Jahre alt. Ich hatte reichlich Milch, hatte sogar eine Weile ein krankes Ammenkind. Wenn ich meinen Matzi stillen wollte, fand ich ihn in Annas Bett. Selig trug sie ihn stundenlang im Garten spazieren. Sie erlebte ein nie gekanntes Mutterglück. Wir waren dieser treuen Frau zu viel Dank verpflichtet. Ich brachte es einfach nicht übers Herz, ihr mein Kind wegzunehmen. Wenn ich ihn aber stillen wollte, war er satt. Sie machte ihm süße Haferschleimflaschen. Und das konnte ich nun wirklich nicht dulden. Und so einigten wir uns. Sie konnte ihn haben, herzen, lieblosen und herumtragen, ich aber wollte ihn ernähren. Und mit diesem Vertrag gedieh unser Kind sehr gut. Vielleicht war sie die bessere Mutter als ich es war. Jedenfalls an Verwöhnung hat es unserem Matz nicht gefehlt. Und unsere liebe, alte Anna sah plötzlich wieder viel jünger aus.



Anna Schulz, mit Johann Matthias, Herbst 1950

Unser Mehrzweckgebäude, Wohnung - Scheune - Stall, war nun fertig, und ich kaufte mir in Lüttau ein Milchschaaf. Die ein bis zwei Liter sehr fette, wohlschmeckende Milch waren genau das, was unser Haushalt jetzt brauchte. Überall wuchs Unkraut. Wir konnten dem gar nicht Herr werden. Warum sollte ein Schaf dieses Unkraut nicht in Milch und Wolle verwandeln? Außerdem freute sich Herr Geissler schon auf den Mist. Ich musste in meiner Umgebung diese Anschaffung etwas verteidigen. Die aber erwies sich tatsächlich als ein Segen. Zunächst aber mußte das Schaf gedeckt werden und dann hoffentlich lammen. In Lauenburg gab es einen Bock. Den konnten wir, mit vielen Ermahnungen des richtigen Umgangs mit ihm, ausleihen. Dieser erwies sich aber als ein Bösewicht sondergleichen. Er tat aber, was er sollte, und wir waren heilsfroh, wenn wir ihn ohne gebrochenes Bein bei seinen Wutanfällen dem Besitzer wieder zurückgeben konnten. Mariechen bekam zunächst ein Schaflamm, dann Zwillinge, dann Drillinge und zuletzt Vierlinge, alles kleine Schafmädchen, die sehr gefragt waren und die ich zu Höchstpreisen damals verkaufen konnte. Die acht Pfund Wolle wurden im Winter gesponnen und in Kinderkleidung verwandelt.

Und so kam das Frühjahr 1952. Werner hatte sein 2. Examen in Münster mit Glanz bestanden. Er war zunächst Vikar bei Dr. Mumm in Minden und dann bei Superintendent Dahlkötter in Lippstadt. Überall hörte ich nur Lob und Bewunderung für ihn. Er hatte den Einstieg in sein zweites Leben geschafft. Man soll nicht auf seine Schmeichler hören. Aber mir tat das gut, nachdem es in Beetzendorf eine "Antischulenburgstunde" in der Schule gab. Diesen Machwerken übelster Hetze, bei denen weder Daten, Namen noch Fakten stimmten, waren wir doch ganz hilflos ausgeliefert. Wir hatten keine Möglichkeit, die Anschuldigungen richtig zu stellen oder zu widersprechen.

Wir bekamen nun unsere erste Pfarrstelle in Lippstadt; und über einem Kinderegarten in kirchlicher Trägerschaft wurde eine Wohnung sehr hübsch für uns ausgebaut. Wir hatten sieben Zimmer und auf dem Boden ein Fremdenzimmer, eine Küche nur für uns! Das war eine Wohltat nach jahrelangem Kochen zu mehreren Parteien auf einem Herd. Wir durften uns Tapeten und Fußböden aussuchen. Endlich gab es warmes und kaltes Wasser. Und die Krönung von allem war die Badestube! Die Kinder badeten den ganzen Tag! Unsere alten Sachen wirkten in diesen Räumen, obgleich wir lauter Dachschrägen hatten, besonders hübsch.



Endlich eine Badestube! Die Kinder badeten den ganzen Tag. Matz 2 Jahre alt.

Der Abschied von Lauenburg fiel mir schwer. Nach vier Jahren hatte man auch dort Freunde gefunden. Die quälenden wirtschaftlichen Sorgen ließen langsam nach. Der kleine Betrieb schrieb bescheidene schwarze Zahlen. Meine Schwester Cordula hatte den lebenslangen

Niesbrauch. Deshalb investierte ich die Rendite. Ich konnte dort aber umsonst wohnen und nahm Obst, Gemüse, Eier und Holz für uns. Nun war also der Moment gekommen, meinen Vater und meine Schwester Cordula aus der DDR zu holen. Sie lebten dort unter sehr miesen Verhältnissen. Der Steuerberaterin war es gelungen, den Einheitswert wegen der vielen Kriegsschäden herab setzen zu lassen. Wir bekamen DM 1000,- von der Erbschaftssteuer zurück. Das war damals noch viel Geld. Und so freute ich mich, Cordula und Vater ein kleines Startkapital in die Hand zu geben. Ich hatte mich auf die Übergabe gefreut. Aber sie war enttäuschend und demütigend für mich. Vater hörte nicht auf meine Ratschläge. Es wurden gegen unseren! Willen zwei Kühe angeschafft. Cordula musste melken lernen. Kühe machen sehr viel Arbeit und lohnen eigentlich nur im Großbetrieb. Wir verpassten damit die sich damals schon abzeichnende Chance, eine richtige Gärtnerei mitten in einer kleinen Stadt aufzubauen.



Der Kreis der Großmütter, der sich alle 14 Tage in unserem Haus versammelte. Hier haben wir ein Gartenfest. Die Söhne, rechts und links von Vater immer dabei. Diese Frauen haben unsere Gemeinde aufgebaut und das Geld für die Kirche gesammelt

Aber meine Sorge sollte das fortan nun nicht mehr sein. Jeden 1. Juli bekamen wir von Vater die sehr ordentlichen Jahresabschlüsse. Sie hatten tatsächlich mit unendlichem Fleiß jedes Jahr ein kleines Plus von 10.000,- DM und mehr. Vater verzichtete auf Gehalt. Er lebte von seiner Offizierspension, teilte sogar seinen Lastenausgleich mit seinen Kindern.

Geliebtes Lippstadt

Werner war in Lippstadt ein Jahr Vikar gewesen. Und eine Welle von Liebe und Vertrauen und Hilfsbereitschaft kam uns entgegen und machte uns Mut. Lippstadt lag zwischen den beiden sehr viel schöneren, berühmten Städten Soest und Paderborn. Diese beiden Städte waren ganz schlimm bombardiert. Lippstadt war verschont geblieben. Leicht- und Schwermetallindustrie arbeiteten schon auf Hochtouren als wir nach Lippstadt kamen. Es gab schon viele Flüchtlingsbetriebe, die mit staatlichen Krediten und mit dem Zuzug heimatlicher Facharbeiter, die auch vertrieben waren, ihre Firmen neu gründen konnten. Da gab es Strumpffabriken und andere Textilfabriken aus Sachsen. Die "Deutsche Saatveredelung" aus Landsberg an der Warthe konnte in unserem Pfarrbezirk eine Lagerhalle mieten und entwickelte sich bald zu einem mittelständischen Unternehmen. Der Wiederbegründer, dieser in Fachkreisen sehr bekannten Firma, war ein Dr. Wilhelm Renius aus Oranienburg bei Berlin. Er war nicht nur auf seinem landwirtschaftlichen Gebiet ein guter Fachmann sondern in seiner Grundhaltung ein preußischer Pietist. Konsequenter lebte er, was er glaubte. Das gute Betriebsklima in der Saatveredelung zog vertriebene Landwirte aus dem Osten an, die auch so gesonnen waren. Dieser starke Zuzug bewusst christlicher Männer und ihrer Frauen war für uns eine ganz große Hilfe. Wir waren mit dem Ehepaar Renius von Anfang an sehr befreundet. Sie unterstützten unsere Arbeit wo auch immer sie konnten. Zwei Jahre nach Werners Tod ist dann der ebenfalls verwitwete Dr. Renius zu mir nach Brake gezogen. Und wir hatten noch 15 schöne gemeinsame Jahre. Es gab in Lippstadt auch viele sehr gut gehende Meisterbetriebe, die von dem Flüchtlingsstrom und der auf vollen Touren arbeitenden Industrie sehr profitierten. Als wir nach Lippstadt zogen, war diese Stadt bereits schon relativ sehr reich. Es gab viele elegante Läden, Juweliere, Markenporzellan und viele schöne Dinge, die wir seit Jahren nicht gesehen hatten. Während die anderen beiden Städte mit Renovierungsarbeiten beschäftigt waren, konnte Lippstadt ganze Wohngebiete aufbauen, in die die Flüchtlinge einzogen und einen Riesenbedarf an Hausrat aller Art hatten. So entstand die sogenannte "Schwerpunktsiedlung", die dann unsere Gemeinde wurde. Nachdem wir drei Jahre mitten in der Altstadt über dem Kindergarten gewohnt hatten, zogen wir nun in ein hübsches, kleines Haus in einem Garten. Dass wir nun wieder einen Garten haben konnten, 1000 Quadratmeter groß, und dazu noch auf dem Boden der dort beginnenden Soester Börde, erfüllte mein Herz mit großer Dankbarkeit! Natürlich war es zunächst ein Nutzgarten zur Unterstützung der sehr bescheidenen Haushaltskasse. Meine geliebte Lehrerin, Frau Dr. Köhn, zog zu uns. Wir holten sie aus der DDR und vermittelten sie an das dortige

Mädchengymnasium. Wir hatten oft einen Vikar und auch einen Haushaltslehrling. Es waren also ständig etwa sechs Menschen zu versorgen. Aber mein Garten grenzte an ein Wunder: Eine solche Fruchtbarkeit hatte ich noch nicht erlebt. Waschwannenweise konnte ich Stachelbeeren, Johannisbeeren, saure und süße Kirschen, Nüsse, Pfirsiche ernten. Unter den Bäumen wuchs im Schatten das Gemüse so schnell, dass wir es kaum verwerten konnten. Ein einziger Stachelbeerbusch, und wir hatten deren 20, trug 25 Pfund Früchte. Weck- und Marmeladengläser füllten den Keller. Und es wurde nicht gespart, es reichte dennoch bis zur nächsten Ernte. Meine Kinder, des ewigen Kompotts überdrüssig, sagten:

"Wir möchten endlich auch mal etwas Gekauftes essen!"

Werner hatte die Lippstädter Pfarrstelle bekommen, weil er aus der Privatwirtschaft stammte. Er verstand viel von Verwaltung und hatte auch daran Freude. Die Kirchengemeinde hatte zu unserer Zeit ein Krankenhaus, ein Gymnasium, Waisenhaus, mehrere Kindergärten, ein Pflegehaus und Beratungsstellen, Grundbesitz und viele Gebäude. Im Ganzen waren es damals wohl 600 Mitarbeiter. Es wurde viel gebaut, und so kam es, dass Werner immer weniger Zeit für die Gemeindegarbeit hatte. Er saß täglich viele Stunden in dem Gemeindebüro in der Stadtmitte. Aber inzwischen war unsere Frauenhilfe in mehreren ganz verschiedenen Kreisen so gewachsen, dass wir wirklich eine tüchtige Truppe von ehrenamtlichen Helfern hatten, die regelmäßige Hausbesuche machten, und wir zu allen evangelischen Familien Kontakt hatten. Die Sonntagsgottesdienste waren in einer Turnhalle. Ich brachte mir einen Klappstuhl mit, weil sonst für "last-minute-Leute" kein Platz zu haben war. Die Frauenhilfe traf sich bei uns in der Wohnung. Da war der letzte verfügbare Hocker im Hause besetzt. Es wurde nie wieder so schön. Es war die Zeit des großen Neuanfangs und auch der Dankbarkeit nach entsetzlichen Erlebnissen. Es entstand eine wunderbare Gemeinschaft. Es war gut, dass wir am meisten verloren hatten. So hatten wir die Vollmacht, dem Klagen um das Verlorene entgegenzuwirken. Es gab in dieser Gemeinde keine erstarrte Tradition. Wir konnten uns etwas einfallen lassen und hörten auch auf die vielen Einfälle aus der Gemeinde. Da wurden die erstaunlichsten Begabungen wach. Besonders tüchtig waren die Schlesier. Sie waren musisch sehr begabt, und alles, was mit Musik zu tun hat, überließen wir ihnen. Natürlich waren auch viele Flüchtlinge katholisch. Es gab viele Mischehen, was im alten Lippstadt durchaus unüblich war, denn Lippstadt hatte unter der Gegenreformation sehr gelitten, was bis heute nicht vergessen war. Ökumenische Gottesdienste wären damals in der Stadtmitte undenkbar gewesen. Das ging 1952 noch so weit, dass man weder zum katholischen Arzt

gehen durfte noch in einem katholischen Laden kaufen konnte. Das wurde streng überwacht. Übertrat man aus Unkenntnis diese Regel, dann kam sofort eine Rüge. In unserer traditionslosen Gemeinde wurde der Ruf nach ökumenischen Bibelstunden oder Gottesdiensten immer lauter. Ehepaare, die in Mischehe lebten oder deren Kinder, wollten nicht mehr vom kirchlichen Leben ausgeschlossen sein. Werner bot also ökumenische Gottesdienste an, die aber damals nur durch Mundpropaganda bekannt gemacht wurden. Unsere guten Frauenhilfsfrauen übernahmen diese Arbeit. Sie trabten von Haus zu Haus und luden persönlich zu bestimmten Terminen ein. Diese Gottesdienste, gemeinsam mit dem katholischen Pfarrer, waren überfüllt. Die Zeit war dafür reif. Diese Menschen, die so unmittelbar die destruktiven Kräfte des Antichristen erlebt hatten, fragten nicht mehr nach konfessionellen Unterschieden. Auch in meine Frauenhilfe kamen Gemeinschaftsfrauen aus Ostpreußen, die gar nicht der offiziellen Kirche angehörten, Mennoniten von der Weichselmündung, Baptisten und streng Reformierte. Wir haben viel von diesen Frauen gelernt. Sie waren eine Bereicherung für alle.

Etwa 1960 hatte sich das Leben im Schwerpunkt normalisiert. Viele Männer waren aus der Gefangenschaft heimgekehrt. Witwen hatten wieder geheiratet. In Lippstadt fand man sofort Arbeit. Sehr oft wurden die zurückgebliebenen Großeltern aus der DDR oder den polnischen Gebieten geholt. Man hatte ein Zimmerchen für sie übrig, und hier im Westen bekamen sie ihre Rente. Die Alten waren oft noch in der Lage, den Haushalt zu besorgen, so dass Tochter oder Schwiegertochter irgendwo etwas dazu verdienen konnte, denn Arbeit gab es überall. Der auf Abzahlung gekaufte Hausrat war abbezahlt. Man lebte wieder in bescheidenem Wohlstand. Mein größter Frauenhilfskreis bestand eigentlich nur aus nachgeholten Großmüttern. Nun konnten wir es wagen, ein Kirchlein mit Gemeindehaus und Kindergarten zu bauen. Das Presbyterium wählte dafür einen Entwurf des Architekten Mumm. Es entstand eine Kirche, die die Gestalt eines Zeltes hatte. Sie sollte an das wandernde Volk Gottes in der Wüste erinnern. Es wurde erstaunlich viel Geld gestiftet, obgleich es damals noch keine Bildung von Geldvermögen in den Familien gab. Aber nicht nur das. Es wurden ganz bestimmte Wünsche geäußert, was man stiften wollte. Man wollte die Vasen stiften, den Altar, die Abendmahlsgeräte oder die Paramenten. Wir stifteten ein gotisches Taufbecken aus Messing, "Lübecker Schule". Wahrscheinlich stammte dieses Taufbecken aus unserer Burg, die im Dreißigjährigen Krieg aufgegeben werden musste und natürlich wie alle Burgen eine Kapelle hatten. In der Mitte des Taufbeckens standen Adam und Eva unter einem Baum. Eva reichte Adam den Apfel. Der Vater von Architekt Mumm, Kunsterzieher am Lippstädter

Gymnasium, entwarf für das Taufbecken einen Taufstein, der aus Zement gegossen wurde. Hier verbanden sich in Harmonie Mittelalter und Neuzeit. Alle diese Spenden wurden mit den Namen der Spender und woher diese kamen, versehen. Wir waren alle Heimatlose, die in diesem Zelt seelischen Frieden finden sollten. Das sollte für die, die nach uns kamen, erhalten bleiben. "Wir haben hier keine bleibende Stadt aber die zukünftige suchen wir", war der Bibeltext für die Einweihung.



Johanniskirche in Lippstadt

Alle diese Leistungen wären gar nicht möglich gewesen ohne das Ehepaar Olga und Johannes Klick. Klicks kamen aus dem Kreis Stolp in Hinterpommern. Er war Stellmacher bei von Bademers in Gambin gewesen, entfernte Verwandtschaft von uns. Er war ein tüchtiger Handwerker und verstand sich auf alle Holzarbeiten. Aber auch sonst wusste er bei allen praktischen Problemen Rat. Frau Klick hatte im Gambiner Gutshaus gelernt und bis zu ihrer

Heirat dort gearbeitet. Sie war in meinem Pfarrhaus eine ideale Hilfe und verstand von alledem mehr als ich. Als wir mit dem Bau des Gemeindezentrums begannen, fragten wir sofort Klicks, ob sie an der Küsterstelle dort ein Interesse hätten. Auf dem Kirchplatz versprachen wir ihnen ein Haus. So war es von der Bau- und Finanzierungsabteilung der Kirchenleitung geplant. Dass das plötzlich doch nicht bewilligt wurde, tut mir heute noch leid, denn Klicks hatten vier Söhne und wären natürlich immer an Ort und Stelle gewesen, für sie und für uns praktisch. Die Zusammenarbeit mit Klicks war nicht nur für uns, sondern auch für unsere Nachfolger ungetrübt schön. Sie hielten Gebäude und Gartenanlage tip top in Ordnung. Aber nicht nur das. Sie kannten die ganze Gemeinde und kümmerten sich - im wahrsten Sinne des Wortes - um sie. Herr Klick war schwer kriegsbeschädigt und hatte genau wie Euer Großvater nur wenige Jahre des Ruhestandes.

In unserem kleinen Gemeindezentrum der Schwerpunktsiedlung bauten wir natürlich auch einen Kindergarten. Das war ein dringendes Bedürfnis. Es gab viele junge Ehen, Paare, die sich nach dem Krieg, jahrelanger Kriegsgefangenschaft wieder zusammengefunden haben. Nach all dem Sterben, nach all der Trauer begrüßte man jeden neuen Erdenbürger mit Freude. In jedem Gottesdienst in der Turnhalle waren Taufen. Zu Hause war es nicht üblich, dass verheiratete Mütter arbeiteten. Jetzt sah das aber anders aus. Der Nachholbedarf war gewaltig. Vater und Mutter mussten verdienen. Bevor wir diesen Kindergarten Anfang der 60er Jahre eröffnen konnten, war er schon ausgebucht. Er erwies sich als viel zu klein, und wir mussten die für die Kindergärtnerin geplante Wohnung einbeziehen. Es gab wirklichen Ärger in der Gemeinde. Aber unsere verfügbaren Mittel gaben nicht mehr her. Da hatten wir Glück: In unserem Gemeindebezirk wohnte eine sehr beliebte, erfahrene Kindergärtnerin in ihrem eigenen Haus. Mit Freuden wechselte sie aus der Stadtmitte zu uns über. Ich wurde in den Bauausschuss gewählt und war sehr froh, dass Helmi Schulte, "unsere Tante Helmi", sich für den Bauausschuss gewinnen ließ. Sie kannte die vielen rechtlichen Auflagen des Jugendamtes und auch was den Kindern gefällt. Tante Helmi gewann sehr schnell das Vertrauen der Mütter und wurde für mich eine wirkliche Freundin. Bald fanden sich Mütter, die halfen, Spielzeug beschafften und, was man sich heute nicht mehr vorstellen kann, gebrauchte Kinderkleidung mitbrachten.

Sie war wirklich klug und sehr geschickt im Umgang mit Menschen. Aber sie sah aus wie ein Kind und sprach wie ein Kind, auch mit Erwachsenen, was manchmal große Heiterkeit auslöste. So sagte sie zu dem Architekten:

"Und das macht unser Herr Mumme nicht wieder, dass er uns eine so große Fußmatte einfügt. Wie soll Tante Helmi die ausklopfen?" Alles lachte. Herr Mumme, der sonst so selbstbewusste Architekt, stand da wie ein kleiner Schuljunge und sagte: "Das macht Herr Mumme nicht wieder. Er wird die Matte teilen".



Das Foto für den neu zubildenden Stadtrat, 1962

Ich wurde in dieser Zeit, als zunächst parteilose, in den Stadtrat gewählt. Ich hatte diesem Ansinnen nur zugestimmt, unter der Bedingung, dass für mich keine Wahlpropaganda gemacht wird und dass an keiner Wand mein Bild klebt. Außer mir gab es im Rat nur noch eine Ärztin, die aus einer alten, sehr begüterten Lippstädter Familie stammte. Das verlieh ihr Autorität. Man suchte nach einer Frau. Und mein Freund und Tröster, der Brauereidirektor Adolf Nies, der weitgehend in Lippstadt "das Sagen" hatte, schlug mich vor. Alle anderen Ratsmitglieder waren Männer. Keine Fraktion hatte die absolute Mehrheit. Die SPD Ratsmitglieder waren zum größten Teil Gewerkschaftler, für diese Aufgabe geschulte Berufspolitiker. Für mich, die ich doch ein "Nurflüchtling" war, war der Anfang gar nicht einfach. Meistens hörte ich nur zu, um mir ein Bild zu machen. Die Partei der Berufspolitiker sicherte sich sofort die Ausschüsse, die "optisch" waren: Friedhof, Gartenamt, Straßen und vor allen Dingen die Schulen. Alles war auf die nächste Wahl ausgerichtet. Mir war dieses Denken total fremd. Ich hatte auch gar keine Zeit, diese Endlosdebatten der Selbstprofilierung anzuhören, die an den konkreten Bedürfnissen unserer kleinen Stadt vorbeigingen. Mir wurde klar, wie sinnvoll die Stadtverwaltungen der Städte im Mittelalter waren. Die Zünfte regierten eine Stadt. So sollte man auch heute die Stadtparlamente mit erfolgreichen Menschen aus dem Handel, dem Handwerk, der Industrie, Verkehr, Schule usw. besetzen.

Ich hatte aber erreicht, u. a. in den Sozialausschuß zu kommen, natürlich zusammen mit Gewerkschaftlern und einem Amtmann vom Sozialamt. Ich befasste mich damals sehr intensiv mit dem Bundessozialgesetz, das wirklich ein ganz umfassendes Hilfsprogramm anbietet, um zu wissen, was möglich ist. Inzwischen kannte ich unsere Gemeinde und die armen Problemfamilien, die Saufmänner, die seelisch Kranken und die vielen Scheidungsprobleme. Man mußte sie nur kennen, um ihre Not überzeugend zu vertreten. Und so bekamen meine DDR Großmütter ihre Brille, ihr Hörgerät und das neue Gebiß. Und so schnappte ich meinem Gegenüber die Gelder weg. Die Klassenhassparolen gegen mich wurden immer leiser. Und wenn wir später nach Lippstadt kamen, wurden wir immer wieder gefragt: "Woher hatten Sie nur die vielen Mittel?" Mit Sicherheit nicht aus unserer Privatschatulle. Die reichte sehr mühsam gerade bis zum Ende des Monats.

In damaliger Zeit gehörte zum Pfarrhaus der fast tägliche Bettler. Natürlich hofften sie auf etwas Geld. Das gaben wir ihnen aber nicht, denn es wurde meistens sehr schnell in Alkohol umgesetzt. Man wußte aber offenbar, dass es bei uns etwas zu essen gab. Deshalb stellten sie

sich regelmäßig zur Mittagszeit ein. Jetzt gibt es die Bettler nicht mehr. Wo sind sie geblieben? Hat der Sozialstaat sie alle abgefangen? Die Faszination der Straße ist bestimmt geblieben, denn sie gehört zu ihrer Krankheit. Natürlich waren sie lästig. Aber sie waren auch interessant. Und ich habe manches von ihnen gelernt. Wenn ich Zeit hatte, habe ich mich mit ihnen unterhalten. Nachfolgendes Gedicht fand ich auf dem Tisch, an dem ein alter Bettler mit feinen Gesichtszügen sein Mittag gegessen hatte und ohne Abschied still gegangen war. Er hatte diese Verse mit Bleistift auf ein Einwickelpapier geschrieben:

Advent 1957 - Recht herzlichen Dank!

Herbstlich ist sie die Straße, die Dich umfängt. betört, erwartet - Dich umkost - .

Sie ist Dein Licht,

der Schatten Deiner selbst,

Du kannst ihr nicht entfliehn,

unentrinnbar bist Du ihr ausgeliefert mit allen Deinen Sinnen. -

So endgültig ist sie, die Straße,

hält Dich doch umschlungen in ihrer unendlichen Weite, ihren Tiefen und Höhen, -

sie ist unter und über Dir,

diese grauenhafte Geliebte des Schicksals,

die Straße.

Für mich war zunächst das Leben in der Gemeinde ein "führen, wohin Du nicht willst". Ich war ein Landmensch, am liebsten ein Hof, der ganz allein in seinen Feldern liegt. "Kontaktarmer Einzelgänger" stand tadelnd in meinen Schulzeugnissen. In dieser Zeit habe ich versucht, mir mit zahllosen Versen, die mir in stillen Augenblicken einfach aus der Feder flossen, meinen neuen Weg zu suchen. Ich habe damals auch sehr viel in Prosa und Versen, Lustiges und auch Ernstes für meine Frauenkreise geschrieben. Aus vielen Gesprächen weiß ich, dass dies der damaligen Stimmung entsprach. Vielleicht hat das nicht nur mir, sondern auch anderen geholfen.

So versuchte ich, tapfer an eine neue Aufgabe zu gehen. Dabei half ein Übermaß an Arbeit. Zwei kleine Kinder, ein großer Haushalt, dem damals noch moderne Hilfsmittel fehlten. Wir hatten damals weder Waschmaschine noch Heimbügler, Spülmaschine, Staubsauger oder gar eine Mikrowelle. An einem glutheißen Sommertag ließ mir unser Freund, der

Brauereidirektor Herr Adolf Nies, von zwei dicken Bierkutschern mit Lederschürzen einen Kühlschrank in die Küche stellen. Das war beinahe der Beginn eines besseren Zeitalters.



Adolf Nies, Brauereidirektor in Lippstadt. Mein großer Helfer und Beistand in den Lippstädter Jahren.

Es war tatsächlich so viel zu tun, dass eigene Wünsche verblassten. Aber immer, wenn es Herbst wurde, das Getreide in Hocken stand, der Schälplflug ging und das Kartoffelkraut

rauchte, dann überfielen mich die Anfechtungen, und ich mußte mich wieder wie Münchhausen am eigenen Zopf aus dem Sumpf ziehen:

Herbst 1957 vor Gut Warte bei Lippstadt.

Blühte nicht eben noch der Roggen,
 Nach frischem Brot, ein gelber Duft?
 Und heute steht er schon in Hocken,
 Nach Erde riecht die feuchte Luft,
 Gemäht, gebündelt, aufgestellt,
 So wartet er auf warmen Wind.

Der Schälplflug knattert durch das Feld, -
 Und wie wir Schnitter nun mal sind,
 Die Ernte noch nicht eingebracht,
 Wird Dung gefahren und gepflügt.
 Die Aussaat wird schon vorbedacht.
 Ein kleiner Streifen, der genügt,
 Um abzufahren, was da liegt!

Der Winter, der hat früh begonnen,
 Der Regen hält schon lange an. -
 Nun bin ich doch zu spät gekommen,
 Und als ich an den Feldrand kam,
 Sah ich das Korn in Stiegen stehn,
 Schon umgebrochen lag das Land.
 In Scharen sammelten sich Krähn,
 Und Beifuß schlug mir an die Hand.

Die Armut hab ich leicht ertragen,
 Aber, dass sie gar nicht nach mir fragen,
 Dass sie ohne mich fertig werden,
 Dass sie sähen, ernten, wieder sähen auf eigener Erden,
 Dass auch dieses Jahr
 Wieder ein Sommer war,
 Und ich bin nicht dabei gewesen, -

Habe nicht einmal Ähren gelesen,
Das ist bitter fürwahr!

Der Frühkartoffel Kraut schon raucht,
Jetzt wirst Du hier nicht mehr gebraucht.
Lauf zurück in die graue Stadt,
Wo man Dich aufgenommen hat!
Schneller, schneller mußt Du gehen,
Kamille, Reinfarn, lass sie stehn!
Was Du brauchst, kannst Du billig kaufen,
Du mußt nur laufen, laufen und laufen! -
Und schau nicht zurück,
Wirf keinen Blick
Auf Land, das Dir nicht gehört.
Sie überstanden unversehrt.
Und sprich dann schließlich doch Dein "Ja",
Zu dem, was war und dann geschah. -

Für Werner sah es anders aus. Er ging mit voller Überzeugung und großer Freude an sein Werk. Er glaubte an einen neuen Geist in einer besseren Zeit. Er hatte eine große Verwaltung, konnte bauen, dem Bedarf angepasst planen. Die Gemeinde liebte ihn. Er genoss ein großes Vertrauen. Er war von unermüdlichem Fleiß, was ich vorher nicht an ihm beobachtet hatte. Er verschaffte sich eine umfangreiche theologische und historische Literatur und hatte für seinen Ruhestand den "Kittel", ein altphilologisches Jahrhundertwerk, subskribiert. Endlich wollte er dann Zeit für Altphilologie haben. Aber dazu kam es nicht mehr. Die Reihe dicker Bände, die nun endlich vollzählig waren und für die er so gespart hatte, sahen mich nach seinem Tode traurig an.

In dieser Zeit kauften wir uns ein Auto. Das war für einen Pfarrer beinahe nicht schicklich. Es war ein VW Standard, eine stinkende, laute, graue Maus. Der Wagen kostete DM 2700,-, daran haben wir dann ein ganzes Jahr abgestottert. Aber wir hatten ein Auto, wir waren mobil! In Lippstadt gehörten wir wohl zu den ersten Touristen. Die Frauenhilfe konnte man damals noch mit Dias glücklich machen! Wir machten herrliche Reisen, und Werner war ein perfekter Reiseleiter. Er hatte ein großes historisches Wissen und bereitete sich auf jede Reise

gut vor. Die Kinder und ich kamen fröhlich und um einiges Wissen reicher von jeder Reise zurück. Er war auch so glücklich über sein eigenes Kirchlein mit dem Gemeindehaus, denn aus der Stadtmitte mußten wir Anfeindungen ertragen. Vielleicht erregte es auch Ärger, daß Menschen aus der Stadtmitte zu uns kirchlich übersiedelten. So hatte er einen Kreis gebildeter, junger Ehepaare, mit denen an einem bestimmten Wochentag der Predigttext diskutiert wurde. Da gab es viele neue Gedanken, und er hörte das, was die Menschen bewegt. Um an Euch, Ihr meine Enkelkinder, wiederzugeben wie Euer Großvater damals auf uns wirkte, will ich Verse aufschreiben, die ich zu seinem 47. Geburtstag gemacht hatte. Geld für große Geschenke hatten wir nicht. Er bekam nur eine kleine Hagiographie, damit wir auf Reisen in südlichen Ländern die Lokalgeschichte besser verstanden. So gibt es noch zahlreiche lustige Verse und Zeichnungen zu unseren kleinen Festen in Lippstadt:



*Unsere beiden Söhne, Michael (1947) und Johann Matthias (1950), 1952 in dem ersten
lippstädter Sommer*

Lippstadt, den 8.10.1955

Unser lieber PAP und A

wird heut 47 Jahr!

Doch derselbe wird nicht älter,

Was er hört und liest behält er;

Ist ein wandernd Lexikon

Und Fortunas Lieblingssohn!

Welch ein hochbeglücktes Jahr

Doch das jüngst verflossne war!

Wüsst ich nicht von schweren Stunden,

wie hätte ich das Glück empfunden,

Das uns treu begleitet hat, -

Bei der Arbeit - durch die Stadt, -

auf den Reisen - und auf Festen,

In dem Haus mit seinen Gästen;

In dem tiefen sich Verstehn,

Oft schon im Vorübergehn:

Kleines Zeichen - freches Wort,

Lachend trägt mans mit sich fort.

Kinderrufe zwischen Blättern,

Hütten bauen, Bäume klettern;

Und vergiss nicht, dass dies Jahr,

Etwas Land das unsre war!

Einen Mangel gab es doch,

Unser Wissen hat ein Loch.

Tag für Tag die gleiche Frage,

Wer ist doch an diesem Tage

Von dem Dienst der Heilige?

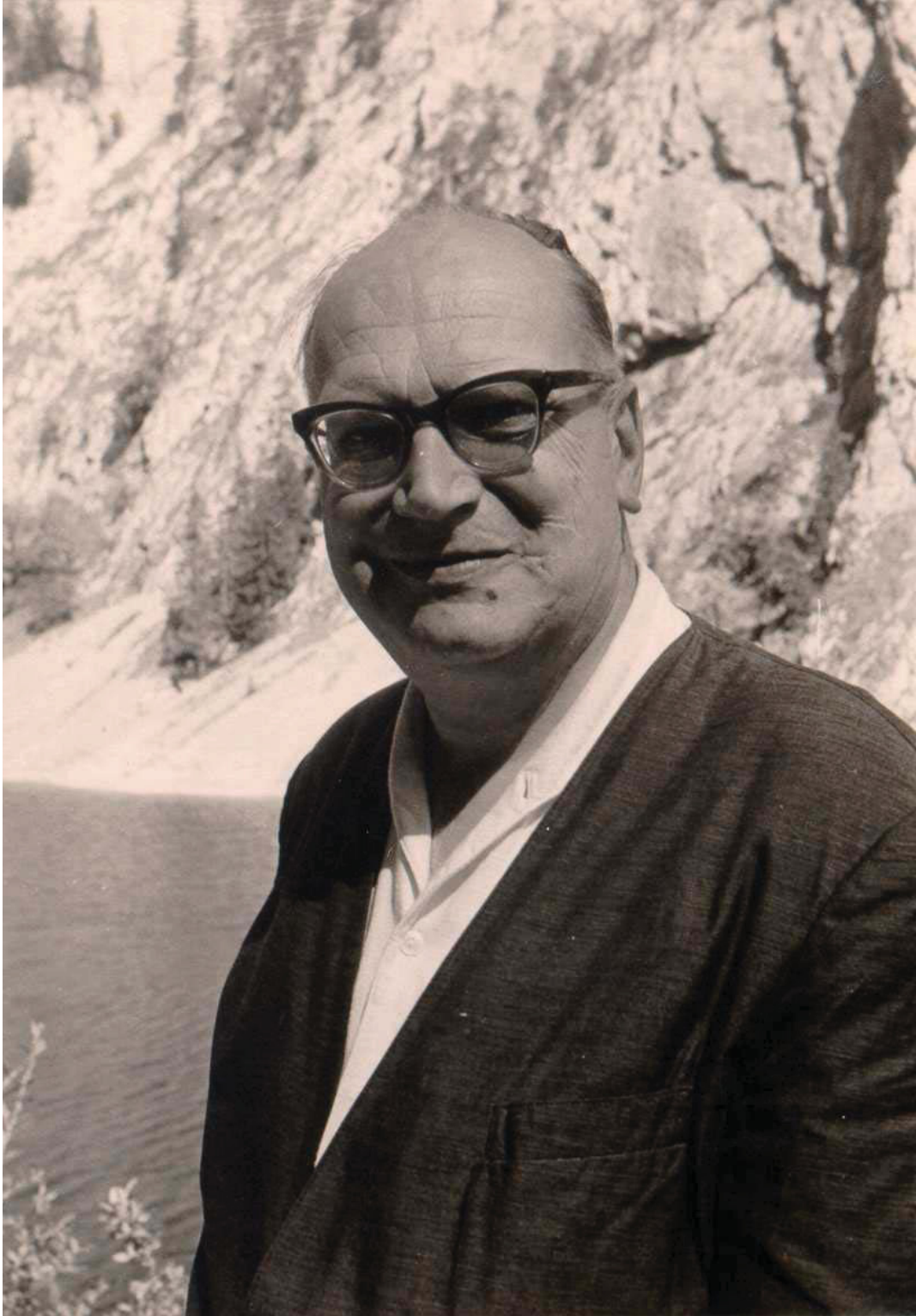
Und der Mensch, der Eilige,

Reißt die RGG vom Bord,

Findet wenig, legt sie fort.

Alle Tage, die nun kommen,

Kurz gedenke jener frommen
Meisterschaft der Frömmigkeit
Und erfüllter Erdenzeit!



Mit Werner glücklich unterwegs im Dachsteingebirge

Um nun das Wesentliche in meinem Leben für Euch, Ihr meine Enkel, aufzuschreiben, habe ich in Fotoalben und Briefen viel gewählt. Da schreibt Werner in einem Brief an seine Mutter nach Weimar: "Dies ist der Höhepunkt meines Lebens." wie recht hatte er. Vielleicht ahnte er damals schon, dass seine Kräfte nachließen.

Für uns war die Arbeit in einer Flüchtlingsgemeinde einfach. Wir waren selber Flüchtlinge und hatten wahrscheinlich am meisten verloren. Wir konnten manches sagen, was den einheimischen Pfarrern übel genommen worden wäre. Wir konnten dem Heimweh, der Trauer um Verlorenes entgegenwirken. Wir konnten sagen: "Seid doch einmal dankbar, dass man Euch hier aufgenommen hat, dass ein sozialer Wohnungsbau angelaufen ist, dass Ihr Arbeit findet!" In all den vielen, kleinen Kreisen, die in unserer Gemeinde entstanden, versuchten wir, menschliche Kontakte herzustellen, die Menschen heimisch zu machen. Denn an ein Zurück war gar nicht zu denken. Diesen, immer wieder geäußerten Wunsch, haben wir ganz bewußt von vornherein abgelehnt.

Aber ganz am Anfang der Lippstädter Zeit, als wir noch in der Stadtmitte wohnten, stellte mich die Frau des Superintendenten, Frau Dahlkötter, an, die Taufeltern in einer Siedlung zwischen Cappel und Lippstadt zu besuchen. Zu meinem Schrecken wurde ich mit einer großen Animosität gegen die Evangelische Kirche konfrontiert. Fragte man dann näher nach, dann waren es nicht unerfüllte materielle Wünsche, sondern Taktlosigkeiten, unterschätzte Fähigkeiten und Schuldzuweisungen: "Gottes Strafe kann nicht ohne Grund sein!" - Noch ließen alle diese Eltern ihre Kinder taufen. Immer wieder erlebte ich, wenn ich in ein katholisches Haus oder Hausgemeinschaft kam, dass gesagt wurde: "wir sind hier ganz lieb aufgenommen worden, obgleich die Leute doch katholisch sind!" Bei den Festen der Vertriebenen kam aus Paderborn der Prälat. Anlässlich eines Schlesiertreffens wurde ich neben den Geistlichen aus Paderborn gesetzt, und dieser erzählte mir, dass die katholische Kirche von vornherein eine liebevolle Aufnahme der Flüchtlinge als "Gutes Werk" empfohlen hätte. Einen evangelischen Pfarrer bei den Flüchtlingstreffen habe ich nie angetroffen. Vor unserer Lippstädter Zeit hatte man einem Pfarrer aus Pommern die Kanzel verboten. Die Gründe dafür weiß ich nicht. Aber wir bekamen die Verärgerung darüber noch zu spüren. In diese Stimmung kam 1965 die Denkschrift der Evangelischen Kirche in Deutschland: "Die Lage der Vertriebenen und das Verhältnis des Deutschen Volkes zu seinen östlichen Nachbarn." Außer dem Schlesier, Dr. Landsberg, den wir persönlich kannten, hatte man

keinen Flüchtling oder einen Vertreter ihrer Verbände zu Wort kommen lassen. Dr. Landsberg war traurig, dass man sein Referat, "Die Vertriebenen in Gesellschaft und Kirche", in diesem Zusammenhang, ohne ihn zu fragen, veröffentlicht hatte. Die "Charta der Vertriebenen", in der es eine Verzichtserklärung gab, wurde gar nicht erwähnt. Menschen, die unsere Schrecken und unsere Opfer an Hab und Gut nicht mitgemacht hatten, gaben jetzt das Einzige preis, was wir vielleicht auf der politischen Ebene in die Waagschale der Moral zu unseren Gunsten hätten werfen können. Es wurde in Flüchtlingskreisen als Verrat und politische Dummheit empfunden. Die Lawine der Kirchenaustritte rollte. Zu dieser Zeit waren wir schon in Bielefeld. Werner legte die Schrift, nachdem er sich mit ihr eingehend beschäftigt hatte, resigniert auf den Tisch und sagte: "Unsere Kirche ist ein wirtschaftlicher Riese aber ein politischer Zwerg. Jetzt bin ich froh, dass ich in der Schwerpunktsiedlung nicht mehr Pfarrer bin."

Wir liebten Lippstadt. Dem ruf nach Bielefeld zu folgen, fiel besonders mir schwer, Werner, der in dem großen zentralen Gemeindeamt arbeiten mußte, hatte es immer schwerer. Übelste Verleumdungen gegen uns wurden in Umlauf gebracht. Der Gegenwind aus der Stadtmitte gegen Lippstadts Süden war kaum zu ertragen und real nicht zu fassen. Daten, Uhrzeit und Namen auf den Einladungen, die dort gedruckt wurden, waren grundsätzlich falsch. Bei größeren Veranstaltungen wurde ich oft gebeten, aus meinem schönen Garten für Blumenschmuck zu sorgen. Aus einem Anruf, wo die Blumen denn bleiben, fand ich sie zerfetzt im Mülleimer wieder und dergleichen mehr.

Bei einer Veranstaltung, zu der etwa 300 Personen erwartet wurden, lieh ich Damasttischwäsche, die ich von zu Hause in einer Truhe gerettet hatte. Diese Wäsche wurde wochenlang nicht zurückgegeben. Wir fanden sie dann im Gemeindeamt versteckt und mit Säure übergossen. Besonders schade war es um drei Wappentischtücher. In diese waren eingewebt die Wappen der sieben Städte, der sieben Marktflecken und der sieben schlossgesessenen Familien der Altmark, dazu die Wappensprüche Diese Gedecke wurden zu Hause nur zu großen Festlichkeiten benutzt. Deshalb waren sie wunderbar erhalten. Jetzt waren sie fast unreparierbar beschädigt. Frau Borberg, die Inhaberin eines guten Wäschegeschäftes, weinte, als ich sie fragte, was nun zu tun sein. Der Superintendent Dahlkötter in Lippstadt bat uns, nichts gerichtlich zu unternehmen, obgleich es inzwischen viele strafbare Handlungen im zentralen Gemeindeamt gab. Werner, der das täglich ertragen musste, hat mehr gelitten als ich, die ich mich durch meine ständig wachsende Frauenarbeit

getragen und bestätigt fühlte. Wir schwiegen also und wurden von der Kirchengemeinde mit DM 500,- "Schweigegeld" abgefunden, was natürlich auch nach damaliger Kaufkraft in keinsten Weise den Schaden ausglich. Aber die Verursacherin, Fräulein K., stammte aus einer ehrbaren kirchlichen Familie, war seelisch krank und landete dann in der Psychiatrie. Die seelischen Erkrankungen waren in Lippstadt sehr häufig, und wir lernten, so etwas zu entschuldigen. Viel befremdlicher aber wurde für mich eine völlig andere Einstellung der mir vorgesetzten Frauenhilfsleitung. Wir hatten in Lippstadt ein Waisenhaus, das sehr liebevoll von einer Pfarrerswitwe geleitet wurde. Die meisten Kinder hatten keine Eltern mehr und stammten aus den großen Flüchtlingstransporten. Ich bekam für meinen Haushalt, damit ich mehr Zeit für die Frauenhilfsarbeit hätte, eine Helga Schmieglar aus Westpreußen. Ich merkte bald, dass Helga zu allem geschickt war. Sie hatte aber nur 6 Volksschuljahre und diese auch nur mit langen Unterbrechungen. Ich wollte, dass sie mit meiner Hilfe den Hauptschulabschluss macht und dann zur Berufsschule geht. Dieser Wunsch von Helga und mir wurde mit Entrüstung von Ihrem Vormund, Fräulein Eu. K., abgelehnt, Begründung: "Wenn Sie sie etwas lernen lassen, können Sie sie nicht so billig vermieten!" Und noch am selben Tag kam Helga zum Minitarif als Putzhilfe in ein Müttergenesungsheim der Frauenhilfe. Noch heute erinnert sich Helga an ihre Bevormundung mit sehr großer Bitterkeit. Fräulein Eu. K. und ich gerieten immer wieder aneinander, zumal die Abrechnungen nie stimmten.

Als ich einer alten kranken Frau aus Odessa zu ihrem Lastenausgleich verhelfen wollte und von Fräulein K. eine Unterschrift brauchte, hieß es: "Wie kommen denn Sie dazu, Sie wissen doch, dass Frau Flunkert Jüdin ist?" Ja, das wusste ich, das war es ja, weshalb sie lastenausgleichsberechtigt war. Sie war mit Überzeugung konvertiert und eine meiner treuesten Bezirksfrauen.

Und so verließen wir Lippstadt mit einem weinenden und einem lachenden Auge. Ich habe aber immer noch ein glückliches Gefühl des nach Hausekommens, wenn ich in dem hübschen Lippestädtchen bin.

Reisen mit Werner

Sobald wir unseren lauten, stinkenden Käfer hatten, zog es uns in die Ferne. Die Straßen waren damals noch ganz leer, dafür waren sie oft sehr schlecht, und man kam deswegen nicht so schnell voran. Das Benzin kostete, wenn ich mich da richtig erinnere, keine 40 Pfennige. Dass wir nur sehr wenig Geld hatten, hinderte uns nicht. Wir aßen aus der Tüte bei Mutter Grün, wir übernachteten in den billigsten Dorfgasthäusern im Vierbettzimmer. Wir erlebten das sich mühsam erholende Nachkriegseuropa, die Menschen wie sie waren, kein Gran Hotel, keine Touristenschau. Werner hatte sich auf all diese Reisen minutiös vorbereitet. Wir führen zunächst, weil wir sehr weite Wege noch fürchteten, nach Holland, Schweden, Dänemark, Frankreich, Schweiz und Österreich. Aber schließlich war es dann doch immer wieder der Mittelmeerraum mit seiner zauberhaften Landschaft, dem zuverlässigen Wetter und seiner schier unerschöpflichen Historie und Kunst. Werner konnte einigermaßen gut Italienisch und Neugriechisch. So bekamen wir überall sehr schnell Kontakt zu den Bewohnern und entdeckten dadurch schnell kleine Kostbarkeiten, die in keinem Reiseführer standen. Auf jedem Epitaph las er die Inschrift, erkannte meist sehr schnell die historischen Zusammenhänge. Wie ein Spürhund fand er immer neue Abteien, Einsiedeleien, kleine Kirchen und Museen. Ich denke manchmal, dass wir unsere Kinder damals überforderten, denn plötzlich wollten sie ohne uns reisen. Werners größte Leidenschaft waren die alten jüdischen Friedhöfe. Oft, zu unserem Schrecken, fand er sie immer sehr schnell und entzifferte dann die Inschriften, auch wenn diese schon ganz verwittert waren oder mit Moos überwachsen, wurde so lange gekratzt bis er sich des Textes sicher war. Nach dem Besuch des Ikonenmuseums machte ich auch eine Revolution: "Meine Gaben verkümmern total, immer habe ich Stift und Zeichenblock dabei. Aber dafür bleibt keine Zeit. Hammer und Meißel wird mitgenommen. Aber an den Steinbrüchen sausen wir vorbei." – Da bekam ich einen Tag frei. Wir waren im Altmühltal. Mich zog es in den Hahnenkamm zu einem ganz bestimmte Steinbruch in der Nähe eines Dorfes. Vor Tau und Tag brach ich, um viel Zeit zu haben, auf. Aber als ob es mein Schicksal wäre: Ich geriet in eine Wallfahrt zu einer Gnadenkapelle, die ausgerechnet auf dem Hahnenkamm war. Voran der Priester, angetan mit schneeweißer Albe, Chorknaben, Kirchenfahnen, in einigem Abstand Opa, Oma, Onkel, Tante, Rollstühle, Sportkarren mit Babies, Vater, Mutter, viele Hunde. Das ganze Dorf bewegte sich zum Hahnenkamm hinauf. Ich wollte überholen, um schnell mein Ziel zu erreichen. Das war aber ganz unmöglich. Ich wurde sofort aufgenommen, "integriert", würde man heute sagen. Ich bekam ein Butterbrot nach dem anderen, sehr angenehm, denn ich hatte noch nicht

gefrühstückt und ein Heftchen mit den Marienliedern. Nehmen Sie: "Wir können die Lieder auswendig!" Ob ich auch etwas auf dem Herzen hätte, es wäre da oben Beichtgelegenheit? Und weil ich garantiert eine Fremde war, wurde mit vorgehaltener Hand mir anvertraut, was man so auf dem Herzen hatte. "Alles halb so schlimm", befand ich. Das wurde gerne angenommen. Es war so fröhlich, so herzlich, so warm. Als wir dann endlich an dem Kapellchen angekommen waren, fiel mir der Abschied schwer. Der Steinbruch, den ich nach der Karte schnell fand, erwies sich als eine Fundgrube im wahrsten Sinne des Wortes. Ich fand den schönsten Ammoniten meiner Sammlung und sehr viele sehr gut erhaltene Fossilien des Kimmeridge. Manche Schichten sahen so aus als hätte es sich um eine Überpopulation gehandelt oder um ein Massensterben, was es ja ohne Zweifel immer wieder gegeben hat. Ich hatte mir ein Depot angelegt, weil meine Taschen schon voll war. Es wurde dunkel. Da hupt unser Schnauferchen. Werner hatte mich gefunden! Aber inzwischen war es so finster, dass ich mein Depot in dem großen Steinbruch nicht finden konnte. Hätte ich etwa doch erst zur Beichte gehen sollen? So schrieb ich in mein Fotoalbum:

Und rastlos streifen wir durch Klöster und Kapellen,
in steter Suche nach geweihten Stellen,
in Mittagsglut, im Regen und in Dunkelheit,
auf Eselspfaden durch Gestrüpp und Einsamkeit,
um in verehrtem Bilde Dich zu sehen.
Andächtige knien – wir bleiben stehn.
Kaum kann ich mir den Ort, den Meister merken,
Dich sah ich nie – nur Kunst in seinen Werken
Das Bild steht zwischen Dir und mir wie eine Not,
antworte Christus! – lebst Du oder bist Du tot?

Zu Hause angekommen, wurden wir dann nach unseren Reisen gefragt. Ich sagte dann immer: "Wir haben uns Europa von hinten angesehen". Es war wirklich gut, dass wir das gewagt haben, solange wir noch jung genug waren, um auf Komfort zu verzichten. Ich danke es Werner. Es war immer seine Initiative, oft gegen meinen Widerstand.

Bielefeld und der dankbare Rückblick

Im Johanneswerk hatten wir eine sehr feierliche und großartige Einführung in der Altstädter Kirche, dann im Sozialpädagogischen Seminar viele Vorträge über die neue große Aufgabe und die Innere Mission. - Das Johanneswerk war ein Dachverband über etwa 80 große Einrichtungen mit mehreren 1000 Mitarbeitern. Die meisten Heime waren in Westfalen. Werner musste sich mühsam einarbeiten. Es gab zu unserer Zeit 14 Vorstände. Oft war das Johanneswerk nur der Träger, der betreffenden Stadt gehörten die Gebäude. Viele Einrichtungen gehörten im Ruhrgebiet den Zechen, sie hatten das Belegungsrecht. Träger aber war das Johanneswerk. Im Johannesstift in Schildesche bei Bielefeld war nur ein großes Krankenhaus, sechs Altenheime mit Pflegestation, ein Langzeitkrankenhaus, verschiedene Schulen. Da gab es die verschiedensten Ausbildungsmöglichkeiten für soziale Berufe. Und dann gab es auch eine kleine Landwirtschaft und mehrere Handwerksbetriebe. Da gab es Bäckerei, Gärtnerei, Malerbetrieb und Wäscherei. Wir wohnten zunächst in einer Baracke, in der es aber sehr gemütlich war. Aber nach etwa einem Jahr war für die Witwe von Pastor Pawlowski, unserem Vorgänger, eine Wohnung gebaut, und wir konnten in das sehr schöne, große Pfarrhaus einziehen. Das Haus hatte sehr viel Platz. Unsere schönen geretteten Möbel und Bilder wirkten in diesem Haus besonders schön. Das Haus war umgeben von einem großen Garten, den ich mit Begeisterung pflegte und der von Jahr zu Jahr schöner wurde. Mein blühender Garten war wichtig in dieser grauen Welt vieler Anstalten, dieser Welt des Krankseins, des Altwerdens und des Sterbens.

Ich hatte mein eigenes, kleines Schreibzimmerchen und Platz für meine Steine. Sofort schloss ich mich dem "Naturwissenschaftlichen Verein Bielefeld und Umgebung" an. Dort konnte man wirklich sehr viel lernen, und ich lernte in diesem Verein sehr viele interessante Menschen kennen; eine neue Erfahrung, die Lippstadt nicht bieten konnte. Neben meinem Zimmer hatte Werner sein großes Arbeitszimmer, in dem endlich unsere vielen Bücher Platz hatten. Für mich wurde der Alltag leichter. Ich bekam eine schöne neue Küche mit Waschmaschine! Einkaufen konnte ich über den Großeinkauf des Johanneswerkes; war etwas kaputt, dann kam der entsprechende Stiftshandwerker gelaufen. Wenn wir in den Urlaub fuhren, übernahm die Stiftsgärtnerei, Herr Bröckel, meinen Garten. Durch Werners Stellung lernten wir die führende Bielefelder Gesellschaft kennen. Wir waren mehr eingeladen als wir Zeit hatten. In all diesen Häusern war es äußerst kultiviert, interessant und menschlich nett. Ich schloss mich dem "Deutschen Evangelischen Frauenbund", dessen Mitglieder aus dieser

Schicht kamen, an. Unsere Arbeit war eigentlich ein kleines Bildungswerk mit vielen kleinen Kreisen und Vortragsreihen zu einem aktuellen Thema. Es war ganz anders als die Frauenhilfsarbeit, die als Aufgabe die Gemeinde hatte, zu der sie gehörte. Unsere einzige praktische Aufgabe war die "Von Laer Stiftung", ein Heim für verhaltensauffällige Kinder. Nachdem ich im "staatsbürgerlichen" Kreis ein Referat über die Kindheit in Pommern gehalten hatte, wurde ich wochenlang gedrängt, die Leitung zu übernehmen. Meine Vorgängerin, Frau Ilse Angern, behielt die Leitung des Kinderheimes, alles andere übernahm ich. Mit großer Freude habe ich dann 15 Jahre diese Arbeit getan. Was ich an Zeit und Kraft opferte, kam an Freundschaften, Erfahrung und Wissen auf mich zurück. Es war eine schöne Zeit! Bis zu meinem 65. Geburtstag war ich damit voll beschäftigt. Dann hatte ich in einer Studienrätin, Frau Röseler, eine vorzügliche Nachfolgerin. Bei meiner Verabschiedung bekam ich das "Kronen-Kreuz der Inneren Mission": Ich konnte mich damals beruhigt zurückziehen, denn es lief alles so harmonisch und gut. Außerdem war es gelungen, die drei Häuser unseres Heims von Grund auf zu renovieren, und sie entsprachen jetzt den strengen Auflagen des Jugendamtes. Fast alle meine Freundinnen in Bielefeld gehörten zum Frauenbund. Die meisten dieser Damen waren Akademikerinnen, Unternehmerinnen und das Abitur konnte man voraussetzen. Die Anregungen bestritten wir meistens aus unseren eigenen Reihen. Politisch waren wir uns einig. Viele Dinge machten wir nicht mit. z. B. den Südafrikarummel. Pastor Schmidt von der Evangelischen Akademie in Iserlohn half uns, entsprechende Referenten zu bekommen. Natürlich hatte das Ganze den Touch des Elitären. Aber viele von uns leiteten in ihrer Gemeinde eine Frauenhilfe, waren Presbyter, Grüne Damen oder betreuten eine Straße. Für mich war der Umzug nach Bielefeld eine große Verbesserung, zumal unsere Kinder bessere Schulmöglichkeiten hatten. Sie machten in Bielefeld beide ihr Abitur.

Für Werner sah das leider anders aus. Die meisten Werke waren in anderen Städten, viele im Ruhrgebiet. Werner versuchte zunächst, alle diese Einrichtungen zu besuchen und war dauernd unterwegs. Zwar fuhr er nicht mehr selbst mit dem VW Standard sondern mit Chauffeur in einem Mercedes. Dieser war ein Dienstwagen, und er hat ihn nie privat genutzt. Seine Korrektheit war preußisch, dass wir ihn neckten, er hätte ein Tintenfass privat und eins für den Dienst. Da nun aber "Mister Standard" mir zur Verfügung stand und meine liebe Lehrerin, Frau Dr. Anna Köhn, die sehr leidend zu uns gezogen war, mir das Geld für den Führerschein schenkte, konnte ich Fahrstunden nehmen. Mit Führerschein erlebt man plötzlich eine ganz neue Freiheit und einen erweiterten Horizont. Da der Frauenbund eine

übergemeindliche Arbeit war, hätte ich ohne Auto die Entfernungen gar nicht schaffen können. Bielefeld ist keine Stadt für Radfahrer. Während ich mein neues Leben genoß, sah ich, dass mein lieber Werner immer stiller und müder wurde. Ich machte mir Vorwürfe, dies nicht schon in Lippstadt bemerkt zu haben. Wären wir in unserer Gemeinde geblieben, wäre unser Kredit wahrscheinlich so groß gewesen, dass man uns Schwäche und Krankheit verziehen hätte. Hier aber merkte ich, dass wir die Erwartungen, die man in uns gesetzt hatte, nicht erfüllen konnten. Schon im zweiten Jahr in Bielefeld bekam er einen Schwächeanfall und es bildete sich eine harte, dicke Phlegmone mitten im Gesicht. Das Krankenhaus in unserer unmittelbaren Nachbarschaft schickte sofort einen Pfleger mit Rollstuhl, und ab ging es auf die Innere zu Dr. Götzki. Man stellte Diabetes fest, und so war es sehr schwer, die Phlegmone zu heilen. Das gelang dann durch den wirklich rührenden Einsatz der guten Ärzte dort. Besonderen Dank sei dem Professor Dr. Eysoldt. Er wurde dann gut eingestellt und medizinisch überwacht, so dass wir uns einigermaßen sicher fühlen konnten. Aber ich meine, er hat sich davon nie erholt. Diese wunderbare, große Aufgabe, die er in jüngeren Jahren souverän gemeistert hätte, kam in seinem Leben zu spät. Ich bin ganz sicher, dass in den acht Jahren bis zu seiner Pensionierung die Verwaltung vorzüglich lief. Es wurde in der Zeit in jedem Jahr für etwa 30 Millionen gebaut. Das war damals viel Geld. Da in dieser Zeit nach all den Zerstörungen ein Bauboom herrschte, war das bauen mit sehr viel Ärger, Verzögerungen, Reklamationen und nicht stimmenden Kostenvoranschlägen verbunden. Die zur Verfügung stehenden Materialien waren schlechter. Und, wenn das Johanneswerk auch einen eigenen Architekt hatte, dessen Aufgabe es war, die Baubeschreibungen zu prüfen, blieben ständige Reklamationen nicht aus. Das alles war eine ständige Überforderung. Auch wenn die Verwaltung gut gelaufen ist, die große Verschuldung abgebaut werden konnte, so ist das in der Inneren Mission nicht alles. Das können andere karitative Verbände auch. In der Inneren Mission erwarten die Menschen Verständnis, Wärme und Liebe. Und gerade das konnte Werner in so wunderbarer Weise ausstrahlen. Diese Fähigkeit hatte er verloren. Er war nicht mehr der Sonnyboy, der alle Herzen so schnell gewann. Er konnte wirklich zuhören. Er behielt, was ihm anvertraut wurde. Er konnte auch schweigen und mit einem wunderbaren Charisma wirklich trösten. Er hatte sehr viel Humor und konnte schlagfertig mit einem Witz Unstimmigkeiten vom Tisch fegen. Jetzt war er aber oft ungeduldig, manchmal sogar verletzend. Im Krankenhaus hatte er sich eine Station vorbehalten, die er treulich besuchte. Und so fuhr ich eines Nachts, als er schon lange tot war, in eine Radarfalle. Am Abend vorher war ich eingeladen und hatte im Abendtäschchen meinen Führerschein. Den hatte ich nun vergessen, und ich wurde aufgeschrieben und musste mich am nächsten Tag auf der Wache in

Schildesche melden. Das tat ich natürlich auch und zeigte einem älteren Polizisten meinen Führerschein.

"Schulenburg, kennen Sie Schulenburg, den Pfarrer?"

"Ja, den kenne ich."

"Sind sie mit dem verwandt?"

"Ja, das ist mein Mann."

"Lebt er noch, dann grüßen Sie ihn herzlich!"

"Nein, er ist 1979 gestorben."

"Ach, das tut mir leid! Er hat meine Mutter im Krankenhaus betreut, und er hat ihr das Abendmahl gereicht. Er war so reizend, meine Mutter hat ihn geliebt. Sie ist getröstet gestorben. Nein, Ihnen erteile ich Absolution, Sie bezahlen nichts!"

Das war ein Gruß aus dem Himmel. Vielleicht waren wir doch, trotz unserer Schwächen und schwindenden Fähigkeiten, angenommen.



Werners 60. Geburtstag im Johanneswerk mit leitenden Mitarbeitern. Am Rednerpult Prof. Eysholt, der uns medizinisch viel geholfen hat, Johann-Matthias, ich und Werner



Werner wurde 1973 mit 65 Jahren pensioniert. Ersparnisse hatten wir nicht, denn unsere beiden Söhne studierten schon. Da bekamen wir am selben Tag im Sommer 1973 meinen Erbanteil aus Lauenburg und Werners Lastenausgleich aus Beetzendorf. Die beiden großen Summen waren etwa gleich. Und alle Probleme, die ein Rückzug aus dem Amt mit Dienstwohnung mit sich bringt, waren gelöst. Wir waren plötzlich reich in dem Moment, wo wir das Geld wirklich brauchten. Ich habe zwar um beide Summen etwa zwei Jahre prozessieren müssen, habe aber beide Prozesse gewonnen, und wir bekamen das Geld. Das war für mich eine schwere Zeit, machte mir aber auch etwas Spaß, denn ich wusste genau, dass ich im Recht war. Nun konnten wir uns in aller Ruhe ein hübsches Grundstück suchen und ein kleines Häuschen bauen. Werner machte mit dem Architekten noch die Finanzierung. Aber dann bekam er seinen ersten Schlaganfall und überließ nun wirklich alles mir. Das Geld reichte sogar, dass wir beiden Söhnen das Eigenkapital für ihre Häuser geben konnten. Es blieb auch noch so viel Geld übrig, dass wir ganz sorglos in unseren Ruhestand gehen konnten. Wir machten, nachdem wir in unser Häuschen eingezogen waren, unsere letzte Reise nach Kreta. Das war sein glühender Wunsch. Er hatte sich wochenlang auf die "Kretisch-Mykenische-Kultur" vorbereitet. Ich ersehnte mir von dieser Reise ein comeback seiner

Fröhlichkeit. Aber er war schon zu krank. Als wir schließlich mit einem Scheusal von Auto, dessen Retoungang nicht einzuschalten ging, dessen Licht nicht brannte, dessen Winker abgebrochen waren, Knossos erreichten, blieb er auf einem großen Stein sitzen und sagte nur:

"Geh Du und erzähl mir, was Du gesehen hast."

Genauso war es vor dem archäologischen Museum in Heraklion auf das er sich so gefreut hatte. Nach dieser Reise wusste ich, dass wir keine Reise mehr zusammen machen würden. Wir würden fortan von der Erinnerung an unsere herrlichen Reisen leben müssen. Wir lebten auf sein Ende, still und zurückgezogen. Er genoss unser kleines Haus und die sehr große Dachterrasse neben seinem Schlafzimmer. Dort hatte ich sehr viele Blumen, und er dachte zuletzt, er ginge zwischen Gärten spazieren. Er war glücklich über sein kleines Arbeitszimmer. Er fing viele Bücher an zu lesen, brachte aber keins zu Ende. Sein Augenlicht wurde immer schlechter. Ich las ihm vor, zuletzt wollte er nur noch alte Kirchenlieder aus dem Altmärker Gesangbuch hören. Und dann kam sein letztes Jahr, in dem er wie ein Kind nach Hause wollte. Wenn ich dann sagte:

"Wo sollen wir denn hin? Wir haben nur dies Haus." Sagte er:

"Wir haben doch so viele Häuser."

So ist er still eingeschlafen zu einer Zeit, in der es sogar etwas besser war, und wir noch etwas zu hoffen wagten. Dennoch haben wir das Unausweichliche auf uns zukommen lassen und jeden noch verbleibenden Tag wie ein Fest gefeiert. Wie gefestigt unsere Freundschaft war, merkte ich in dieser Zeit. Ich habe keine traurigen Erinnerungen an diese sicherlich schweren Jahre, die natürlich auch sehr anstrengend waren.

Traurig bin ich nur, dass Ihr meine lieben Enkel, diesen besonderen Großvater nicht erlebt habt. Ihr hättet Euch herrlich mit ihm verstanden! Und wie gut könnte er jetzt mit seinem Forstdiplom Euren Vater im Wismar beraten. Und dennoch bin ich froh, dass er die Wiedervereinigung nicht mehr erlebt hat. Den Wiedervereinigungsvertrag hätte er als Betrug und den verlorenen Prozess vor dem obersten Gericht in Karlsruhe hätte er als eine schwere Verletzung der "Gewaltenteilung" angesehen. Dass eine christliche Regierung nicht den Mut gehabt hat, den Opfern der Bodenreform zu sagen:

"Ihr müsst verstehen, wir müssen die staatlichen Flächen - also die nicht gesiedelten - verkaufen, denn wir brauchen die 600 Milliarden, um das wirtschaftliche Gefälle auszugleichen", hätte er unbegreiflich gefunden. Die Kinder und Enkel der Bodenreform hätten das verstanden. Sie alle wussten, dass die Betriebe in den neuen Ländern nicht konkurrenzfähig sind, dass nur mit Fachkenntnissen und sehr viel Geld eine Übernahme zu verantworten war. Wenn man den Rückkehrwilligen ihren Besitz, der nun in der Hand des Staates war, zurückgegeben hätte, wäre wahrscheinlich noch sehr viel Land zum Verkauf übrig geblieben. Viele Opfer der Bodenreform waren gestorben oder emigriert. Ich habe an verantwortliche Abgeordnete und Spitzenpolitiker viele Briefe geschrieben. Einen Brief an Dr. Kinkel, der die Regierung vor dem Bundesverfassungsgericht in Karlsruhe vertrat, lege ich bei. Er hat mir sehr höflich geantwortet, ging aber auf meinen ungeheuerlichen Vorwurf gar nicht ein, versprach aber dafür zu sorgen, dass wir aus Museen und Archiven unseren Privatbesitz zurückbekommen. 1938 enteignete man die Juden, um Österreich "heim ins Reich" zu holen. Ich habe das in Stettin miterlebt. Gnadenlose Hetze folgte, um dieses Verbrechen zu rechtfertigen. Die Regelung jetzt mit den Enteignungen 1945-1949 erinnert an das Jahr 1938. Seit der Wiedervereinigung, wir beobachten das sehr genau, war die Junkerhetze wieder aus der Schublade gezogen. Das war nicht nur in den Medien, sondern auch ganz gezielt aus Bonn. Ich lege einen Brief an Norbert Blüm bei. Die Antwort war so dumm und wirklichkeitsfern, dass ich sie gleich in den Papierkorb warf. Etwa in dem Sinne: "Es mag ja auch einige gute Menschen gegeben haben". Unsere christlichen Kirchen, die den längsten geschichtlichen Atem haben, müssten ja eigentlich wissen, dass "unrecht Gut nicht gedeiht". Meine Briefe an unseren Präses wurden sehr ausweichend, höflich beantwortet. Die Briefe waren so als ob man sich in den Kirchenämtern überhaupt nicht mit der Frage beschäftigt hatte. Es war von "freien Bauern" die Rede und "es ist so ungerecht wie vieles im Leben und muss ertragen werden!" Ob die Kirchen diesen Satz den Schwarzen in Afrika und den Roten in Amerika auch anbieten können, ist die Frage. Aber dazu gehört kein Mut. Auch jetzt, nachdem es publik ist, dass die 600 Milliarden nicht eingenommen worden sind, sondern ein Milliardendefizit entstanden ist, sollte, - und das ist meine Meinung, - die Kirche sprechen. Denn Geld ist der Gegenwert der Arbeit und betrifft das ganze Volk. Wir alle müssen es bezahlen! Was schließlich bleibt, sind die Schulden für uns alle und eine Verbitterung für die Betroffenen. Dies kommt in einem Aufsatz meines Sohnes Johann Matthias am besten zum Ausdruck, der am 25. 9.1990 in der FAZ erschien.

Ihr meine lieben Enkelsöhne, es steht nicht in den 10 Geboten: "Du sollst nicht lügen!" Die Pontius Pilatus Frage: "Was ist Wahrheit?" wird immer zwischen uns Menschen stehen. Was Wahrheit ist, im ganz Besonderen die historische Wahrheit, ist sehr schwer zu beurteilen. Der Sieger schreibt die Geschichte. Es steht aber in den 10 Geboten: "Du sollst nicht begehren Deines Nächsten Haus usw., noch mit einem Schein des Rechts an Dich bringen."

Es steht auch in den zehn Geboten: "Du sollst nicht falsch Zeugnis reden wider Deinen Nächsten". Weil das Sündigen gegen diese beiden Gebote allen Regeln der Menschenführung widerspricht, wird es keinen inneren Frieden geben. Überall dort wo Alteigentümer zurückgekehrt sind, entstanden tatsächlich "blühende Landschaften", und auch die kleinen entzückenden Dorfkirchen wurden sehr oft vor dem Verfall gerettet. Dieses wagte sogar der Bischof in Magdeburg, Dr. Noack, im Fernsehen zu sagen. Er sagte dies im Zusammenhang mit einer Reportage über den trostlosen Zustand der Dorfkirchen in der Mark Brandenburg. Ihr, meine Enkel, Ihr habt ja gesehen, welchen Schrotthaufen Eure Eltern im Kreis Salzwedel übernahmen und was jetzt daraus geworden ist!

Ein sorgloses Alter in Geborgenheit

Ich lebte 26 Jahre in unserem Häuschen in Brake und war dort sehr zufrieden. Es ist ein wunderschönes Gefühl, wenn Kinder und Enkel in ein Großelternhaus einfallen und dieses als ein zweites zu Hause betrachten. Zwei Jahre nach Werners Tod zog sein bester Freund aus der Lippstädter Zeit, Dr. Wilhelm Renius, zu mir.



Dr. Agr. Wilhelm Renius, Wiederbegründer der "Deutschen Saatveredelung, Landsberg, Warthe". (1908 – 1996)

Er hatte nach jahrelanger Krankheit seine liebe Frau, die auch meine Freundin war, verloren. Wilhelm war der Wiederbegründer der "Deutschen Saatveredelung, Landsberg an der Warthe". Er hatte es verstanden, aus kleinsten und sorgenvollen Anfängen ein mittelständisches Unternehmen mit vielen Zweigstellen zu schaffen. Ich habe schon berichtet, dass die Saatveredelung in unserem Gemeindebezirk war. Wir hatten durch sie manche Unterstützung.

Wilhelm war überzeugter Christ. Er lebte, was er glaubte. Und deshalb hatte die Saatveredelung ein wunderbares Betriebsklima. Wir haben noch neun große Reisen zusammen machen können. Es war für mich auch schön, wieder Verbindung zu Bauern und Gutsbetrieben durch ihn zu bekommen. Drei Jahre war ich allein. Ich verkaufte mein Haus im Jahr 2000, verteilte meine Sachen und zog zu meinem ältesten Sohn in eine sehr hübsche, total renovierte Wohnung. Nachdem meine beiden guten Männer mir vorangegangen sind, fühle ich mich in meinem Alter hier geborgen, wenn auch immer noch mein Herz in Bielefeld ist. Nach meinem 80. Geburtstag dankte ich meinen Gratulanten mit nachfolgenden Versen, die vielleicht in konzentrierter Form das zum Ausdruck bringen, was Ihr wissen wolltet:

Ge-Danken und Be-Danken nach dem 3.3.2000

Da draußen tobt ein nasser Wind,
treibt graue Wolken vor sich her.
Es bellt kein Hund, es lacht kein Kind.
Ihr seid jetzt fort, das Haus ist leer.

Ich blieb allein und denk zurück;
Es ging so schnell als ob ich schlief.
Da war viel Leid und auch viel Glück,
Ein volles Leben, hoch und tief.
So muss ich dankbar jetzt bekennen,
Es hatte alles seinen Sinn.
Reichtum und Armut will ich nennen,
Das alles wurde zum Gewinn.
So hat sich manches mir erschlossen,
Was vorher ganz verborgen schien.

Mein Leben, ja ich hab's genossen,
Es war sehr hart, sehr reich und schön.

Und das durch Euch, Ihr meine Lieben!
So viele Briefe, Bücher und der Blumen Pracht;
Ein Glücksgefühl, das ist geblieben,
Ihr habe es mir so schön gemacht.

33729 Brake, Wangeroogeweg 44, März 2000

Ich danke Frau Karin Schrem für die wunderbar tolle Aufbereitung meines Manuskriptes und meinen Enkeln, dass sie mich immer gedrängt haben, mein Leben aufzuschreiben. Mit 82 Jahren habe ich das nun getan.

Anhang:

Einige historische Anlagen zu meinen Lebenserinnerungen. Ich habe in den Jahren zwischen 1990 und 1997 sehr viele Briefe an maßgebliche Leute geschrieben, in der Hoffnung, die zu erwartende Fehlentwicklung etwas zu beeinflussen. Man hat mir immer sehr höflich – aber ausweichend - geantwortet. Ich meine, die Klassenhetze wurde etwas stiller, und die Kunstschatze aus den Museen wurden zurückgegeben. Dafür hat sich, glaube ich, der Bundesaußenminister, Claus Kinkel, eingesetzt. Jedenfalls hatte er mir das in seinem Antwortschreiben zugesichert. Natürlich haben sehr viele Menschen, Betroffene und sogar Nichtbetroffene, in diesem Sinne Briefe geschrieben. Nur Polyphon hat man in diesem Staat eine Lobby.

- 1.) Leserzuschrift: "Güter – Schutzburgen in der Stunde der Verzweiflung", erschienen im Westfalenblatt, später dann in verschiedensten anderen Zeitschriften.
- 2.) Brief an Norbert Blüm, Bundesminister für Arbeit und Sozialordnung vom 5.1.1997. Die Antwort von Frau Riddering war etwa n dem Sinne, 22.9.1997: Es mag auch gute Menschen gegeben haben!
- 3.) Brief an Claus Kinkel, Bundesaußenminister. In dem sehr höflichen Antwortschreiben geht er auf die Enteignung der Juden 1938 gar nicht ein, verspricht aber, sich für die Rückgabe der Kunstschatze einzusetzen.
- 4.) Mein begründeter Austritt aus der CDU.

Brief an Kinkel

Rosemarie Gräfin Schulenburg
Wangeroogeweg 44
33729 Bielefeld – Brake

August 1996

Herrn Bundesaußenminister Claus Kinkel
Bundesaußenministerium Bonn

Betrifft Enteignungen 1945 -49

Sehr geehrter Herr Kinkel,
da Sie die Bundesrepublik Deutschland am 23.4.91 und am 18.4.96 in Karlsruhe gegen die Opfer der Bodenreform vertreten mussten und dabei gewonnen haben, sollte man Ihnen eigentlich gratulieren. Aber ich glaube aus verschiedenen Äusserungen, die Sie gemacht haben, dass Sie selber wissen, dass es ein Pyrrhus - Sieg war. Zu teuer erkaufte um das hohe Gut der Gewaltenteilung, auf die sich der Bürger seit der Justizreform 1751 durch den preussischen Justizminister Samuel von Cocceji verlassen konnte. Mit der Urteilsbegründung vom 18.4. 96 macht sich das Gericht zum Sprecher der Regierung. Dieses Urteil kann weder die Betroffenen noch die Nutzniesser der gemachten Beute überzeugen. Teilweise ist der bedauerliche Ost / West - Hass in der rechtlichen Verunsicherung der Menschen begründet. Ich erlebte als Primanerin 1938 in Stettin die Reichskristallnacht. Sie bedeutete für uns etwas noch nie Dagewesenes: Entschädigungslose Enteignung Beschlagnahme den Bankguthaben Deportation oder Vertreibung der Familien aus ihren Häusern, Plünderung de& Geschäfte. Es gab keinen Widerspruch der Bevölkerung, denkt das alles wurde begleitet von einer gnadenlosen Hetze. Die Menschen glaubten, endlich würden ihm die Augen geöffnet, wer an "allem " Schuld sei. Dem Volk wurde aber nicht gesagt, dass das jüdische Vermögen gebraucht wurde um den Anschluss Österreichs an das Reich zu finanzieren. Das Reich befand sich zu der Zeit in einer ernsthaften Finanzkrise. Und so rechtfertigte der hohe Zweck die Mittel.

Zum zweiten Mal unterliegt eine deutsche Regierung einer ähnlichen Versuchung, eine Versuchung, die bereits von der Geschichte bitter beantwortet ist, beantwortet mit dem absoluten Verlust unserer deutschen Identität.. Auch wenn sich jetzt viele über das Urteil von Karlsruhe freuen dass nicht sie sondern die anderen die Zeche bezahlen müssen, die die ja doch "keine Lobby " haben, so liegt schon in diesem Ausspruch, den ich öfter höre, die Verunsicherung und die Störung den Solidargemeinschaft. Unsere Regierung ist in einer solchen Weise unglaubwürdig geworden, dass man sich nicht wundern darf, dass eine Schlammlawine von Steuerhinterziehung, Korruption und Betrug, Veruntreuung von Subventionen über uns rollt. Und damit hängt auch die Zunahme der PDS auf dem Lande zusammen. Um sich nun zu rechtfertigen, duldet man die gleichen Mittel wie 1938. Die Enteigneten den Jahre 45 - 49 erleiden eine sehr verletzende Diskriminierung. Von der Linkspresse ganz zu schweigen, kann man u.a. auch in der liberalen Zeitung " Die Zeit" einen langen Aufsatz lesen mit einem Plakat :

" Junkerland in Bauernhand, rottet dies Unkraut aus " ! Das ist nur ein Beispiel von vielen. Ich gehöre zu der Generation, die aus dem " Stürmer " Geschichts- und sogar Religionsunterricht ! gehabt hat. Wie sich die Methoden gleichen!

Dazu muss gesagt werden dass 86 % der Betroffenen keine Junker waren. Auch sie wurden umgebracht, bestenfalls ins nackte Elend geschickt, genauso erging es den leitenden

Fachleuten der Grossbetriebe. Mit der Enteignung der Dorfschulzen und der Domänenpächter vernichtete man Vorbilder der Agrikultur. Die Folge war jahrelange Mangelversorgung.

Herr Minister, ich weiß, dass Sie uns unsere ruinierten Betriebe nicht zurückgeben können. Aber vielleicht können Sie doch bewirken, dass unsere Familien, die doch einiges zur Ehre Deutschlands beigetragen haben, was auch im Ausland bekannt ist, rehabilitiert werden. Und meine zweite Bitte! Setzen Sie sich dafür ein, dass dieser unwürdige Streit um die Rückgabe der Kunstschatze aus unseren Häusern durch die Museen aufhört. Nur weil die Großmutter von Kugelgen gemalt worden ist, darf sie den legalen Erben nicht zurückgegeben werden, ist unverständlich zu einem Zeitpunkt, an dem sich Bonn um Rückgabe von Beutekunst bemüht. Es dürfte sich doch wohl um die gleiche "Hoheit" handeln, die diese Gegenstände mitgehen ließ?

Im Interesse aller darf es so, wie es jetzt ist, nicht stehen bleiben. Der Herr Bundeskanzler sich allerdings auch auf die TASS berufend, schreibt an meinen einen Sohn wir wären wegen Nazismus, Militarismus, Antidemokratismus enteignet, also eine Schuldzuweisung. Zu dieser Ferndiagnose ließe sich ausgerechnet in unserer Familie einiges einwenden. Ich hoffe um des sozialen Friedens willen auf Ihre Hilfe und verbleibe mit freundlichen Grüßen,

FORUM

WESTFALEN-BLATT

Fragen der Bodenrechtsreform auf dem Gebiet der bisherigen DDR

Güter – Schutzburgen in Stunden der Verzweiflung

von Rosemarie Gräfin Schulenburg

Ein vielschichtiges und in den Auswirkungen weitreichendes Generalthema im Zuge der politischen Entschlüssen auf dem Wege zur deutschen Einheit sind die Fragen der Bodenrechtsreform auf dem Gebiet der bisherigen DDR. Nach dem gegenwärtigen Stand der Dinge wird es für die von den sowjetischen Besatzungsmächten vorgenommenen Enteignungen der Jahre 1945-49 auch künftig keine Entschädigung geben. Vor diesem Hintergrund beschreibt die heute in Bielefeld lebende Rosemarie Gräfin Schulenburg, wie sie und ihre Familie das Ende ihrer alten Grundherrschaft (ein historischer Begriff) wegen eben jener Bodenreform der Jahre 1945-49 erlebt hat. Ein Beispiel, das für ungezählte andere steht. Denn diese Grundherrschaft bestand über Jahrhunderte: Ein Vorfahr der Gräfin Schulenburg, der Ritter und Burgmann der Stadt Salzwedel, Wernerus de Sculenborch, unterzeichnete 1237 als Zeuge des Markgrafen von Brandenburg zusammen mit dem Bischof von Neucölln die Stiftungsurkunde der Stadt Berlin, welche noch heute im Domarchiv zu Brandenburg erhalten ist. Seitdem waren die Schulenburgs in der Altmark ansässig.

Da es für das Gebiet der DDR nun wohl beschlossene Sache ist, dass die entschädigungslosen Enteignungen der Jahre 1945-49 rückwirkend legalisiert werden, möchte ich mich als noch lebende Zeugin dieser Ereignisse dazu äußern. Wir verloren nicht nur unser gesamtes Land, sondern auch alles lebende und tote Inventar. Unsere Betriebskonten waren eingefroren. Unsere persönlichen Guthaben, beispielsweise meine Mitgift erfuhren laut Bescheid der DDR-Schuldbuchstelle 1956 weder Aufwertung noch Verzinsung, da ich dem entschädigungslos enteigneten Personenkreis zuzurechnen sei.

Wir verloren nicht nur unsere Existenz, für die wir ausgebildet waren, sondern auch unser Heimatrecht. Jahrelang wurde unsere Post nicht befördert, Pakete kamen selten an, Visa wurden abgelehnt, unsere Gräber verwüstet. In der Schule gab es eine Anti-Schulenburg-Stunde mit nachweislichen historischen Unwahrheiten.

Am 12. Oktober 1945 warf im Vorbeifahren auf einem Motorrad ein bewaffneter Polizist einen Zettel, den ich noch habe, in unsere Küche. Wir hoben ihn vom Fußboden auf. Er erwies sich als ein Schreiben des deutschen Landrates des Kreises Salzwedel, Abteilung Bodenreform, mit der Aufforderung, unseren Besitz unter Zurücklassung unserer gesamten Habe innerhalb 24 Stunden zu verlassen – polizeiliche Abmeldung erforderlich, Handgepäck erlaubt.

Übergabeverhandlungen fanden nicht statt. Weder Holznutzungs- und Bestellungenpläne noch Außenstände und Verbindlichkeiten interessierten die neuen Machthaber. Plötzlich hingen überall Plakate, auf denen die Junker für vogelfrei erklärt wurden. Das erinnerte peinlich an die Röhm-Affaire. Derselbe Tatbestand nannte sich damals für einige Stunden "Schussfreiheit auf Junker".

Der Gutsinspektor und der Diplomlandwirt wurden erschossen, zwei Revierförster und die Gartenmeisterin flohen, der Oberrentmeister starb auf mysteriöse Weise.

Als ich dann mit persönlicher Erlaubnis des russischen Ortskommandanten, dem unser Fall aus verschiedenen Gründen äußerst unangenehm war, erst am 17. Oktober ging, war kein Fachmann mehr in unserem Betrieb. Der wirtschaftliche Verfall war programmiert. Der Bodenreformbehörde übergab ich dann die Schlüssel zur Bibliothek und zu dem Archivgebäude. Ich bat den diensthabenden Beamten mit vielen detaillierten Erklärungen nicht daran zu rühren. Obwohl mir das glaubhaft versprochen wurde, fiel das Archiv bald danach den Flammen zum Opfer, damit ist die lokale Geschichtsschreibung ausgelöscht. Mit der 22 Generationen alten Bibliothek wurde eine Kieskuhle aufgefüllt.

Vorher aber verriet mir ein Mann von der Bodenreform-Behörde im Flüsterton, damit ich im Falle meiner Rückkehr nicht an ihm persönlich Rache nähme, solle unsere Wohnung am 14. Oktober 1945 der Bevölkerung zur Plünderung freigegeben werden. Es sei also für uns ratsam, Wertsachen bei Freunden im Ort zu verstecken.

Die Plünderer blieben aus. Und wenn sie gekommen wären, hätten sie eine Enttäuschung erlebt. Im Herbst 1943 wurde unser Haus für ein Altersheim in Eppendorf beschlagnahmt. Nach eiligem Abtransport der armen, alten Menschen in eine soeben (!) geräumte Irrenanstalt,

zog im Sommer 1944 ein deutsches Lazarett ein, dann Amerikaner, Engländer und vom 1. Juli 1945 an Russen, täglich mehr, schließlich waren 2000 auf unserem Hof.

Dazu kamen Treckwagen und Fahrzeuge aller Art, rund um die Uhr, namenloses Elend mit sich führend. Nachdem der Schmied die Pferde beschlagen hatte, der Stellmacher die Wagen wieder gerichtet, alle sich noch einmal gewaschen und satt gegessen hatten, zogen sie eiligst weiter. Obgleich sie alle Bauern waren, dachte keiner daran, unter den Kommunisten zu siedeln. Zurück blieben – und das ist makaber – die, die eine Entnazifizierung im Westen fürchteten, wie sie damals schon im Gespräch war. Sie bewarben sich um eine Neusiedlerstelle.

Rückblickend muss ich sagen: Wie gut, dass es sie gab, diese leistungsstarken, großen Güter, die heute millionenfach verschuldet sind und zahlungsunfähig. In der Stunde vielfältigster Verzweiflung wurden sie zu Schutzburgen. Kurz vor ihrem Untergang war der alte Auftrag des Lehens noch einmal lebendig.

Rosemarie Grfn. v. der Schulenburg
Wangeroogeweg 44
33 729 Bielefeld – Brake

den 5.1.1997

Betrifft. Ostelbischer Grossgrundbesitz
Herr Bundesminister Dr. Norbert Blüm
Bundesministerium für Arbeit und Sozialordnung
Rochus – Strasse 1, 53 123 BONN

Sehr geehrter Herr Dr. Blüm,
aus der "WELT am Sonntag" vom 20.10. 1996, übernommen vom Mitteilungsblatt "
Heimatverdrängtes Landvolk ", lese ich eine Äusserung von Ihnen, die ich hiermit wörtlich
abschreibe! " Unser Sozialstaat ist nicht das Armenhaus der Nation, das die Nachfolge der
ostelbischen Grossgrundbesitzer antritt. Die haben ihren Knechten und Mägden grade so viel
überlassen dass es zum Leben reichte Und zu Weihnachten
gabs einen Schnaps und vielleicht eine Gans. "

" Knechte und Mägde " erlebte ich im Sommer 1939 im Reichsarbeitsdienst bei den Siedlern.
Sie waren meist schwache Persönlichkeiten und hatten kein gutes Ansehen, was mich damals
empörte.

Auf den Grossbetrieben aber wurden körperlich und geistig Schwache, die es in jeder
Gesellschaft gibt, mitgetragen. Die produktive Arbeit wurde aber von Fachkräften geleistet,
deren Besoldung tariflich geregelt war. Meine-Daten stammen aus Hinterpommern und
waren in Mitteleuropa wahrscheinlich noch günstiger.

Dem Landarbeiter stand eine freie Wohnung und ein Staalgebäude zu. Elektrizität und
Wasser trug das Gut. Er bekam 1250 qm Gartenland gepflegt und gedüngt, eine Kuh, alle
vier Jahre eine Aufzucht. Diese Leistung war futter- und weidefrei, dazu 700 qm Wrukenland
und weitere 500 qm Flachland. Der Flachs machte sehr viel Arbeit, bedeutete aber einen
Nebenerwerb in langen Wintermonaten. Da die meisten Familien noch Webstühle besaßen
und wunderbare Muster zu weben verstanden, versuchte man, diese Kultur zu erhalten.
Deshalb richteten viele Grossbetriebe Landfrauenläden in den kleinen Städten ein, in denen
sich diese unsterblichen Erzeugnisse sehr gut verkaufen liessen. Zwei Mutterschafe durften
ganzjährig gehalten werden, die Nachzucht bis zum 1. Oktober. Jede Familie hatte drei
Zuchtgänse weidefrei. Von den cca 25 - 30 Junggänsen war jede 7. am 1. Oktober dem Gut
abzuliefern. Später wurde auf den meisten Gütern die Gänsezucht, die sich als nicht rentabel
erwies mit 25 Ztr. Deputatkartoffeln abgelöst. Das bedeutete für
jede Familie eine Schweinemast mehr. Schweine, Hühner und Enten konnten nach Belieben in
der Dienststallung gehalten werden. An Naturalien erhielt der Landarbeiter einen Ztr.
Weizen, 22 Ztr. Roggen, 6 Ztr. Sommerkorn und 80 Ztr. Kartoffeln, 70 Ztr. Brikett, was auch
in Holz abgegolten werden konnte. Stellte eine Familie einen Lehrling - der Terminus war
"Hofgänger" - so erhielt die Familie zusätzlich 12 Ztr. Roggen, 2 Ztr. Sommerkorn, 25 Ztr.
Kartoffeln. Die Sachbezüge machten 4/5. des Grundgehaltes aus. Darüber hinaus gab es
Leistungsprämien die Melker, Zulagen je Gespannführer, für das Dengeln von Sensen, das
Räumen von Wiesengräben, Tantiemen für den Handelsgärtner für Arbeiten, die im Akkord
vergeben wurden. Die Handwerksmeister - Schmied, Elektriker, Müller, Stellmacher und
Maurer - hatten sowieso Sondertarife.

Das zugrunde liegende Prinzip war: Je grösser die Familie, desto grösser der Wohlstand. So
hatten viele Grossbetriebe ihre Mitarbeiter über die gesetzliche Rentenversicherung hinaus in
Lebensversicherungen eingekauft. So weiss ich von unserem Betrieb, dass jeder Arbeitnehmer
mit Erreichen des 65. Lebensjahres 1200.- bekam. Das war damals viel Geld. Bei vorzeitigem
Tod bekamen seine Erben eine entsprechende Summe, und jedes im Betrieb verbleibende Kind
wurde belohnt.

Nur die Grossbetriebe konnten es sich leisten, eine Gemeindeschwester für alle anzustellen. In den Spitzenarbeitszeiten unterhielten die Güter Betriebskindergärten, damit die Frauen etwas dazuverdienen konnten. Die erste Babyausstattung schenkte das Gut, und die Beerdigung war auch zum Nulltarif.

Die grossen Güter waren ein kleiner Staat oder eine grosse Familie. Die überlebenden aus dieser Zeit halten heute noch zusammen. Wir wären wirklich Narren gewesen, wären wir für soziale Fragen blind gewesen.

Eine Gans zu Weihnachten bekam vielleicht der Pfarrer oder der Lehrer. Den Schnaps haben wir mit allen nur erdenklichen Mitteln bekämpft.

Hier sind auch die Wurzeln für die Ihnen sicher nicht ganz unbekanntem Leistungen der Kinder, die von diesen Grossbetrieben kamen. Z.B. die ersten Diakonissen, die es fertig brachten, ganz Schlesien und Hinterpommern mit Sozialstationen und charitativen Einrichtungen zu versehen – (Thekla v. Hühnerbein die Oberin v. Massow und Eva v. Thiele - Winckler) Die "Von Bodelschwingh'schen Anstalten die Stiftungen der Familie v. der Recke, die Leistungen der Malteser und der Johanniter sind doch gar nicht zu übersehen. Bertha Grfn. v. der Schulenburg gründete im vorigen Jahrhundert in Berlin aus ihrem Privatvermögen die "Soziale Frauenschule" und wurde damit zur Erfinderin der Fürsorgearbeit - heute Akademie.

Der Landarbeiter hatte bei uns den Reingewinn von 23 vha; der spätere Siedler das volle Risiko auf 20 - 30 vha, was zur Mangelversorgung in der DDR führte und in die LPG's mündete.

Ich erwarte keine o815 - Antwort aus Bonn. Aber ich hoffe, dass Bonn endlich aufhört im Sinne der SED

oder noch viel gefährlicher der PDS zu argumentieren

Mit freundlichen Grüßen,

Rosemarie Grfn. v. der Schulenburg
33 729 Bielefeld

Wangeroogeweg 44
22.9.97

An das Bundesministerium für Arbeit und Soziales

Pressestelle

53123 Bonn - Duisdorf

Betrifft: Dr, Blüm , " Heimatverdrängtes Landvolk

Sehr geehrte Frau Deis - Riddering, anbei schicke ich Ihnen eine Ablichtung Ihrer Antwort vom 15.1.97 auf meinen Brief vom 5.1.97 zurück. Ihr Antwortschreiben hat in betroffenen Fachkreisen die Runde gemacht und wurde verärgert aufgenommen. In meinem Brief schilderte ich Ihnen die Deputatregelung für Landarbeiter. Die Gehaltsfrage ließ ich aus, weil unterschiedliche Ausbildungen und Länge der Betriebszugehörigkeit den Brief kompliziert hätten. Ich schrieb dies nicht aus " Erinnerung " sondern aus Sachkenntnis. Ich habe im Krieg einem landwirtschaftlichen Großbetrieb mit notarieller Vollmacht vorgestanden. Aus Ihrem Brief muss ich schließen, dass Sie nicht einmal wissen, dass die Landarbeiter sozialversichert waren. Die Rentenversicherungsordnung regelte am 19.7.1911 endgültig die gesetzliche Kranken -, Unfall - und Rentenversicherung mit späterer Neufassungen 1924 und 34. Die deutsche Landwirtschaft unterstand der öffentlich rechtlichen Gesamtkörperschaft des Reichsnährstandes. Von der Rechtslage ganz abgesehen, ist die Vorstellung von Herrn Dr. Blüm geradezu abenteuerlich, dass man zu Zeiten anhaltender Vollbeschäftigung Arbeitskräfte "mit einem Schnaps oder vielleicht einer Gans " hätte halten können. Es wäre versöhnlicher gewesen, Herr Dr. Blüm hätte Landwirte mit Namen genannt, die sich analog verhalten haben, anstatt einen ganzen Berufsstand zu beleidigen, zumal man im Begriff ist, den ehemaligen Besitz dieser Menschen als Hehlerware zu veräußern. Es ist noch kein Menschenalter her, dass man das Vermögen einer Minderheit enteignete, um den Anschluss Österreichs an das Reich zu finanzieren. Um dies zu legalisieren verfolgte man diese Minderheit mit gnadenloser Hetze.

Frau Dies - Riddering, ich erwarte keine Antwort, weil es nämlich keine gibt. Sie müssen aber wissen, dass grade wir ehemaligen!! CDU -Mitglieder das Geschehen und den Geist in Bonn mit größter Sorge, wenn nicht sogar Angst vor der Zukunft, verfolgen.

Mit freundlichen Grüßen,

ROSEMARIE GRFN. SCHULENBURG

Wangerooogeweg 44
4800 BIELEFELD 16
TEL.: 05 21 /76 18 77

Bielefeld, den 30.5 1992

Es fällt mir nicht leicht , Ihnen diesen Brief zu schreiben, denn ich bin seit 28 Jahren überzeugtes Mitglied der CDU, war im Rat der Stadt Lippstadt und habe in 33 Jahren evangelischer Frauenarbeit in leitender Position in Ihrem Sinne gearbeitet, eine zeitweise grosse Einsamkeit im Kreise ev. Theologen. Ich will die Partei, der ich auch sehr viel verdanke, nicht verlassen, ohne Ihnen meine Gründe geschrieben zu haben:

1.) Der unverantwortliche Umgang mit Geld, mitverursacht durch die Scheckbuch - Aussendiplomatie, die völlig falsch eingeschätzten Kosten der Wiedervereinigung, die ständige Prahlerei mit unserer stabilen Mark, der Wirtschaftskraft und die falschen Wahlversprechungen. Es ist als ob die derzeit Regierenden glaubten, die könnten ihr Ansehen im Ausland und ihre Machterhaltung kaufen auf Kosten des Volkes, von dem sie laut ihrem Eid "Schaden abwenden" sollten.

2.)Die vielen Verträge mit Nachbarstaaten, der eilige Wiedervereinigungsvertrag mit der Konkursmasse DDR lassen mich gravierende Nachteile und verpasste Gelegenheiten erkennen. Nur ein Beispiel : Bei den Milliarden, die wir für die Rückführung russischer Soldaten zahlen müssen, vergass man, deutsche Firmen an der Ausführung der benötigten Häuser zu beteiligen.

3.) Seit 1765 sind wir mit dem "Allgemeinen Preussischen Landrecht" ein wirklicher Rechtsstaat, der erste in der Welt, weitgehend in die Verfassung der'USA übernommen..(Grosskanzler v. Carmer, v. Beyme v.Grolman) Auch der König konnte bei Fehlentscheidungen vor ein bürgerliches Gericht gestellt werden. Seit dem Urteil in Karlsruhe betreffs Bodenreform,23.4.1991, in dem den Enteigneten zwischen 1945 - 49 die Restitution nicht gesiedelten Landes verweigert wurde, ist dieses Prinzip durchbrochen. Wir wissen, dass die Richter, wären sie in ihrer Entscheidung frei gewesen wie einst im alten Preussen, später Deutschland, sich anders entschieden hätten. Mit diesem Urteil wurde praktisch Raub, Plünderung , Mord und Vertreibung, jahrelange Haftstrafen ohne Prozess - und dies nicht nur an den ehemaligen Besitzern sondern auch an allen leitenden Mitarbeitern, Pächtern, Mitbesitzern, Verwandten,Gläubigern und Flüchtlingen - legalisiert.Der hohe Stellenwert und Schutz des Eigentums ist seitdem generell für alle Deutschen, seit wir zweierlei Eigentumsrecht haben, in Frage gestellt.

4.) Um nun aber doch dem Gleichheitsprinzip zu entsprechen, wurde uns im Urteil eine baldige Gesetzgebung und Ausgleichsleistung versprochen die eventuell einen kleinen Teilrückerwerb ermöglichen

könnte. Die dies bearbeitende Lauf - Behörde ist inzwischen aufgelöst, und wir können nicht disponieren.

5.) Die grosse Protestkundgebung am 26.4.1992 in Bonn, Beethovenhalle, die bis auf den letzten Platz besetzt war, veranstaltet von der "Bäuerlichen Interessengemeinschaft, e.V.", von der "Hilfsgemeinschaft für die Opfer der Bodenreform, e.V." und der "Arbeitsgemeinschaft für Agrarfragen in den neuen Ländern, e.V." stand unter dem Motto: "Enteignete Landwirte fordern endlich Rechtssicherheit 2 - Dies ist unbedingt nötig, weil unsere ohnehin schon total verloderten Betriebe in den 2 112 Jahren seit der Wende noch weiter herabgekommen sind. Der Schuldenberg wächst ständig ohne nennenswerte Investitionen. Pro Jahr macht JEDER HA AK cca 2000.- DM minus und jeder ha Wald 350.-. Die Schulenburg'schen Gesamtforsten machten seit der Wende bis zum 1.1.92 fast 10 Millionen Mark minus. Bei sofortiger Reprivatisierung hätte man das vermeiden können.

6.) Politiker aller Parteien waren zu der Kundgebung in der Beethovenhalle eingeladen. Ausser einem Vertreter der FDP, der versprach, sich für unsere Belange einzusetzen, war niemand erschienen. Wir sind halt eine Minderheit, die bei der nächsten Wahl nicht so sehr ins Gewicht fällt. Wenn man diese Minderheit enblock weiterhin tüchtig diffamiert, dann wird sich das Volksgewissen schon beruhigen. In den Medien öffentlichen Rechts konnten wir erfahren, dass wir Nazi- und Kriegsverbrecher waren, das ^{ius} prima noctis ausgeübt hätten!!, untüchtig und degeneriert seien und keine Steuern gezahlt hätten. "Nach Gutsherrenart" wurde zum Symbol für schlechtes Benehmen. Auch hier könnte man aus der Geschichte lernen: Die Hetze gegen die Juden hat uns nichts Gutes eingebracht.

7.) Wenn Sie nun eine Minderheit im eigenen Land so behandeln, wie wollen Sie dann glaubwürdig für Minderheiten in anderen Ländern eintreten?

8.) Weil aber unsere einst blühenden Betriebe kontinuierlich entwerten, ging die Rechnung von Frau Breul nicht auf. Sie wollte die Hehlerware für 600 Milliarden verkaufen. - Wenn aber unsere Partei noch christlich wäre christlich wäre, würde sie wissen, dass unrecht Gut nicht gedeiht. Die Bitte: "Und führe uns nicht in Versuchung" soll uns vor solchen Fehlern bewahren.

9.) Bevor nun aber eine uns zugesagte Gesetzgebung formuliert ist, wird unser Land schon ausgeschrieben. Man hofft auf Käufer, egal welcher Nation, Hauptsache die Kasse stimmt. Unbekannte Einwanderer sind Bonn lieber als ihre loyalsten Staatsbürger mit know how, einigen Mitteln und erheblichem geretteten Kulturgut, das sie dorthin zurückbrächten wo es herkommt. Den gleichen Fehler begingen die Palästinenser als sie ihr wüstes Land sehr billig Ausländern, den Isrealis, verkauften. Wie es ihnen jetzt ohne Land ergeht, sehen Sie jeden Abend im Fernsehen.

10.) -Und nun komme ich zu dem Stichwort "Ausländer". Natürlich müssen wir politisch Verfolgte aufnehmen. Das haben wir in Preussen seit Jahrhunderten gemacht und damit beste Erfahrungen gesammelt. Mit Privatvermögen herbergten meine Eltern nach dem 1. Weltkrieg Baltendeutsche, Russische Emigranten und Wolhyniendeutsche Bauern. Das hat meine Kindheit reich und interessant gemacht. -Was aber

jetzt geschieht, ist aus der Kontrolle geraten. Unsere Regierung agiert nicht, sie reagiert nur noch mit Angst, Hilflosigkeit und endlosen Debatten. Dem empörten Volk will man weismachen, es stehe so im Alten Testament.

11.) Vier Tage vor dem Ausländersonntag wollte ich in einem kleinen Kreis der CDU Brake sagen, was das Alte Testament in ganz ähnlichen Situationen zu diesem Thema sagt. Im Neuen Testament ist diese Frage gar nicht akut. Nach drei Sätzen, zugegeben ich war müde und wahrscheinlich langweilig, wurde ich angebrüllt: "Wir wollen hier keine Bibelstunde!" Natürlich kann ich den äußerst rüden Methoden, mit denen die "Kinder Israel" ihre Ausländer vertrieben haben, nicht zustimmen. Aber worauf ich aufmerksam machen wollte ist, dass man sich hinter falschen Autoritäten versteckt. Dass aber das AT mit seinem sehr langen Atem der Geschichte hier so eindringlich warnt, kommt aus Erfahrungen, die sie mit bewundernswerter Genauigkeit über Jahrhunderte tradiert haben.

12.) Noch einmal Rechtsstaat: 1972 liehen wir 13 Bilder, die ich unter Lebens Einsatz vor der Zerstörungswut der Russen rettete und in die Kirche brachte, dem Daneil'schen Museum in Salzwedel, weil ich sie nicht in den Westen bekommen konnte. Wir schlossen einen detaillierten Leihvertrag ab. Seit zwei Jahren bemühen wir uns, diese Bilder zurückzubekommen. Mit immer neuen Ausflüchten werden wir hingehalten. Geplatzte Termine, angeblich nicht erhaltene Einschreibebriefe sorgten für Zeitgewinn, denn es ist in Bonn ein Gesetz 'in Vorbereitung, dass Dinge, die in Museen gelandet sind, nicht zurück zu geben sind. Nachdem wir uns an höchste Stellen wandten, bekommen wir die Bilder nun doch. Aber ich frage Sie: "Sind wir eigentlich noch in Deutschland?"

13.) Herr de Maiziere residierte mit seiner CDU - Schulungsstätte in einem Schulenburg'schen Schloss mit entsprechenden Möbeln. Keinen Brief der drei alten Erbinnen hat er beantwortet. Dann verlor er allerdings einen Prozess und musste eine Schandschrift über unsere Familie, die bis dahin an der Rezeption verteilt worden war, zurücknehmen und musste eine Tafel am Portal, die böartige Unwahrheiten über den letzten Besitzer verbreitete, entfernen. "Du sollst nicht falsch Zeugnis reden wider Deinen Nächsten" und auch "nicht sein Haus begehren" gehört zu einer christlichen Partei

14.) Abschließend glaube ich nicht, dass dies alles gezielter böser Wille ist, was die Rechtspresse teilweise behauptet. - Aber es ist mit Sicherheit nicht gekonnte Menschenführung unter Außerachtlassung ethischer Werte, die grade unsere Partei auszeichnen sollten. Deshalb ist es mit meinem Gewissen unvereinbar, der d e r z e i t i g e n CDU weiter anzugehören.